Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Erbauung der christlichen Gemeinde.

Neue Folge I.

Gotthilf Heinrich von Schubert.

Ein Lebensbild

gezeichnet

von

Dr. K. Schneider,
Pastor in Schroda.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1863.

Preis geh. 16½ Sgr., geb. 20 Sgr.

(Man bittet die Rückseite zu beachten.)

Gotthilf Heinrich von Schubert.

Ein Lebensbild

gezeichnet

von

Dr. H. Schneider,
Pastor in Schroda.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1863.

Inhalt.

I.

Die Kindheit.

1. Das Elternhaus.

Wer in dem achten oder im Anfange des neunten Zehendes des vorigen Jahrhunderts in das Pfarrhaus zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge eintrat, empfing einen tiefen Eindruck von der Gewalt, welche die Liebe zu Gott über die Herzen der Menschen übt. In den bessern Räumen des Gebäudes, die freilich selbst den mäßigsten Ansprüchen kaum genügen wollten, wohnte der alte Pfarrer mit seinem Weibe, seinem jüngsten Sohne und einigen andern zu seinem engern Haushalte gehörigen Personen. Ein kleines Zimmer, in welches niemals ein Sonnenstrahl fiel, hatte die Familie des Pfarrgehülfen aufgenommen. Dort arbeitete der auch schon alternde Mann für sich und den alten Herrn; dort waltete die Hausfrau; dort spielten und lernten die sieben Kinder. Ihre Schlafstelle hatten sie alle neun auf dem Boden unter dem Dache, und das jährliche Einkommen, mit dem sie reichen mußten, belief sich noch nicht ganz auf zweihundert Thaler. Bei nur mäßiger Neigung seiner Einwohner zu Ehrgeiz, Neid oder Eitelkeit wäre das Haus eine Hölle geworden; die nahen verwandtschaftlichen Bande — die Frau des Substituten war die Tochter des Pfarrers — würden dem nie endenden Streite verdoppelte Nahrung gegeben haben. Und es war vielmehr eine Stätte des Friedens, ein Tempel des lebendigen Gottes.

Es waren aber auch liebe Menschen, welche dort ihr Wesen hatten. Der Pfarrer Gotthilf Werner, eines Predigers Sohn und durch seinen Vater in Berührung mit August Hermann Francke, dem Gründer des Hallischen Waisenhauses, gebracht, hatte sich in der Zeit des herrschenden Halbglaubens mit ganzem Herzen zu seinem Heilande gewendet und seinen Glauben unter mancherlei Anfechtungen freudig bekannt. Armuth und Kränklichkeit führten ihn zeitig in die Schule der Geduld und des Gebetes, in welcher er Treue gehalten hat — bis an's Ende. Sein Weib war bei aller Frömmigkeit und bei allem demüthigen Eingehen in den Sinn ihres Mannes eine frische und heitere Natur. Der Enkelsohn, mit dem wir uns in vorliegendem Büchlein zu beschäftigen haben, sieht die Munterkeit seines Geistes als ein Angebinde an, das ihm die Frau Großmutter in die Wiege gelegt habe.

Der Glaube der alten Leute wurde, als sie schon jenseit aller Lebenssorge und Mühe zu sein meinten, noch auf eine recht schwere Probe gestellt. Ihres Herzens Trost und ihrer Augen Lust war ihr Sohn Gabriel. Er war der Gehülfe des kranken Vaters und diesem ein gutes Kind und ein treuer Freund; der Welt aber war er außerdem ein junger Gelehrter, dessen große Tüchtigkeit in der Sprache des Morgenlandes zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Dieser Sohn nun ward den Eltern im Jahre 1768 durch einen unerwarteten Tod entrissen.

Da entschloß sich der wackere Schwiegersohn Christian Gottlob Schubert, damals zweiter Pfarrer in Lunzenau an der Mulde, der Bitte seines sterbenden Freundes und Bruders nachzugeben. Er opferte die nahe Aussicht auf ein reich besoldetes Amt und trat an Gabriels Stelle als Gehülfe des Vaters ein.

Christian Gottlob Schubert war in Schwarzenberg geboren; seine Eltern trieben einen Kleinhandel, der ihnen sauer wurde, aber doch die Mittel gewährte, ihren Sohn studiren

zu lassen, nachdem es ihnen — zuletzt durch ein wunderbares Traumgesicht — zur Gewißheit geworden war, daß es der Wille Gottes sei. Freilich hat sich Gottlob als Schüler und als Student sehr einschränken und manch liebes Mal sein Mittagbrod „in der Sonne" einnehmen müssen, aber er wußte, daß seine Eltern für ihn thaten, was sie vermochten, und so entbehrte er mit freudigem, dankbarem Herzen. Der Vater war ein schlichter frommer Mann, von welchem der Sohn namentlich das reich gesegnete Erbe körperlicher Rüstigkeit empfangen hat, das auch auf den Enkel übergegangen ist. Die Mutter aber ist eine seltne Frau gewesen und hat, ob sie gleich hundert Jahre früher lebte, ehe man von innerer Mission sprach, doch deren Sinn und Werk prächtig verstanden und geübt. Namentlich möchte ich ihr Rechnungsbuch manchem Kaufmann zur Einsicht wünschen. Darin hatte sie nämlich all' ihre reichen Schuldner sorgfältig verzeichnet, wofern sie solche hatte; die armen Leute aber, die ihr bischen Nothdurft von ihr entlehnten, verzeichnete sie in Räthselworten: „die Frau an der Ecke", „der arme Mann beim Stein am Wasser" u. s. w. Das war dann nach ihrem Tode für das hochlöbliche Nachlaßgericht verlorne Mühe, diese Kunden zu suchen, und das hatte Frau Schubert auch gewollt. So stand sie zu den Menschen; wie sie mit ihrem Gotte redete, davon mag die Anhöhe vor Leipzig zeugen, auf der sie eine Stunde im Gebet lag, nachdem sie ihren Sohn der hohen Schule übergeben hatte und auf der sie dann mit ihm ebenso innig Gott pries, als sie drei Jahre später den Jüngling an Leib und Seele unverdorben zurücknahm.

Gottlob war der würdige Sohn dieser Mutter; als Geistlicher ein Freund der Armen, ein Helfer mit Rath und That, ein Seelsorger im schönsten Sinne des Wortes, aber auch ein Beistand in leiblichen Dingen. Er hat in Lunzenau bei einem Feuer auf den obersten Balken des bedrohten Hauses löschen helfen und sich auch bei anderen Gelegenheiten in ähnlicher Weise

hervorgethan. Als Gottesgelehrter hatte er sich der Schule des Christian August Crusius angeschlossen, eines Mannes, der mit tiefem Ernst der damaligen Zeitrichtung entgegentrat und von dem wir lesen, daß er wenige, aber dann auch begeisterte Anhänger gehabt habe. Als Prediger war er einfach und brachte gerade dadurch eine bedeutende und nachhaltende Wirkung hervor. Noch in seinem Alter verdunkelte, wenn wir so sagen dürfen, die Kraft seiner schlichten gläubigen Rede die kunstvolle Weise berühmter Kanzelredner, die vor oder nach ihm sprachen. In seinem Hause war er still und ernst; er hatte gelernt, Kummer und Sorgen im stillen Herzen zu verschließen, das sich nur im Gebete aufthat. Seinen Kindern war er ein strenger Vater; Ungehorsam, Widerspruch vollends, ja selbst vorlautes Reden nur wurde nicht geduldet. Er waltete wie jener Patriarch, den die westphälische Dichterin beschreibt, d. h. er erzog seine Kinder „zu Gottes Ehr' und ihrer Pflicht und nach der Vordern Art," und lehrte sie der Rechenschaft, die er zu geben hatte, eingedenk, „seinen Blick zu lesen."

Des Vaters Strenge wurde durch die Milde der Mutter glücklich ergänzt. Das war eine Frau! „Sie war" (vergl. was Gotthilf Heinrich Schubert im vierten Theile seines Buches „Altes und Neues" erzählt) „ein Bild der Liebe, der Demuth und der stillen Gottergebenheit. Es war eine Liebe, welche wenig Worte machte, sondern immer nur in ihrem Herzen sprach: Herr Jesu, ich deine arme Magd will ganz dein sein; hier bin ich, leite du mich nach deinem Wohlgefallen." Dieser stillen Seele schien alles das, was dem Zorn, dem Haß, ja nur dem heftigen Unwillen gleicht, gänzlich fremd, ja unmöglich zu sein; ihre Kinder haben nie ein hartes Wort von ihr gehört; wenn der Vater, der von Natur zur Heftigkeit neigte, aus menschlicher Schwäche dem Zorne gegen sie Raum gab, da schwieg sie wie ein Lamm. Ihre Dienstboten und Arbeiter wurden von ihr nur sanft zurechtgewiesen, und über einen abwesenden Menschen urtheilte sie nie-

mals hart, mochte dies auch an Andern nicht leiden. Und dennoch hat wohl selten eine Frau in ihrer ganzen Umgebung so viel willige Unterwürfigkeit und Gehorsam, so viel Ehrfurcht und Liebe gefunden, als diese. Der Geist der Gottesfurcht, des Fleißes und der Ordnung, der von der Frau des Hauses ausging, nahm auch die Widerstrebenden in seine Gewalt. Sie schien eines jener Gefäße zu sein, durch welche Gott nur wohlthun und segnen will. Auch zur Zucht der Kinder genügten ihr das Wort und der Blick; aber ein solcher Blick hatte Wunderkraft, ging wie ein treuer Wächter den Kindern auf allen ihren Wegen nach und hielt sie mit starkem Arm vom Bösen zurück. So wenig gesprochen und so viel gethan haben wohl wenige Frauen. In Lunzenau und auch in Hohenstein hat sie oft, wenn Mann und Kinder schon schliefen, bei mitternächtiger Lampe mit der Nadel das erworben, was die Schlafenden am andern Tage erquicken und bekleiden sollte. Der Reinheit und Lauterkeit ihrer Seele entsprach die Ordnung und Sauberkeit ihres Hauses. Daß Gebet und Gesang ihr oft von den Lippen strömte, stets ihr Gemüth erfüllte, mögen wir gern glauben. In ihrer Armuth war sie eine Mutter der Aermeren und Verlassenen, in ihrem Wohlstand blieb sie es; „weder Armuth noch Reichthum konnten sie hindern, wohlthätig zu sein gegen Jedermann."

In diesem Hause, von diesen Eltern wurde Gotthilf Heinrich Schubert am 26. April 1780 geboren.

2. Die natürliche Ausstattung.

Heinrich war ein gesundes kräftiges Kind, dem die strenge väterliche Erziehung und die Schule der Entbehrung, in welche er so zeitig eingeführt wurde, gar wohl bekam. Langsam gelernt hat er freilich das Laufen, dann aber es nur um so munterer geübt. Seine natürliche Stärke wurde durch einen frischen Muth und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Schmerz gehoben. Es war ihm kein Weg zu weit, kein Baum zu schlank oder hoch,

und er sah später als Mann mit Grausen zu den Wipfeln empor, die er als Kind erklommen hatte. In die Stollen und Schachte des Gebirges folgte er dem Bergmann gern nach; er vertraute sich ihnen aber auch ruhigen Herzens ganz allein, selbst ohne Grubenlicht.

Zu dieser schönen Naturgabe, die er später so trefflich verwerthet hat, kam die andere eines besonders lebhaften Sinnes für die lebendige Natur, die allerdings in seiner Heimath großen Reiz entfaltete. Theilnahme, Nachsinnen, Suchen und Versuchen, Sammeln, Ordnen und so weit dies möglich, Nachbilden, verbreitete sich allmählich über alle Gebiete der sinnlichen Schöpfung. Von dem kindischen Spiele, das sich an den „Hühnchen" (den Blüthenknospen) der Päonie freute und dieselben, ehe sie noch aufbrachen, durchschnitt, um hinter das Geheimniß ihrer Entfaltung zu kommen, schritt er rasch weiter. Er prägte sich die Bilder der einzelnen Blumen und Kräuter, die er auf seinen Streifereien fand, so tief ein, daß er sie noch in den spätesten Jahren vor seine Seele zurückzurufen vermochte. Er taufte sie aus eigner Machtvollkommenheit und übte sich darin, sie zu beschreiben. Als ihm endlich im Garten ein eignes Beet ward, so wurde dieses zum Versuchsfelde, auf welchem er das tägliche Wachsen der Pflanzen sorgfältig beobachtete.

Noch lebendiger scheint er sich für das Steinreich interessirt zu haben, obgleich sich hier freilich sein Eifer auf Sammeln beschränken mußte. Ein Mitschüler, der eine gar zu kaufmännische Ader hatte, verkaufte ihm seltne Steine, die er sich aus nahe gelegenen Bergwerken zu verschaffen wußte. Diesen Schatz hielt unser kleiner Sammler besonders theuer. Er barg ihn erst in der verstecktesten Stube des Hauses, dann in einem Spalt der Gartenmauer und trug ihn fleißig von Ort zu Ort, bis er sich durch die ernsten Worte der Heiligen Schrift wider das Schätzesammeln bewogen fand, davon zu lassen. Vielleicht auch — er selbst gibt die Möglichkeit zu — fand sein bewegter Geist eine

andere bessere Nahrung. Diese gewährte allerdings der in Hohenstein selbst wieder aufgenommene Bergbau. Hinter der Welt, die sich hier aufthat, trat ja doch alles Andere zurück; auch die merkwürdige Sammlung von Füßen einheimischer und fremder Vögel, die der Knabe veranstaltet hatte, ohne zu ahnen, daß einer solchen wirklich ein wissenschaftlicher Werth zukommen könnte. Was war das für eine Lust, wenn er an der Hand des Steigers in den dunkeln Grund der mütterlichen Erde eintreten und ihre Reichthümer schauen durfte, oder wenn er am Abend in stiller Ehrfurcht mit angehaltnem Athem den Gesprächen folgte, die der erfahrene Mann mit seinem Vater führte, oder wenn er ungebundener den invaliden Bergmann aufsuchte, der am Eingange der Höhlen die Erze zerklopfte und seinen Bericht über die „Tiefen da unten" mit allerlei Erzählungen von den Berggeistern und dem doppelten Gesichte würzte. Allmählich richtete sich auch das junge Auge über den engen Gesichtskreis der Heimat und der unmittelbar sichtbaren Dinge hinaus. Die Gelegenheit dazu kam von verschiedenen Seiten. Zwei Feuersbrünste hatten Hohenstein heimgesucht, deren eine eine weite Verheerung angerichtet, Kirche und Pfarrhaus bedroht hatte, und nur durch die Umsicht des Grafen von Waldenburg und die unermüdete Thätigkeit des Bürgermeisters und des Pastors aufgehalten worden war. Beim Räumen des Hauses waren Heinrich die riesigen Kartenwerke, welche der Vater vom Schwager Gabriel geerbt hatte, in die Hände gefallen, und zu den Bildern ausländischer Thiere und Pflanzen, mit denen die Ränder verziert waren, gaben Vater und Schwestern den lehrreichen Text. Der andere Brand hatte einen Torfmoor ergriffen und ängstliche Gemüther mit der Sorge vor dem nahen Ausbruch des Feuers aus den nächsten Bergen erfüllt. Hier hatte der Vater, in der Geschichte der Natur selbst gründlich gebildet und voll Theilnahme für dieselbe, Veranlassung zur ansprechendsten Belehrung. Der Magnet in seiner Arbeitsstube, der Kompaß auf seinem Schreibtisch,

ergänzten einen Unterricht, der eben so gern ertheilt als empfangen wurde. Von den mancherlei Versuchen, unter denen Heinrich Gelesenes oder Gehörtes auf die Probe stellte, ist mir derjenige besonders interessant gewesen, in welchem er in seinem zehnten Jahre Lemerys künstlichen Vulcan nachzubilden bemüht war. Er sammelte einige Freunde um sich, hielt ihnen nach besten Kräften Vortrag über die Sache, mischte Eisenfeilspäne und gestoßenen Schwefel, vergrub die Mischung unter den Rasen und erwartete — leider vergeblich — den Ausbruch, auch nachdem die minder gläubigen Freunde sich zerstreut hatten, bis der Ruf des Vaters ihn in's Zimmer zurückführte.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß ein in solcher Art genährter Geist auch Ruhe bedurfte und suchte. Wir können uns also nicht wundern, daß Heinrich oft seine Spielgefährten verließ, um an einsamen Stellen des Waldes oder Feldes seinen Träumereien nachzuhängen, das heißt, in seiner reichen Phantasie Nahes und Fernes mannigfach zu verweben. Auch dieser Zug zur stillen Beschaulichkeit ist ihm bis in sein Alter geblieben.

Einen anderen, der mit ihm in nahem Verhältnisse stehen mochte, hat er in seinem Leben überwinden müssen: die namenlose Schüchternheit, vorzüglich vor vornehmen Leuten. Wenn er die Zeitung zum Herrn Bürgermeister zu tragen hatte, hat er wohl öfters eine Stunde lang vor der Thüre gewartet, ehe er sich ein Herz faßte, einzutreten. Noch mehr Pein hatte er, wenn Besuch zu den Eltern kam, und als gar einmal der Herr Graf seinen Vater mit einem solchen beehrte, da hat er sehr viel ausgestanden; denn er nahm seine Zuflucht in die Ecke eines Zwischenbodens, hielt viele Stunden in diesem traurigen Versteck aus, sah und hörte, wie besorglich ihn Mutter und Schwestern suchten, aber auch, mit welcher Opferwilligkeit ihm letztere die besten Stücke von der Mahlzeit aufhoben, die der Graf durch seine Diener hatte auftragen lassen.

Diese Menschenfurcht hat ihm noch in seinen späteren

Schuljahren manche Freude verdorben, ihn namentlich darum gebracht, bei einer großen Schulfeier vor dem Weimarischen Hofe an einer Aufführung seiner Kameraden mitwirken zu können.

Das Lernen wurde ihm sehr leicht; sein Gedächtniß erwies sich als ebenso schnell empfänglich wie sicher bewahrend, und der mündliche wie der schriftliche Ausdruck bereiteten ihm gar keine Schwierigkeit. In seiner frühen Kindheit, als er kaum zu lesen und schreiben begann, war er ein fertiger Reimschmied. Es kann an dieser Gabe nicht viel gewesen sein, da sie in dem späteren Leben unentwickelt bleibt, aber den Freunden ist sie groß erschienen, und den jungen Dichter, dessen kleine Seele nicht frei von Eitelkeit war, erfüllte sie mit der Hoffnung schriftstellerischer Zukunft. Da ihn ein Gefährte in's Wasser wirft, steigt er, glücklich gerettet, mit dem Gedanken wieder herauf: das kommt einmal in deine Lebensgeschichte. Er hat auch in seinem sechsten Jahre den ersten Versuch selbständiger Schriftstellerei unternommen. Sein Werk über den Wallfischfang, welches so schön mit „Alldieweil" anhob, ist aber leider nicht über die zwölfte Zeile gediehen.

3. Ein wunderbarer Familienzug.

Wir haben noch von einer weiteren Naturgabe zu reden, die Schubert vor den meisten andern Sterblichen voraus hatte, und die auf sein inneres Leben, wie auf sein Verhältniß zu derjenigen Wissenschaft, der er sich später widmete, so bedeutsam geworden ist, daß wir nicht davon schweigen dürfen.

Er, und nicht er allein unter den Geschwistern, hatte von seiner Großmutter in Schwarzenberg die Gabe des Traumes geerbt. Diese einfache und verständige Frau war, wie schon erwähnt wurde, durch eine nächtliche Erscheinung bewogen worden, ihren Sohn Christian Gottlob studiren zu lassen. Ein Mann in geistlichem Gewande hatte sie ob ihrer Abneigung dagegen gescholten und sie aufgefordert, Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus zu lesen, und in

dieser, die ihr bis dahin fremd war, hatte sie die eindringlichen Worte gefunden, denen sie nicht zu widerstehen vermochte. — Ihr Christian erfuhr Aehnliches. Er war Hofmeister in Rochsburg, als seine Mutter starb. Der Tod trat ganz unerwartet ein, dennoch rief der Sohn dem Schwarzenberger Bürger, der ihm die Trauerkunde bringen sollte, entgegen: Ihr bringt mir gewiß die Nachricht vom Tode meiner Mutter. Sie war ihm in der vorangegangenen Nacht am Bett erschienen, hatte seine Hand genommen und zu ihm gesprochen: Christian Gottlob, lebewohl und Gott segne dich, du wirst mich nun auf Erden nicht mehr sehen. Einen ebenso rührenden Abschied hatte er später von seinem eignen Sohne Adolf genommen, der als Soldat im Kriege der Deutschen wider die französischen Freiheitsmänner in der Gegend von Coblenz dem Lazarethfieber erlag. Hier hatte ihn der Traum an das Sterbelager des Kindes geführt, um die letzten Zeugnisse seiner Liebe und Dankbarkeit, wie seines seligen Glaubens zu empfangen.

Ein anderes Mal unterrichteten Träume den Vater von der sittlichen Gefahr, die das Leben seines jüngsten Sohnes, damals Schülers in Greiz, bedroheten, so daß dieser zu nicht geringer Ueberraschung durch Briefe aus der Heimat zur Besinnung gebracht wurde.

Diese Traumgabe erstreckte sich auch auf das dritte Glied, sie ging auf Johanna und auf Gotthilf Heinrich Schubert über. Letzterer weiß von mehreren Erscheinungen zu reden, deren Erinnerung ihn noch im hohen Alter mit tiefem Ernste erfüllte, und unter denen diejenige die gewichtigste war, in der er durch seine verstorbene Mutter die Nachricht erhielt, daß seine Frau bald sterben werde. Ein späterer Traum nannte sogar den Todestag.

Es ist hier nicht der Ort, dem Grunde und der Bedeutung solcher Zeichen nachzugehen, in denen die unsichtbare Welt in die

sichtbare hineingreift. Wir haben es einfach mit einer Thatsache zu thun, welche sich nicht hinwegleugnen läßt, denn die Bekenntnisse eines Mannes, der mit so sicherm Schritte seiner nahen Rechenschaft entgegen geht, wie Schubert es that, hat das Recht auf unsern Glauben. Wir können auch hier nicht, wie in vielen ähnlichen Fällen, von krankhafter, nervöser Körperstimmung reden, denn wir haben eine Familie vor uns, die mit vorzüglicher Kraft und Gesundheit gesegnet war. Wir beugen uns also vor einem Geheimnisse der göttlichen Allmacht, ohne doch zu vergessen, wo wir den sichern, gewissen Grund unseres Glaubens zu suchen haben, und ohne diesen Erscheinungen einen höheren Werth beizumessen, als den, daß wir sie zu den vielen Wahr- und Warnungszeichen rechnen, durch welche wir vor den Verführungen des gröbsten Unglaubens behütet werden sollen. Jedenfalls aber werden wir es begreiflich finden, daß diese Wundergabe den mit ihr Ausgestatteten eine besondere Geneigtheit gab, Aug' und Ohr dem Worte Gottes aufzuthun und ähnlichen Spuren seiner Wunderhand nachzugehen.

4. Geistliche Führung.

Indessen fehlte es unserm Heinrich nicht an der Hand, die bessere und kräftigere Lebenskeime in seine Seele legte. Die ächte, ungeschminkte Furcht Gottes umgab ihn wie die Luft, die sein Leib einathmete; er sog sie schon mit der Muttermilch ein. Das war ein Geringes, daß im väterlichen Hause der Tag mit Gebet begann und endete, daß das Essen unter Danksagung empfangen ward und beim Geläute der Abendglocke sich alle Kniee im Hause beugten. Aber ein Größeres war es, daß das Gebet im Geist und in der Wahrheit geschah, und das Größte, daß sich seine Kraft im Laufe des Tages mannigfach bewährte.

So geschah es, daß jeder im Hause, der mit dem Knaben verkehrte, ihm ein Führer zu Gott ward. Zuerst ward dies schöne Loos dem Großvater zu Theil; sein Gebet erweckte den schlum-

mernden Trieb in der Seele des Kindes. Dessen früheste Erinnerung ist die, daß er als Knabe von kaum zwei Jahren den alten Pfarrer ganz allein knieen sah und laut reden hörte, ohne daß er eine andere Person im Zimmer bemerkte; und daß die Erscheinung des Greises ihn mit einer heiligen Scheu erfüllte, deren Eindruck sich niemals in seinem Gemüthe verwischt hat.

Als er etwas älter war, wirkte die Art und Weise, in welcher die Eltern und Geschwister von seinem verstorbenen Schwesterchen redeten, von der himmlischen Heimat, in die es eingegangen, und von der Seligkeit des Wiedersehens, die ihrer warte, anregend und heiligend auf den stillen Zuhörer. Diese Einflüsse geschahen ohne bestimmte Absicht der Erzieher, die es jedoch auch sehr wohl verstanden, ihren Heinrich zu lehren und zu weisen.

Er stand in seinem vierten Jahre, als er nach langwieriger Krankheit auf dem Arme des Vaters zum ersten Male wieder die Pracht des Frühjahres sah, und dieser ernste verschlossene Mann ward beredt und warm, indem er die stille Genesungsfeier und die Freude des Knaben benutzte, um ihm von dem Vater im Himmel zu reden. Der sei es, der alle die schönen Blumen und die fleißigen Bienen und die bunten Vögelein geschaffen und noch versorge; er habe dem kranken Liebling das Leben geschenkt, und dabei walte er von jedem Auge ungesehen. Einmal aber sei er sichtbar geworden. Hier begann er nun von Jesu Christo zu erzählen — und das Alles in der schlichten Kindersprache, so daß das Knäblein wohl zuzuhören vermochte.

Bald darauf nahm die Mutter ihren Heinrich einmal mit zu seiner Schwester Christiane, welche in Waldenburg an den Apotheker Helmers verheirathet war. Die Reise war ganz einfach; die Frau Pfarrerin lief, und ihren kleinen Buben trug eine Arbeitersfrau im Korbe auf dem Rücken. Der plötzliche Uebergang aus der großen Beschränkung des elterlichen Hauses in den Reichthum des Gewürzladens, wo allerlei Nä-

schereien bereit standen, hatte die natürliche Folge, daß das vierjährige Kind eigensinnig wurde. Zuletzt schlief es ein, wurde schlafend nach Hause getragen und erwachte recht ärgerlich im engen Substitutenstübchen in Hohenstein. Schreiend verlangte es zu seiner Christel zurück. Freundlich nahm es die Mutter auf den Arm und sprach: „Deine Christel, mein Heinrich, die wird jetzt mit ihrem Mann am Tische sitzen und viel zum lieben Gott beten und ein schönes Lied singen, denn deine Christel ist fromm und kommt gewiß einmal zum lieben Gott. Mein Heinrich aber war gestern in Waldenburg in der Apotheke nicht fromm. In dem Haus und in dem Garten deiner Christel da ist es wohl recht schön; aber in dem Himmel beim lieben Gott da ist es noch viel tausend Mal schöner. Deine Christel will auch nicht immer in der Apotheke bleiben, sondern sie will lieber einmal zum lieben Gott in den Himmel, wo es viel schöner ist. Sieh nur, wie die Sonne auf das Kirchendach scheint und auf den Thurm. Und die Leute singen und beten in der Kirche, denn dein Papa hält eben Betstunde. Sie wollen alle gern in den Himmel kommen, zum lieben Gott. Ich und mein Heinrich wollen aber auch in den Himmel kommen, darum wollen wir fromm sein und beten, und dann trinkst du deine Milch und dann geht das Kind zu der großen Blume in den Garten."

Ein ander Mal war Heinrich ausgezogen, um in die Abendröthe hineinzugehen und die Engel singen zu hören. Mit seinem Abendbrot hatte er den Sohn des Nachbars, eines Perrückenmachers, bestochen, daß er mit ihm liefe. Der ist auch mitgezogen, so lange er an dem Brote aß; dann ist er umgekehrt und der Andere hat zuletzt auch heimgehen müssen, damit er beim gemeinschaftlichen Gebet nicht fehle. Als er dann die Mutter zur Vertrauten machte, sagte sie ihm: „In die Abendröthe führt kein Weg, aber in das schöne Morgenroth wollen wir gehen, in das Morgenroth der Ewigkeit. Dahin tragen uns einmal die Engel, wenn wir fromm sind."

In demselben Jahre starb Vater Werner; sechzehn Jahre hatte ihn der Schwiegersohn vertreten; nun kam er an seine Stelle und dadurch in eine freie, sorgenlose Lage. Zugleich nahm die Familie von dem ganzen Hause Besitz. Mit andächtigem Ernste, Thränen im Auge, führte die Mutter ihre Kinder in das Zimmer des Großvaters: „Hier hat er gesessen, für uns gebetet und uns gesegnet; nun hat ihn Gott in seinen Himmel hinübergenommen, und wir wollen nun hier und überall beten, daß wir auch einmal selig werden." Es war, als ob etwas von dem Segen, der den Kindern Häuser baut, über die fromme Tochter und ihre Kinder ausgegossen würde.

Auch die Strafe wurde zur Lehre, und jene Schläge, die Heinrich erhielt, als er einst mit andern Knaben aus einem fremden Garten Narzissen entwandt und nachher den Vater zu belügen versucht, haben ihm lange nicht den Abscheu wider die Lüge beigebracht, wie die ernste Vorhaltung, das scharfe, Mark und Bein durchschneidende Verhör und die Nöthigung, das siebente Gebot zu sprechen, womit die Züchtigung eingeleitet ward.

Zwei Jahre nach dem Tode des Großvaters starb die Großmutter, die ihren jüngsten Enkelsohn mit großer Zärtlichkeit in ihr Herz geschlossen hatte. Im Gebete mit ihr war er gewöhnt einzuschlafen. Wunderlicher Weise war er beim letzten Aufenthalt in Waldenburg durch den plötzlichen Tod eines jungen Arbeiters, der die ganze Stadt in Bewegung setzte, in eine nachhaltig ernstere Stimmung versetzt worden und beschäftigte sich viel mit Todesbetrachtungen, als er eines Nachmittages aus der Schule an das Sterbebett der Großmutter gerufen wurde. Sie vermochte ihn noch zu erkennen, lächelte ihm zu und sagte:

„Mein Heinrich, Gott segne dich und mache einen recht frommen Menschen aus dir, der den Herrn Jesum von ganzem Herzen lieb hat und seinen Namen hier auf Erden verkündigt. Bei dem Herrn Je-

sus, das hoff' ich, das weiß ich, sehen wir uns einmal wieder." Ein Gebet, das Erhörung gefunden hat.

Unter Gebet und Segen starb die fromme Pilgerin. Die Leichenrede nahm zum Texte die Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben." Alles an diesem Sterbefalle war geeignet, unserm Heinrich zu zeigen, was der Tod für den Christen sei.

Keime nannte ich oben diese heiligen Wirkungen auf die Seele des Kindes, welche in dieselbe gelegt würden. Solche Keime wollen mit regelmäßigem treuen Fleiße gepflegt werden. Diese Arbeit übernahm Eleonore, die jüngste Tochter des Hauses; sie lehrte den Knaben, sie erzählte ihm aus der heiligen Geschichte und auch Anderes aus dem Reiche Gottes, sie erklärte ihm, was ihm an der Rede der Eltern dunkel blieb, sie erschloß ihm den Sinn unserer Feiertage.

So geschah es, daß sie einst an einem Charfreitage, welcher besonders feierlich begangen worden war, den Bruder anredete: „Weißt du denn, Heinrich, was heute an diesem Tage geschehen ist?" Und nun redete sie ihm wie eine Botin aus der andern Welt; und jedes Wort war ein Thautropfen, welcher erquickend, oder ein Sonnenstrahl, der segnend auf die Lebenskeime fiel, welche die Eltern in sein Herz gelegt hatten. Die ganze Seele ging ihm auf, und ob er gleich das Was und Wie der Rede vergessen haben mag, meinte er noch am Abend seines Lebens, dieser Charfreitag habe über dasselbe entschieden, und nannte jene Feierstunde: „Die Weihe für die That des Lebens.

II.

Lernjahre.

5. Lichtenstein.

Den ersten Schulunterricht empfing Schubert in seiner Vaterstadt. Der Kantor Tag, in dessen Klasse er eingetreten war, verstand es wohl, seinen Schülern das Lesen und Schreiben, allenfalls auch die Elemente des Rechnens beizubringen und durch fleißige, sowie gründliche Anwendung des Rohrstockes sie in äußerlicher Zucht zu halten, aber es fehlten ihm eigne Kenntnisse, und vorzüglich war es ihm nicht gegeben, die Knaben zu wecken. Ein so fähiges Kind, wie unser Heinrich, der obenein nicht einmal die nöthige Furcht vor dem Stabe Wehe hatte, fand natürlich bei solchem Manne keine Nahrung für seinen Geist. Dieser aber, der nicht müßig sein konnte, wandte sich auf allerlei andere Dinge; einsame Träumereien und muthwillige Streiche wechselten ab. Der Vater sah in beiden eine gleiche Gefahr und schritt rüstig ein.

Um jene Zeit hatte sich Schwester Wilhelmine mit dem Rector Hüttenrauch zu Lichtenstein im Schönburgischen vermählt, welcher als ein vorzüglicher Schulmann galt. Ihm wurde Heinrich übergeben. Dem ist es gewaltig schwer geworden, von seiner Mutter, seinem lieben Lorchen, von alle den Plätzen seiner stillen und lauten Freuden zu scheiden, so schwer, daß seine Augen Thränenbächlein wurden, daß er die Reise nach Lichtenstein unter Bezug auf Ps. 126, 5 einen geistigen Frühregen nennt und gesteht, er sei in seinem ganzen Leben niemals trauriger gewesen, als dort. Es mag dabei mitgewirkt haben, daß die häuslichen Verhältnisse der Schwester anfangs recht trübe waren. Sie hatte nämlich im Hause ihres Mannes dessen Mutter und deren Schwester gefunden. Diese

gaben die Führung des Hauswesens nur ungern in die Hände der jungen Frau, obgleich, oder weil es von ihnen ohne die nöthige Rücksicht auf die Einnahme des Rectors geführt worden war und es nun zu den ersten Pflichten Wilhelminens gehörte, überall Maß und Beschränkung eintreten zu lassen. Hierin lag die Quelle manches Streites, welcher auf das ganze Haus verstimmend, auf ein achtjähriges Kind einschüchternd wirken mußte.

Und dennoch bekennt Schubert wiederum, daß keine Zeit für ihn größeren Segen gebracht habe, als die zwei Lichtensteiner Jahre. Er lernte lernen, lernte arbeiten, und wer weiß, was das für einen Knaben heiße, der meint, er lernte leben. Rector Hüttenrauch gehörte nicht zu den Schulmännern, welche damals verlangten, man solle das Lernen zum Spiele machen; unter seiner Zucht war es Arbeit und Bewegung des Geistes, der dabei seine Kräfte erkennend sich ihrer freute. So lernte Heinrich mit wachsender Lust die Anfangsgründe der fremden Sprachen. In den Mußestunden durfte er lesen, auch vorlesen; dadurch wurde zugleich eine sorgfältige Aufsicht über seine Lectüre geübt; denn die Schwester bezeichnete ihm, was er zu überschlagen, was er auszuwählen habe.

Von seinen Mitschülern sind zwei nicht ohne Einfluß auf seine weitere Lebensführung gewesen. Karl Gottlieb Bretschneider, der nachmalige Gothaische General-Superintendent, vier Jahre älter, genoß mit ihm zusammen den Privatunterricht des Schwagers. Seine glänzenden Fortschritte, nicht blos in den Wissenschaften, sondern auch in der geistlichen Laufbahn, waren ein ausgesetzter Anreiz für Schuberts nächste Verwandte, ihn aufzustacheln. — Minder glänzend, aber wunderlicher, war der Lebensweg des nachherigen Matrosen Mehnert; und das Merkwürdigste war, daß dieser Knabe seinem Freunde in Lichtenstein öfters erzählte, er habe die bestimmte Ahnung, daß er einmal den Werbern in die Hände fallen, zum Matrosen gepreßt werden und ferne Länder sehen werde. Solche Züge prägten sich

bei Schubert tief ein und stärkten seine Neigung, den dunkeln Tiefen des Geistes nachzugehen.

Minder erheblich ist es, daß er in Lichtenstein bei einer Aufführung zu Ehren des eben zum Fürsten erhobenen Herrn von Schönburg vor diesem sprechen mußte, was ihm eine gräßliche Marter war. Daß er es aber gethan, gut gethan und in seiner ganzen Kindheit und Jugend nur dieses eine Mal seine Scheu vor vornehmen Herrschaften überwunden hat, beweist, welche Gewalt der Schwager über ihn hatte. Deßhalb war es für Heinrich gewiß kein Glück, daß Hüttenrauch 1790 zum zweiten Pfarrer in Lichtenstein ernannt ward. Die Schule sollte nun in andre Hände kommen, und das veranlaßte den Pfarrer Schubert, seinen Sohn schon Ostern wieder zurückzunehmen.

6. Die Schule in Hohenstein und das Gymnasium in Greiz.

Er jubelte und trat nach wenig mehr als zweijähriger Abwesenheit wieder in die Schule seiner Vaterstadt ein. Der Empfang war aber nicht freundlich. Der Rector, in dessen Klasse er jetzt kam, war ein Bruder des Kantors und sah — wohl nicht ganz mit Unrecht — eine Kränkung gegen Beide darin, daß der Mann, unter dessen besonderer Hut die Schule stand, sein Kind derselben entzogen hatte. Er ließ seinen Aerger an diesem aus, und dem wäre die absonderliche Strenge gewiß recht heilsam gewesen, hätte der gute Lehrer nur die Linien der Gerechtigkeit nicht zu weit überschritten und selbst die guten Leistungen des Knaben getadelt, oder als unter fremder Hülfe entstanden beargwöhnt. Nichts ist so geeignet, junge Gemüther zu erbittern und Herzen zu verführen, als wenn sie Unrecht tragen müssen. Demnach wirkte auch bei Heinrich die Grämlichkeit des Lehrers das Gegentheil; er wurde nachlässig, träge, selbst roh.

Der Rector starb. Die Zwischenherrschaft übernahm ein Kandidat. Der meinte es gut mit Heinrich, ermunterte ihn zum

Lernen, zeichnete ihn aus und erweckte dadurch die Eitelkeit. Ueberhaupt war er kein Schulmann, sondern schwankte zwischen schwächlicher Güte und unbilliger Härte, ohne Ordnung schaffen zu können. Desto tüchtiger war der folgende Rector Roch. Mit seinem Amtsantritt ging wieder eine neue Sonne an Schuberts Lebenshimmel auf. Dieser würdige Mann, welcher seine mannigfaltigen und reichen Gaben unter die Zucht des göttlichen Wortes gestellt hatte, war ein ächter Lehrer, weckend und leitend, in die besondere Gabe seines Zöglings eingehend und das Andere nicht zurückstellend, gütig und streng. Er erweiterte den Kreis der Kenntnisse seines Lieblinges auch dadurch, daß er ihn in die neueren Sprachen einführte. Die Eitelkeit desselben machte freilich auch gewaltige Fortschritte, und er wagte es, vor der Mutter zu prahlen, daß er ja schon mehr wisse als der Vater, dem das Italienische fremd sei; aber die stille Kraft ihres Blickes brachte ihn zur Besinnung.

Dieser letzten Zeit in Hohenstein fehlte es auch sonst nicht an Segnungen. Das Haus der Schwester Christiane Helmers in Waldenburg wurde fleißig besucht. Der junge Helmers, Christianens Ehemann, hatte eine reichhaltige Sammlung guter Bücher, in denen Heinrich viel las, und wurde ihm auch sonst ein freundlicher Lehrer und Führer im Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften. Zu dieser geistigen Anregung kam noch eine geistliche. Das Schlafzimmer, welches unmittelbar neben dem des alten Helmers stand, wurde zur Gebetsschule. Wenn der Greis am Morgen und Abend niederknieete und in lauten deutlichen Worten ohne Schonung und Selbstbetrug das erfahrene Herz vor seinem Gotte ausschüttete, da wurde das Gemüth des jungen Gastes im Nebenzimmer gar tief ergriffen. Dieses war damals besonders empfänglich; denn die Einsegnung stand nahe bevor oder war eben geschehen. Vater Schubert nahm es ernstlich mit derselben und trug seine Schüler auf betendem Herzen. Seine Worte gingen tief in und durch die Seelen, und wenn auch das

Mädchen, das durch das Gebet des Pfarrers in der letzten Unterrichtsstunde zu tagelangem Weinen bewegt ward, und welches, nachdem er einmal die Frage: weißt du, daß du ein Sünder bist? erklärt hatte, mit unermüdlicher Treue auf sich Acht hatte, eine früh gezeitigte Saronsblume war, so waren doch solche Erregungen nichts Seltnes. Heinrich pflegte den Erwerb aus dem väterlichen Unterrichte in der eifrigen und andächtigen Lectüre des Messias von Klopstock, sowie in Gesprächen mit Schwester Lorchen und der erwähnten Mitconfirmandin noch weiter zu verarbeiten.

Nun ward es Zeit, ihn einer gelehrten Schule zu übergeben. Schwager Hüttenrauch lenkte die Wahl auf Greiz im Voigtlande. Sie war keine glückliche. Zwar das erste Jahr mochte gerühmt werden. Die Secunda, für welche er reif befunden war, stand unter Konrector Müller, einem treuen Manne, dessen Fleiß den seiner Schüler weckte; aber in der Prima fehlte ziemlich Alles, und fast der einzige Gewinn, welchen er aus derselben davon trug, war eine anregende Unterweisung in der Himmelskunde. Sonst war der Rector ein kalter, denkgläubiger Mann; das größere Uebel lag in der Einrichtung der Klasse. Ihre wenigen Zöglinge verfolgten entgegengesetzte Zwecke, die meisten wollten sich dem bürgerlichen Leben widmen, nur wenige studiren. Je leichter es Schubert wurde, sich auszuzeichnen, desto mehr ließ sein Eifer nach. Es scheint in der That eine Periode der traurigsten Unfruchtbarkeit eingetreten zu sein. Seine frühere Lernlust sank so tief, daß er sich dem Gedanken hingab, ein Zeugschmied werden zu wollen. Wo die gesunde Nahrung fehlt, läßt die schädliche nicht warten. Sie bot sich namentlich in den Leihbibliotheken. Erst wurde nur das Gute gelesen, bald ohne Wahl, zuletzt das Schlechte mit Vorliebe. Der Organist, in dessen Hause Heinrich war, ward seiner vergeblichen Arbeit müde, der Jüngling bezog eine eigne Wohnung, und aus der Freiheit erwuchs ihm eine neue Gefahr. Es ist schon erzählt,

daß briefliche Ermahnungen des Vaters ihn auf die Verführung achten lehrten, welcher er fast schon erlegen war. Es muß aber auch gesagt werden, daß das Unkraut den guten Samen nicht erstickt hat, sonst wäre die Bekehrung minder rasch vor sich gegangen. — Eine wahre Freundschaft mit dem späteren Naturforscher Gebler konnte dem besseren Keime in dem bedrohten Herzen nur gute Kräfte zuführen.

Heinrich selbst sehnte sich aus Greiz fort; er hatte weder Freude noch Genuß an seinem Müßiggange, und Gottes Gnade ließ ihn den rechten Weg finden.

7. Weimar.

„Schubert, magst du nicht mit mir eine Reise nach Weimar machen? Die Schule ist hier so schlecht; da will mich mein Vater dorthin bringen, wo eine gar vortreffliche Schule ist."

So redete einer seiner Mitschüler den damals gerade sechzehnjährigen Jüngling an, und wie schlecht es auch mit seiner Kasse bestellt war, so befand er sich doch schon am andern Morgen unterwegs. Die Wanderschaft selbst war nicht ohne Nutzen. Er war hungrig ausgezogen, hatte sich zudem noch verleiten lassen, im ersten Städtchen, das sie erreichten, anstatt nahrhafter Speise einen Kuchen zu genießen, und wurde beim Weitergehen von Heißhunger überfallen. Wie er so matt und blaß vor dem Stege, welcher über irgend ein Bächlein führte, ruhen mußte, trifft ihn ein Bauersmann; derselbe erräth den Grund seines Leidens, erquickte ihn mit altem harten Brote, fügte aber dann noch eine körnige Zugabe bei. „Junkherrlein," sagte er, „jetzt sieht Er, was im Schwarzbrod für Kraft liegt; geh' Er künftig niemals wieder wandern ohne einen Bissen Schwarzbrot in der Tasche. Zum Abschied und zum Andenken will ich Ihm aber noch einen Liedervers mit auf den Weg geben, den merk' Er sich, besonders wenn Er einmal ein Pfarrherr wird." Das Verslein heißt:

„Dein Wort meine Speis' laß allweg sein,
Damit meine Seel' zu nähren,
Mich zu wehren,
Wenn Unglück geht daher,
Das mich bald mög' abkehren."

Sie kamen nach Weimar. Der Gefährte suchte frühere Bekannte auf, welche die dasige gelehrte Schule besuchten und von denen die beiden Greizer sehr freundlich aufgenommen wurden. Namentlich wurde ihnen der nur um ein Jahr ältere Friedrich Ludwig Froriep, der hernach als Arzt eine hohe Berühmtheit erlangt hat, zu einem begeisterten Lobredner der Schule und zu einem geistigen Führer. Durch ihn ermuthigt, suchten sie den Director Böttiger auf, um die Erlaubniß zu erlangen, seinem Unterrichte einige Stunden zuhören zu dürfen.

Karl August Böttiger, ein berühmter Kenner des griechischen und römischen Alterthums, verband mit einer bedeutenden Gelehrsamkeit einen feinen Sinn für die Kunst und die Gabe eines klaren, gewinnenden Vortrages. Außerdem war er mit einer seltenen Arbeitskraft ausgerüstet, die im Dienste der rühmenswerthesten Gefälligkeit stand. Unter seiner Erklärung wurden die alten Weisen und Dichter lebendig, und ihre Darstellungen traten in anschaulicher Gegenwart vor die Seele der Hörer. Nicht Formen und Worte, sondern Geist und Sinn der Alten waren ihm die Hauptsache. Vor fünf Jahren hatte Herder Böttigers Berufung von dem Gymnasium zu Bautzen, dem er vorstand, an dasjenige zu Weimar durchgesetzt; dieses war durch seinen Director rasch emporgeblüht, und 1796 sah er sich, damals 36 Jahre alt, in seiner Prima von mehr als sechzig Jünglingen umgeben, welche mit gleicher Verehrung an ihm hingen und mit ihm die Begeisterung für die Wissenschaften theilten.

Ein Zeugniß geben die Erfolge. Nicht wenige seiner Schüler aus damaliger Zeit haben sich in den verschiedensten Fächern hervorgethan. So der schon vorhin genannte Arzt Froriep; so Karl Benedict Hase, als Alterthumsforscher und Vor-

steher der Bibliotheken zu Paris bekannt und unzähligen seiner Landsleute in der fremden Weltstadt zum Wohlthäter geworden; so Wilhelm Martin Leberecht de Wette, der berühmte Gottesgelehrte; so Karl Heinrich Peucer, als Rechtsgelehrter hoch gestiegen, als Uebersetzer ausländischer Dichtungen beliebt.

Man denke sich, mit welcher Theilnahme Schubert unter diesen Schülern an dem Munde dieses Lehrers hing, wie seine Seele glühte und wie leidenschaftlich er sich's wünschte, nach Weimar übergehen zu dürfen. In den nächsten Ferien eröffnete er sich erst der Schwester, dann den Eltern. Er bekannte auch dem Vater die Verirrungen des vergangenen Jahres und erlangte Verzeihung. Von der Schule in Greiz durfte er sofort abgehen, mußte aber erst daheim bleiben, um wieder arbeiten zu lernen. Das elterliche Haus war inzwischen leer geworden; Schwester Johanna hatte einen Arzt Fröhnelt, Eleonore einen Rechtsanwalt Wirth in Hohenstein geheirathet. Letzterer war vermögend und deßhalb in der Lage, eine ihm in Leipzig gebotene bessere Stelle aufzugeben, damit seine Braut ihre alten Eltern nicht verlassen dürfe. So hatten diese Zeit und Mittel für die Erziehung des einzigen Sohnes. Zunächst wurde er in ernste Zucht genommen, die auch anschlug. Tiefer aber als alle äußere Nöthigung und Gewöhnung zur Arbeit ergriff ihn die Warnung, welche ihm vom himmlischen Vater gegeben wurde. Am Morgen vor dem Weihnachtsabend traf nämlich den alten Schubert ein Nervenschlag, und acht Tage später starb ihm ein Enkelkind. — Der alte Herr war noch nicht außer Gefahr und nicht sicher, ob er seinen Heinrich je wieder sehen würde, als er ihn am Neujahrstage mit ernster Mahnung und mit dem Wunsche entließ, daß Gott ihn doch seine heiligen Wege führen, alle hochfahrenden eignen aber ihm mit Dornen vermachen wolle.

Gott der Herr hat das Gebet erhört. Heinrich zog nach Weimar. Der Segen des Vaters und eine ernste heilige Stim-

mung leiteten ihn. Dennoch ging er schon dorthin auf selbsterwähltem Wege. Wir wollen ihm das aber nicht übel nehmen, um so weniger, als ihm derselbe recht dicht mit Dornen vermacht war. Von Greiz aus nämlich, wo er auf Befehl des Vaters von den bisherigen Lehrern Abschied genommen hatte, machte er die Reise mit seinem Freunde zu Wagen. Da dieser zu langsam fuhr, stieg Schubert aus und lief voran. Am Kreuzwege schlug er anstatt der gewöhnlichen Fahrstraße die der Post ein und kam Abends nach Neustadt a. d. Orla, in der Erwartung, sich dort mit dem Wagen zu treffen. Statt dessen erfuhr er da, daß er vergeblich warte und einige Stunden zurückgehen müsse, um den Anderen in einem Dorfe hinter Roda zu begegnen. Das konnte er nicht über sich gewinnen, er wäre später angelangt, als das langsame Gespann; lieber blieb er die Nacht in einer Stube, wo ein gefallner Ochse vor irgend einer fürstlichen Kommission zerlegt ward, und lief andern Tages bei scharfer Kälte bis Weimar. Nicht weit vor der Stadt übermannte den Ermüdeten der Schlaf, und hier hätte er einen gewissen Tod gefunden, wenn Gott nicht einige Handwerksburschen denselben Weg geführt hätte. Fast verschmachtet und ohne Baarschaft langte er in Weimar einige Stunden vor dem Freunde an und fand auch dort unerwartete Hülfe bei einer armen alten Witwe.

Er bezog nun die lateinische Schule. Wie er zu Greiz der Ersten Einer gewesen war, so ward er hier Einer der Letzten; sein Selbstgefühl erfuhr bei aller Schonung, die ihm Lehrer und Mitschüler angedeihen ließen, doch eine gründliche Demüthigung, wenn er die Anderen geläufig auf Fragen antworten hörte, bei denen ihn der Gedanke, sie könnten auch einmal an ihn gerichtet werden, erzittern machte. Er hat aber treulich gearbeitet, manche Nacht zum Tage gemacht und ist in nicht langer Zeit nachgekommen, zu seiner und seines Vaters großer Freude. Neben dem gewöhnlichen Schulunterrichte bildete er sich noch in der

hebräischen, englischen und französischen Sprache. In letzterer hatte er einen stillen Geistlichen zum Lehrer, welchen die Revolution aus seinem schönen Vaterlande vertrieben hatte. Außerdem wandte er viel Zeit auf die Naturkunde. Bücher und Vorträge wurden treulich benutzt.

Tage der Arbeit sind Segenstage, die nicht blos dem Kopfe Frucht bringen. Wir erfahren das an uns selber, und empfangener Segen drängt zur Mittheilung.

Schwager Hüttenrauch hatte sich eines sehr begabten, aber ebenso armen Weberjungen, Namens Würzner, angenommen, ihn auf das Gymnasium zu Greiz gebracht und ihm dort Freitische verschafft. Er war der Grund, daß Schubert dorthin gegeben wurde. Jetzt in seinem Glück dachte der des einsam Zurückgebliebenen und lud ihn ein, nachzukommen. Wie dieser aber an seine Armuth und an die Unterstützungen, die ihm in Greiz wurden, erinnert, ist der Andere kurz entschlossen. Er hat vom Vater zu seinem Unterhalte wöchentlich einen Kronenthaler. Der reicht für Beide, sofern sie sich einschränken wollen, und so nimmt denn der siebzehnjährige Schüler den Freund in Kost und Wohnung auf.

Es ist die erste, aber lange nicht die letzte größere Liebesthat, die seinen Lebenspfad ziert.

Die Eltern haben's stillschweigend geduldet. Der Vater machte keine Geschäfte in der Sentimentalität, und die Mutter verbarg die Freudenthräne so gut wie die Kummerzähre vor fremdem Blicke. Indessen hatte der Strumpfwirker, welcher die elterlichen Sendungen an den Jüngling brachte, seit der Zeit immer noch eine Beilage von der Frau Mutter an den jungen Herren mit. Später gewährte die Frau Herzogin Amalie Schubert in Anerkennung seines Fleißes eine Unterstützung. Er überließ sie Würznern.

So war ihm Weimar in seinem engsten Schul- und Hauseskreise eine glückliche, friedliche Stätte. Aber es war noch mehr.

Weimar und Karl August! Welcher deutscher Leser wüßte nicht, was für mächtige Anregungen im Wendepunkt des vorigen Jahrhunderts Karl August seinem Lande, ja seinem ganzen deutschen Vaterlande gegeben habe? Um seinen Hof waren die edelsten und gewaltigsten Geister der Zeit versammelt worden, und es ging eine Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne von demselben aus, die in ihrem innersten Grunde heiligen Ursprunges war, wenn auch da oder dort, namentlich von Schülern oder Nachbetern der großen Meister die Form verletzt oder die Gränze überschritten ward. Der Sinn für die ewigen Güter des Menschen, die Theilnahme an den geistigen Besitzthümern der Nation, das Verlangen nach Bildung durchdrang weite Kreise, und es ist ein schwer zu beklagendes Unglück, daß die Männer so selten waren, welche so gewaltige Ströme in's rechte Bett leiteten und das Volk durch seine geistige Bewegung hindurch zu geistlichem Leben führen konnten. Es hätte sich kaum ein Bürger= oder Bauernhaus gefunden, in welchem nicht einzelne Werke der großen Dichter gelesen worden wären. In wie hohem Grade mußte diese Strömung einen so lebensfrischen Geist, wie den Schuberts, fortreißen, ein Gemüth, welches die Bewunderung und Begeisterung in seinen achtzig Lebensjahren nie verlernt hat. Die Plätze, wo er einem Göthe oder Schiller, oder auch nur Wieland begegnen, wo er gar ein Wort von ihnen auffangen konnte, wurden sorgfältig aufgesucht.

Aber die höchste Verehrung gehörte Johann Gottfried von Herder — „einem Manne," so sagte Schubert im Jahre 1798 selbst zu einem Verwandten, „dem ich, wenn es sein müßte, zu Fuße und barfuß in Hitze und Frost, Hunger und Durst, mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblick und Worte zu erfreuen und zu beleben," und 1854 versicherte er, daß seine Liebe zu dem großen Manne nicht nachgelassen habe.

Es ist hier nicht der Ort, ausführliche Nachricht über Her=

der, diesen Leuchtthurm bei anbrechender Nacht, wie Schubert ihn nennt, zu geben. Es genügt, daran zu erinnern, daß er eben einer jener Männer war, welche aus geistiger Lebendigkeit eine geistliche zu schaffen bestrebt waren. Es ist die That seines Lebens, durch seine Schriften, seine hinreißenden Predigten und seinen persönlichen Umgang zahllose Gebildete zur Heiligen Schrift zurückgeführt oder bei ihr erhalten zu haben. Daß diese älteste Urkunde des Menschengeschlechtes auch an Vollendung der Form, an Schönheit der Sprache, an Tiefe und Reichthum der Gedanken jedes andere Buch der Welt weit hinter sich lasse, das hat er zuerst wieder in überwindender Weise zur Anerkennung gebracht. Er hat die Stimmen der Völker sprechen lassen, um ein Zeugniß für den gemeinsamen Grundton zu geben, aus welchem das menschliche Gemüth zu allen Zeiten, an allen Orten redet; er hat die göttliche Führung in der Geschichte der Menschheit und den geheimen, aber innigen Zusammenhang zwischen dem irdischen Schauplatz, auf welchen der Herr den Menschen gesetzt, und zwischen diesem selbst nachgewiesen; er hat uns die heilige Geschichte, namentlich die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche durch seine schönen Legenden lieb gemacht. Bei alle dem war er einer von den Menschen, welche durch ihre Gegenwart noch mehr wirken als durch ihre Schriften.

Schubert versäumte keine seiner Predigten und verehrte ihn, daß ich so sage, von ferne, bis sich eine Gelegenheit zur Annäherung bot. Herder war der oberste Leiter des Gymnasiums; er nahm die Prüfung ab, und zu dieser verlangte er von jedem Schüler einen eignen deutschen Aufsatz. Dabei war Alles freigelassen, und die jungen Leute arbeiteten oft Monate lang für den einen Tag. Schubert hatte sich ganz besondere Mühe gegeben, die Anschauung von der Natur, welche er auf Anregung der Herder'schen Ideen durch Bücher und durch eignes Nachdenken gewonnen hatte, in einer ausführlichen Abhandlung darzu-

legen. Er hatte den schon nicht geringen Schatz seiner Kenntnisse auf diesem Wissensgebiete zusammen genommen, um zu zeigen, daß die ganze Schöpfung ein einiger eng zusammengeschlossener Leib im Großen, wie es der menschliche Körper im Kleinen sei, und wie dieser von dem eignen, so werde die Schöpfung in allen ihren Gliedern vom göttlichen Geiste bewegt. Die Arbeit wurde immer und immer wieder verbessert, sauber abgeschrieben und eingereicht. Der Prüfungstag kam. Am Schlusse desselben wurden die Hefte zurückgegeben, jedes mit einem Urtheil; in der Regel die besten zuerst; nur die allerschwächsten blieben ohne jede Erwähnung. Fast schien es, als wäre die Schubert'sche unter diesen, denn es war der ganze Weg von dem freundlich gerühmten Aufsatze de Wette's bis zu den fehlerhaften der Anfänger zurückgelegt. Da — ganz zuletzt wird unser Freund aufgerufen. Die bloße Nennung seines Namens berührt ihn wie ein elektrischer Schlag; nun muß er vortreten und hört das Urtheil: „In Ihrer Arbeit finde ich mehr als in den andern, eigene Gedanken und dabei einen rühmlichen Fleiß. Gehen Sie weiter fort auf diesem Wege. Ein redliches Forschen bleibt niemals ohne Lohn, auch Sie werden zu einem guten Ziele kommen." „Ich hatte mich," so erzählt der Aufgerufene selbst, in „meinem ganzen Leben noch niemals so freudig erhoben, so tief bewegt gefühlt, als in diesem Augenblicke. Mir war es wie einem Träumenden, als mir das widerfuhr, was mir als das Höchste über all' mein Hoffen und Erwarten gehende Glück erschien." Herder öffnete ihm nämlich von nun an sein Haus und erlaubte noch selben Tages seinem Sohne Emil die Ferienreise zu seinem ältern Bruder in Freiberg über Hohenstein, und bis dahin in Heinrichs Gesellschaft zu machen. Im Herder'schen Familienkreise machte dieser nun auch andere bedeutende Bekanntschaften,

so die des Dichters J. P. F. Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, der sich trotz des Altersunterschiedes von 18 Jahren vertraulich mit ihm beschäftigte und einen Verkehr anknüpfte, der bis tief in's Mannesalter herabgereicht hat. Das Beste war aber doch Herders Umgang, seine Erzählungen, seine Urtheile, seine Weisungen. Er meinte, Schubert sei berufen, sich den Naturwissenschaften zu widmen. Da ihm dieser entgegnete, er wolle, dem Vater gehorsam, ein Prediger werden, so fügte er zu anderen Wohlthaten auch noch die, daß er ihn an dem Religionsunterrichte Theil nehmen ließ, welchen er seinem Emil gab.

Auch der Director wandte in diesem Jahre den zur hohen Schule Abgehenden einen besonderen, zusammenfassenden Vortrag zu, so daß Schubert gut vorbereitet war, als er, nur Dank im Herzen, 1799 Weimar verließ, um die Universität Leipzig zu beziehen.

8. Leipzig.

Die Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig hat vorzüglich für seine innere Entwickelung Bedeutung. Er tritt uns während derselben als ein frischer, freier Student entgegen, welcher es vom ersten Augenblick an mit seinem Berufe ehrlich meint und durch seine ganze Erscheinung unser Herz gewinnt. Dabei leidet er aber doch unter einem inneren Zwiespalt, für den seine gesunde Natur zuletzt die richtige Lösung findet.

Nach dem Willen seines Vaters studirte er zuerst Theologie; er gab sich große Mühe, diesem Studium einige Theilnahme abzugewinnen. Es war vergeblich. Selbst der Reiz der Kanzel, obgleich zeitig versucht, versagte seine sonst bewährte Kraft. Schon im ersten Halbjahr predigte er für einen Landgeistlichen über das Evangelium des 4. Sonntages nach Trinitatis. Mit großem Eifer strafte er die blinden Leiter in wohlgearbeiteter Rede, welcher auch der Beifall der Hörer nicht fehlte. Der alte Invalide, gerade der Kanzel gegenüber, der seinem kleinen

Buben das Köpfchen mit beiden Händen nach derselben hinrichtete, störte ihn zwar so sehr, daß er sich nur durch eine Wiederholung vor dem Steckenbleiben retten konnte; aber das ward nicht gemerkt. Eine zweite Predigt hielt er ein Jahr später auf einem Dorfe bei Lichtenstein für seinen eben verwitweten Schwager Hüttenrauch, und diese erlangte sogar den Beifall des Vaters. Ihn aber ängstigte die hohe Wichtigkeit seines Berufes, ihn quälte die Sorge, wie er den Prüfungen werde genügen können, da er keine rechten Fortschritte in seinen Kenntnissen zu bemerken vermochte, ihm lag das Wort Herders im Sinne, daß er zum Arzt berufen sei; ja die Rede des alten Mannes, der ihn als kleinen Knaben bei seinen Untersuchungen getroffen und gesagt hatte: Du kleiner Heinrich mußt einmal ein Doktor werden, gewann für ihn Bedeutung, und schließlich waren das nur verschiedene Töne, in denen sich der innerste Grund seines Herzens aufthat. Er offenbarte sich Ostern 1800 dem Vater und erlangte dessen Erlaubniß, sich dem Studium der Heilkunde widmen zu dürfen.

Er wählte dieses nicht sowohl um des Zieles, als des Weges willen und wurde von einer gütigen höheren Hand so geleitet, daß auch ein gutes Stück von den Wünschen seines Vaters an ihm in Erfüllung ging.

Es hat keinen Werth für uns, Schubert in Vorlesungen zu begleiten, welche für ihn ohne Einfluß blieben, und selbst seine naturwissenschaftlichen Arbeiten in Leipzig treten hinter den späteren zurück. Aber wir folgen ihm gerne, wenn er mit der Pflanzentrommel auf dem Rücken über Land zieht und an einem Tage seine sechs, seine neun Meilen zurück legt, um seltne Feldblumen zu gewinnen. Mag er dabei auch einmal den durch wiederholte Feuersbrünste beunruhigten Einwohnern von Starsiedel hinter Zeitz auffallen und von ihnen als Mordbrenner ergriffen werden; „so jung und schon so schlecht.“ Er hat ja seine Matrikel bei sich, und der Pfarrer kann doch so viel Latein, um

sie den Leuten zu übersetzen, die nun ihr Unrecht wieder gut zu machen bemüht sind.

Er war überhaupt ein rüstiger Fußgänger, hatte schon von Weimar aus mit Würzner seinen Spaziergang nach Eisenach und zur Wartburg gemacht; von Leipzig aus wanderte er einmal nach Dresden, um die dasigen Kunstschätze zu sehen. Er traf dort am ersten Abend mit vier Jenenser Burschen zusammen; mit diesen kam er in so angenehme Unterhaltung, wie er seit Weimar nicht mehr gehabt hatte. Da die aber am andern Morgen nach Leipzig aufbrechen wollten, war er kurz entschlossen; Dresden meinte er, könne er ja noch oft sehen, die Gefährten vielleicht nie wieder; er kehrte, ohne einen Besuch gemacht zu haben, mit ihnen zurück,

„um lieber als unter den Bildern allein
mit lustigen Burschen vergnügt zu sein.“

Daß er in Leipzig so einsam lebte, hatte außer der Größe der Stadt, die ein eigentliches Aufthun der Studirenden nicht zuließ, und außer seiner eigenthümlichen Neigung für die Einsiedelei noch einen besonderen Grund. Leipzig war damals durch die Stutzerhaftigkeit, welche bei den meisten Schülern der dasigen Universität im Schwange war, bekannt. Schubert war auch recht wohl ausgerüstet hingekommen, aber er hatte sich seine schönen Kleider von einem Betrüger, der seine Gutmüthigkeit mißbrauchte, abschwindeln lassen, ohne auf einen Ersatz von Hause rechnen zu dürfen. „Mein Rock konnte nicht sprechen und mich sah man nicht.“ So blieb er einsam, und Einzelne, die sich ihm dennoch anschlossen, wie Erfurt, später ein gründlicher Kenner der griechischen Dichtung, wurden doch durch die Verschiedenheit des Berufes fern gehalten.

Auch sonst mußte Studiosus Schubert sparen, denn der wöchentliche Thaler, der ihm von Hause bewilligt war, gestattete um so weniger große Sprünge, als er es, so lange er noch Theolog war, für geboten hielt, diejenigen Bücher, die er sich

aus Neigung zu den Naturwissenschaften kaufte, nicht auf die väterliche Rechnung zu setzen; aber er schlug selbst über die Nothwendigkeit hinaus die allerniedrigste Tonart der Genügsamkeit an. Ein Morgenimbiß von Brot und etwas Obst, — in Ermangelung desselben mußte Wasser genügen, — Mittags und Abends Milch und Brot; das waren seine gewöhnlichen Mahlzeiten. Er ging noch weiter und unternahm es, ganze Tage zu fasten, ganze Nächte schlaflos zu bleiben. Zu dieser Ueberspannung seiner Kräfte bestimmten ihn unklare, aber gut gemeinte Ansichten, daß man den Leib in unbedingten Gehorsam des Geistes zwingen müsse, daß der Mensch durch andere als Pflanzenkost verwildere u. dgl. Dank seiner überaus guten Natur überstand er diese Selbstqual und trug nur eine vorübergehende Aufgeregtheit und Weichheit davon, die allerdings ihre Gefahren gehabt haben mag. Der Zustand nämlich, in welchem sich der Geist nach durchwachter und durchfasteter Nacht besonders frei und leicht zu jeder Arbeit fühlt und Naturschönheiten sieht, wie nie vor- und nachher, in welchem dann aber der Jüngling durch fast gleichgültige Ereignisse zu heißen Thränen bewegt wird, ist kein gesunder mehr.

Einiger Humor kam in die Lebensweise Schuberts, nachdem ihn sein Berufswechsel und sein längerer Aufenthalt in Leipzig in Verbindung mit lieben Kameraden gebracht hatte. Der liebste unter ihnen war ihm August Köthe, ein Theolog, der später durch Wort und Schrift im Segen gewirkt und eine auch äußerlich ehrenvolle Stelle eingenommen hat. Der bedeutendste war Friedrich Gottlieb Wetzel, ein Mediziner. Er ist durch seine Dichtungen, sonderlich durch seine begeisterten Volkslieder wider die französische Herrschaft, durch seine Trauerspiele Jeanne d'Arc und Hermanfried, durch seine Legenden — wer kennt denn nicht Elisabeths Rosen? — in weiteren Kreisen beliebt. Es war ihm ein reicher Geist verliehen und als freundliche Zugabe eine kindliche Genügsamkeit am Leben —

aber seine Gutmüthigkeit, sein blindes Vertrauen zu Menschen kannten keine Grenze. Das war ein Studentenscherz, daß er auf einer gemeinschaftlichen Reise den Laubthaler, den ihm Schubert als Nothgroschen zur Verwahrung gegeben hatte, einer kinderreichen armen Familie, die unter dem Schuppen nächtigte, schenkte; er überließ indessen später auch das nicht geringe Vermögen seiner Frau den unzuverlässigen Händen ihrer Brüder und brachte sich dadurch in die traurigste Lage, aus der ihn erst die freundliche Theilnahme des berühmten Georg Wilhelm Hegel befreit hat. Der empfahl ihn zu der Stelle eines Zeitungs-Redakteurs (Bamberger Courier). Als solcher hatte er das täglich erscheinende Blatt ganz allein zu schreiben und zusammen zu stellen.

Wohl war das ein traurig Leben für einen Dichter, der so gern seine Kraft an die höchsten Aufgaben des Lebens gesetzt hätte.

Nach den Wolken ging sein Streben;
Tief im Staube, von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben.
Eingepfercht und eingedornt
Aechzt er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Aber er hat seiner Pflicht als ein Mann gestanden, treulich gearbeitet und seine Zeitschrift so gehoben, daß sie eine weite Verbreitung fand und allgemeine Achtung genoß. Freilich bedurfte es für ihn dazu der härtesten Anstrengungen.

Endlich sank ihm doch die Kraft,
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen,
Nur zuweilen fieberhaft
Konnt' er noch empor sich raffen.
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt er seine Schläfe pochen,
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen.

Freiligrath's Requiescat.

Wenden wir uns von dem düstern Bilde des späteren Lebens zu den fröhlichen Tagen der Jugend zurück. Da finden wir im Hause des Dr. Michaelis eine gar muntere Gesellschaft. Dasselbe lag an der Straße höher als am Graben, so daß die Bewohner, je nachdem sie den Eingang wählten, eine Treppe mehr oder weniger zu steigen hatten. Von der Straße aus fünf, sechs und sieben Treppen hoch wohnten die Freunde zusammen, die sich unter verschiedenen Bedingungen, zum Theil rückhaltslos unter Schuberts Hausordnung gefügt hatten. Dieser theilte sein Zimmer im fünften Stockwerke mit Köthe; auch sein Bette, denn das unbequemere Lager beförderte das frühe Aufwachen; nur in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage schliefen sie allein. Neben dem Bette lag die Taschenuhr, die Ziffern 3 und 4 mit Wachskügelchen bezeichnet, damit auch in der Dunkelheit durch Tasten die rechte Zeit zum Aufstehen erkannt würde. Die Zwei nun weckten die Andern; Wetzel, der nicht zu ermuntern war, wurde aus dem Bette gehoben und an die Wand gestellt. Nachdem alle angekleidet waren, vereinigten sie sich zum Morgengebet oder Gesang, und nach diesem lasen Schubert und Köthe zusammen etwa Schleiermachers Reden über die Religion oder Aehnliches. Die leibliche Kost, die dann unter Scherzen und Lachen bereitet ward, bestand in Erbsen und Kartoffeln. Erstere wurden früh abgekocht, nicht zu weich und wegen mangelnder Butter meist etwas angebrannt. Dann stellte man sie mit Löffeln frei, und Mittags genoß nun Jeder, wie viel ihm von dieser kalten Küche behagte. Wer sie aber tadelte, ward von Wetzel an die Eskimo's erinnert, welche diese Speise für die größte Leckerei hielten. — Die Kartoffeln wurden als Salat gegessen. Da aber Schubert und Wetzel, von dem Grundsatz ausgehend, daß der Geschmack beim Essen völlig gleichgültig sei und es nur auf den Nahrstoff ankomme, statt des Essigs verdünnte Vitriolsäure anwandten, erhob sich doch ein kleiner Sturm. Allmählich kehrten später alle in das Gleis eines gesunden Lebens zurück; auch währte es

nicht lange, so zerstreuten sie sich. Schubert hatte Verlangen nach einer andern Universität, Wetzel wollte von ihm nicht lassen. Die väterliche Einwilligung ward ertheilt. Lange schwankte die Wahl zwischen den Hochschulen zu Halle und Jena. Zwei Namen entschieden für letztere. —

9. Wilhelm Ritter und Joseph Schelling.

Die Neigung Schuberts für die Betrachtung und Erkenntniß der lebendigen Schöpfung war ihm angeboren und hatte sich bei ihm, wie wir gesehen haben, unabhängig von den Bestrebungen seines Zeitalters entwickelt. Dennoch war sie nicht zufällig. Es ist ein wunderbares Geheimniß der Vorsehung, daß Talente nicht Gaben der Natur, sondern der Zeit sind. Die göttliche Weisheit bewegt und führt die Welt nach sehr bestimmten Plänen; sie sendet ihr keinen großen Mann, sie habe ihm denn seine Boten vorausgesendet, habe die Geister geschickt gemacht, ihn zu verstehen und halte ihm die Dienstleute bereit, die, was er im Großen schafft, im Einzelnen und Kleinen auszuführen fähig sind. Wie ein mächtiger Strom alles, was in seinen Bereich fällt, unwiderstehlich mit sich fortreißt, so geschieht es dann auch mit gewissen Bestrebungen der Menschen, und diese selbst pflegen zu sagen: Es lag etwas davon in der Luft.

So hatte der ewige Leiter der menschlichen Herzen etwas mehr als zweihundert Jahre nach der Reformation beschlossen, Geist und Sinn der Menschen mit besonderer Kraft der Erforschung ihrer irdischen Heimat zuzuwenden, und indem er die Naturwissenschaft emporblühen ließe, uns eine neue Seite, nicht des Wissens allein, sondern des Lebens aufzuthun. Gott hat auf die Arbeiten der Menschen auf diesem Gebiete einen reichen Segen gelegt; mit überraschender Schnelligkeit sind sie vorwärts gegangen und das Wissen von gestern scheint dem von heute ein längst überwundener Irrthum. In glücklicher Stunde hat man es ver-

standen, das eben Gelernte aus der Schule in's Leben zu tragen und die Kräfte der Natur, die vor Kurzem noch ungekannt in ihr ruheten, dem Fleiße der Menschen dienstbar zu machen. Der elektromagnetische Draht, der Dampfwagen, die Dampfmaschine, die Gasflamme haben dem öffentlichen wie dem häuslichen Leben eine neue Gestalt gegeben; ja sie haben das zur Wahrheit gemacht, was vordem als Zauberei und Wunder von der sehnenden und ahnenden Phantasie gedichtet ward. — Freilich hat es uns, die wir uns Alle noch mitten im Strome befinden, nicht wissend, wohin die Hand Gottes uns führen werde, nicht an solchen gefehlt, welche die Ufer aus dem Auge verloren haben; freilich ist das Unbegreifliche geschehen, daß der menschliche Geist in übermüthiger Freude an den Wundern, welche ihm offenbar wurden, sich selbst vergötterte oder zuletzt sein eigen Wesen verkannte und auf Grund einer Geistesarbeit sonder Gleichen das Dasein des Geistes leugnete. Jedoch hat die Wissenschaft selbst gegen solche Ausschreitungen die beste Waffe, indem sie täglich beweist, wie tiefen Irrthümern wir unterworfen seien, indem sie oft genug nach Jahrzehenden eine Wahrheit wieder an's Licht stellt, welche lange Zeit als thörichter Wahn verspottet war. Auch hat es nie an Männern gefehlt, die in der Schöpfung den Schöpfer suchten und zeigten. Zwei von ihnen gehen uns näher an.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand die Naturforschung im Feuer der ersten Liebe. Die Meister hatten Geistesthaten vollbracht, hinter denen die Siege großer Feldherren zurückstehen müssen, und die Jünger zogen lernend und suchend, lehrend und ausführend nach allen Richtungen aus, um dereinst ihre Lehrer zu überbieten. So gehen wir in den nächsten Jahren, die wir zu beschreiben haben, immerfort den Spuren eines Mannes nach, dem es dann gegeben ward, den geistigen Erwerb eines ganzen Jahrhunderts in seinem Kosmos zu einer großartigen Umschreibung des 104. Psalms zusammenzufassen.

Unter den verschiedenen neuen Entdeckungen, welche damals geschehen waren, gehörte die der thierischen Elektricität durch den Italiener Galvani zu den interessantesten. In Deutschland waren es vornehmlich zwei junge Männer, welche diesen Erscheinungen nachdachten, sie wissenschaftlich begründeten, von ihnen aus weiter gehende Folgerungen schlossen und durch die Bedeutung ihrer Entdeckungen die des Italieners überboten: Alexander von Humboldt, der sich aber bald denjenigen Wissenszweigen zuwandte, die nachher die Arbeit seines Lebens ausmachten, und Johann Wilhelm Ritter.

Dieser war 1776 zu Samitz in Schlesien geboren und lebte als Docent an der Universität Jena, auf der er seine Ausbildung empfangen hatte. Sein Name glänzt unter denen der Gelehrten ersten Ranges. Viele seiner Entdeckungen und Ankündigungen haben das Feuer der strengsten Prüfung bestanden oder erst in der allerneuesten Zeit sich im vollsten Lichte bewährt, und in der Geschichte der Physik und Chemie wird er unvergessen bleiben. Ein Mann vom Fach, nicht Schubert und kein Freund seiner geistlichen Richtung, rühmt ihm nach: „Die Tiefe seines Geistes kannte kein endliches Maß; die Lebendigkeit seiner Seele, die Regsamkeit seines Verstandes gehören zu den Seltenheiten; die glühende Liebe für Erforschung der Natur mit tiefem Sinne gepaart, war vielleicht einzig.“ Außerdem erhöhten die Schönheit seiner äußeren Gestalt, die freudige Begeisterung, mit welcher er lehrte und seine aufrichtige Frömmigkeit den Eindruck seiner Vorträge. Uebrigens führte ihn ein besonderer Zug gern in die unergründlichen Tiefen, welche Gott seiner Macht vorbehalten hat, und er liebte es, den Spuren der Geisterwelt, wo sie in das Körperliche eingreift, nachzugehen.

Leider wurde sein Geist frühe durch den Drang des Tages gebrochen. Auch von ihm gelten die Worte des wackern Westfalen aus dem eben angeführten Gedichte:

Auch dessen, der mit Schädel und mit Hirn
Darbend pflügt, sei nicht vergessen.
Er auch ist ein Proletar,
Ihm auch heißt es: darbe, borge,
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge.
Mit dem Hunger, mit der Noth,
Wie die Andern, muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt' auch ihm die freien Schwingen.

Seine Ehe, welche, wie wir uns aus Harms Thesen erinnern, mit den Worten: „was Gott gebunden hat, das soll der Mensch nicht scheiden, es sei denn aus gewichtigen Gründen", eingesegnet worden war, ist unglücklich gewesen, denn die Hausfrau verstand es nicht, Einnahme und Ausgabe in ein richtiges Verhältniß zu bringen. So trieb ihn außer der unersättlichen Lernbegierde auch die Noth zu einem Fleiße, dem seine Natur erlag. Er ist 34 Jahre alt in München gestorben. Wir werden noch einmal von seinem Tode zu erzählen haben.

Gewaltiger als Ritter, reicheren Geistes, klareren Auges, festeren Sinnes und darum ruhiger in seinem Gemüthe und glücklicher in seinem Leben war sein nur ein Jahr älterer Kollege Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Von ihm mag Schubert selbst erzählen: „Wer zu meiner Zeit in Jena in einer späteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zusammenlaufe der Studirenden begegnen, der so zahlreich, als zu keiner anderen Stunde des Tages war. Nicht das Festgelage irgend einer Landsmannschaft, nicht die Versammlung der Angehörigen einer einzelnen Fakultät konnte der Grund solches Zusammendranges sein, denn man sah da Jünglinge aus den verschiedensten Landschaften beisammen, mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademischen Studien längst zurück-

gelegt hatten oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten.

Nur die Fremdlinge konnten fragen: was gibt es hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es; jetzt ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest.

Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schellings Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes oder der eigenthümliche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir Alle ihn beachteten, galt einer anderen, in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht wie ich jugendlich theilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zu Muthe wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist.

Aber weder die Persönlichkeit noch die belebende Kraft der mündlichen Mittheilung konnten es allein sein, welche für die Schelling'sche Philosophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kund-

werden durch Schriften, eine Theilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor- und nachher in langer Zeit keine andere literarische Erscheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für sich selber thun.

Man wird es da, wo sich's um sinnlich wahrnehmbare Dinge oder natürliche Erscheinungen handelt, einem Lehrer oder Schriftsteller sogleich anmerken, ob er aus eigener Anschauung und Erfahrung spricht, oder blos von Dem redet, was er von Anderen gehört, ja nach eigener selbstgemachter Vorstellung sich ausgedacht hat. Nur was ich selbst gesehen und erfahren, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die sich auch Anderen in siegreicher Weise mittheilt. Auf die gleiche Weise, wie mit der äußeren Erfahrung, verhält es sich mit der inneren. Es gibt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geist in uns mit derselben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unser Leib durch seine Sinne das Sein der äußeren, sichtbaren Natur erfährt. Diese, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, stellt sich unseren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derselben schaffenden Kraft dar, durch welche auch unsere leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit ist in gleicher Weise eine wirkliche Thatsache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiste in uns hat sich die Wirklichkeit der höheren Art als geistig-leibliche Thatsache genaht; er wird ihrer inne werden, wenn sich sein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen Dessen erhebt, von welchem er erkannt und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geistigen Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geistigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir selber leben, weben und sind, ist der höchste Gewinn des Erdenlebens und des Forschens nach Weisheit. — Daß Schelling thatsächlich gläubiger Christ war und ist, das hat er bei

jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt. Schon zu meiner Zeit gab es unter den Jünglingen, die ihn hörten, Solche, welche es ahnten, was er unter der intellektuellen Anschauung meinte, durch welche unser Geist den unendlichen Urgrund alles Seins und Werdens erfassen muß. Sie hatten dafür das Wort Glauben gehört.

Mehr denn vierzig Jahre nachher sprach eine Gesellschaft von Männern, die an geistiger Erkenntniß und Erfahrung gereifter waren, an ihrer Spitze August Neander und Twesten, als Schellings Zuhörer in Berlin, in ihrem Danksagungsschreiben an den verehrten Lehrer es aus, daß seine Vorlesungen ihnen den Weg zu einer „positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie gezeigt haben." Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Persönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling sprach mit Ueberzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Ueberzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, theilte sich Anderen in siegreicher Kraft mit."

Wer sich mit dem Leben und den Schriften dieses großen Mannes näher vertraut gemacht, weiß, daß der begeisterte Schüler hier manches auf den Jüngling Schelling übertragen hat, was erst dem Greise nachgerühmt werden kann, er weiß aber auch, daß selbst bedeutendere Männer als Schubert in gleicher Weise von der Macht seiner Persönlichkeit ergriffen wurden.

Wir haben noch zu bemerken, daß Schelling ein Schüler des in diesem Jahre so hochgefeierten Philosophen Fichte war und in denjenigen Anfängen schriftstellerischer Thätigkeit, mit denen er als neunzehnjähriger Jüngling auftrat, sich als einen solchen bekannte, daß er aber bald eigne Bahnen einschlug und der Schöpfer der sogenannten Naturphilosophie wurde. Zur volks-

thümlichen Darstellung derselben und zur Verbreitung ihres reichen Gedankeninhalts hat Niemand so viel gethan wie Schubert.

10. Schubert in Jena.

Durch einen Aufsatz von Ritter, den er in irgend einer gelehrten Zeitschrift gefunden hatte, zu ihm gezogen, unternahm Schubert, wie er es vordem beim Wechsel der lateinischen Schule gethan, mit Wetzel eine Gastreise nach Jena, hörte Schelling, sprach Ritter und war in seinem Entschlusse, ein Schüler von Beiden zu werden, fest. Ostern 1801 bezog er die Universität Jena. Unter seinen Lehrern waren außer den Genannten der ebenso bescheidene, wie gelehrte Chemiker Göttling und der joviale Mineraloge Lenz die bedeutendsten. Der allgemein verehrte Botaniker Batsch wurde ihm noch bekannt, aber er starb so bald, daß der Neuangekommene keine Vorlesungen mehr von ihm hören konnte. Lenz war ein Greis, der sich namentlich durch seine Sammlungen hohe Verdienste um Jena erworben hatte und der es wohl verstand, den trockenen Gegenstand, welchen er vorzutragen hatte, durch allerlei lustige fremde Beithat zu würzen. Göttling war so erfüllt von der Würde und Wichtigkeit seiner Wissenschaft, daß er selbst den Schmuck der Rede zu gering achtete, um durch ihn zu wirken oder auch nur mitzuwirken.

Die Verhältnisse der Studirenden waren in Jena ganz andre, wie in Leipzig. Um den Gegensatz, welcher kaum schärfer gedacht werden kann, zu bezeichnen, mögen wir an den Unterschied erinnern, welcher noch vor Kurzem zwischen Berlin und Halle waltete. In der Handelstadt Leipzig verschwand der Student und fügte sich deßhalb in Kleidung und Sitte in die Gebräuche der Bürger. In Jena war er freier Herr. Die hohe Schule war der Mittelpunkt der Stadt; der Bürger lebte für sie, mit ihr. Da hatte geistige Munterkeit ein freies Feld, da war selbst dem Uebermuth Raum gegeben und zu

mancherlei Ausschreitungen wurde Anlaß geboten. Unter Lehrern und Schülern fanden sich wunderliche Naturen, die man frei gewähren ließ, wie jenen bejahrten Professor, der den neuanziehenden Studenten entgegenreiste und ihnen, unter der Form eines theilnehmenden Privatmannes, seine eignen Vorlesungen anpries. — Es war eben alles naturwüchsig. Und trotz der großen Freiheit, welche die Professoren den Jünglingen ließen, trotz der Rücksicht, welche sie auf dieselben nahmen, herrschte ein gesunder und reiner Geist unter ihnen; sittlich, keusch, nüchtern und mäßig, nennt Schubert noch nach funfzig Jahren das Leben seiner Jugendgefährten, und er hatte offne Augen und ernste Worte für die Sünde. Der Grund dieser Sittlichkeit lag in der geistigen Bewegtheit der Jugend, in den bedeutenden Leistungen der Lehrer. Schubert trat hier in eine neue Welt und fand sich, ehe er sich dessen versah, in einem weiten Freundeskreise; er wohnte nämlich neben Kleinaltorf, so nannte man das Wucher'sche Haus, in dem just so viele Studenten wohnten, als auf der bairischen Universität Altorf überhaupt studirten. —

Auch begegnete er einigen seiner früheren Weimarischen Freunden, wie de Wette und K. B. Hase, die in stillem Fleiße weiter arbeiteten; mit Anderen verband ihn aber die gemeinsame Verehrung für Schelling. Seine Vorlesungen „bildeten" — erzählt Schubert — „den Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs der Studirenden, der für Alle, welche an ihm Theil nahmen, ein höchst wohlthätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfniß, wie bei der glücklichen Lösung eines tiefsinnigen Räthsels, sich den Fund des Verständnisses, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenseitig mitzutheilen und das zu vernehmen, was Andere daraus erfaßt hatten. Bei dieser Gelegenheit kamen sich Solche inniglich nahe, die bei der Verschiedenheit ihres äußeren künftigen Berufes und ihrer sogenannten Brotstudien, sich nur im Vorübergehen würden begegnet sein. Der wissenschaftliche Gemein-

sinn, welcher alle besseren Zuhörer Schellings ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen seiner Mitglieder in die verschiedensten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von seiner anfänglichen Festigkeit verlor, sondern durch das Fortwirken in gleicher Gesinnung mit den Jahren immer nur kräftiger wurde. In diesen Bund trat ich, durch das Zusammenfinden mit ihm in Schellings Vorlesungen, mit meinem vielthätigen, reichbegabten Freunde Gottlieb Friedrich Mohnike, dem nachmaligen Consistorial- und Schulrathe bei der Provinz von Neuvorpommern und Rügen in Stralsund." —

Die erste Begegnung geschah auf dem Corridor, wo Schubert hörte, wie der Andere eine fade Bemerkung wider den Meister treffend zurückwies und sich dadurch bewogen fand, ihm die Bruderhand zu reichen. Das dort geschlossene Freundschaftsband hat erst der Tod getrennt. Andre begabte junge Männer, die sich zum Theil glänzend hervorthaten, haben doch keine gleich kräftige und andauernde Wirkung auf Schubert geübt und dürfen darum ohne Erwähnung bleiben.

Leider konnte die zum Unterhalte bestimmte Summe den größeren Ansprüchen nicht genügen und schon gegen Ende des ersten Halbjahres sah Schubert seine Mittel so sehr erschöpft, daß auch die Rückkehr zu seiner unmäßigen Mäßigkeit die Ordnung nicht wieder schaffen konnte, und daß er zuletzt zum Aerger des Vaters, zum tiefen Kummer der Mutter und zu eignem Schmerz eine nicht ganz kleine Schuldenlast in Jena zurück ließ. Eine Familienunterstützung von zwanzig Thalern gab ihm die Möglichkeit zu einer größeren Reise, die nach Nürnberg, durch Würtemberg, an den Rhein und über Frankfurt zurückgehen sollte. Doch wurde sie anders ausgeführt. Er sah die Hochschulen Bamberg und Würzburg; an beiden war es ihm eine Empfehlung, daß er von Jena kam, Schelling gehört habe. Trotz der kurzen Zeit knüpften sich auch hier in der gei-

stigen Begegnung Bande, die sich dauernd bewährten, z. B. mit Dr. Pfeufer in Bamberg.

Einmal wurde unterwegs seine Kenntniß der Heilkunde auf eine schwere Probe gestellt. Die Frau eines Eisenhammerknechtes führte ihn, da sie hörte, er sei ein junger Arzt, zu ihrem kranken Mann. Sorgsam erwog er den genauen Krankenbericht; aber die Zeichen paßten mindestens auf zehn ihm bekannte Krankheiten; welche hatte er vor sich? Die eigenthümliche, damals weitverbreitete Lehre des Engländers Brown, zu deren gläubigsten Jüngern er sich zählte, half ihm aus der Noth. Nach jener haben alle körperlichen Leiden ihren Grund entweder in zu geringer oder zu großer Kraft. So gab er denn der Frau zwei Mittel, ein kühlendes und ein stärkendes. Sie sollte bei ihrem Manne erst das eine versuchen; wenn es hülfe, es fortbrauchen lassen, sonst es durch das andere ersetzen. Da der junge Heilkünstler seinen Rath durch ein gutes Stück Geld unterstützte, so waren die Leute mit ihm ebenso zufrieden, als er selbst es mit sich war.

Schließlich war er mit seiner Baarschaft früher fertig als mit der Reise und wollte die letzte Nacht sitzend schlafen, um keine Ausgabe für Streu oder Bett zu haben. Er traf es aber besser; ein höherer Beamter, in dem Dorfe durch ein Amtsgeschäft für mehrere Tage aufgehalten, war hocherfreut, an dem jungen Studenten einen Unterhalter zu finden. Als er ihn aber näher kennen lernte und hörte, mit welcher Freudigkeit er von seiner Mutter redete, gewann er ihn von Herzen lieb und wollte, zufällig von seiner Verlegenheit unterrichtet, ihn nicht blos dort freihalten, sondern ihm auch durch ein Geschenk oder ein größeres Darlehn weiter helfen. „Denn wer so von seiner Mutter spricht, hat auf das größte Vertrauen gerechten Anspruch.“ Schubert nahm nur eine Kleinigkeit an, die er sofort von Jena aus zurück sandte. Sein Dankbrief wurde beantwortet und die neue Bekanntschaft noch in einigen Briefen fortgesetzt.

Wieder heimgekehrt wandte er sich mit erneutem Eifer dem Studium zu, und gerne hätte er demselben durch große Reisen einen weiteren Umfang und eine tiefere Grundlage gegeben. Humboldt reiste in Südamerika; seine Berichte, sowie die Nachrichten über ihn wurden mit großer Begier gehört und gelesen, und der Wunsch, in gleicher Weise andere ferne Stätten zu durchwandern, lag nahe. Dr. Ilgen stand mit Humboldt in Verkehr und hatte noch andere überseeische Verbindungen. Er war geneigt, Schubert als Lehrer, Secretär oder deß etwas nach Südafrika zu empfehlen. Hier stand dieser an einem wichtigen Scheidepunkte des Lebens. Wäre er fortgezogen, so würde sein innerer und äußerer Lebensgang ein ganz anderer geworden sein. Er wäre wahrscheinlich ein größerer Gelehrter geworden, als er gewesen ist, aber kein Lehrer seines Volkes, der wie er es gethan hat, von den Thaten Gottes zeugte, und wer mag wissen, ob er selbst den Frieden gefunden hätte, der ihn beseligte. Gott wollte ihn zu anderem Dienste und hielt für die Durchforschung Afrika's andere, anders erzogene Männer bereit; darum fügte er es so, daß Schubert seinen Plan aufgab.

Wie er dazu bestimmt wurde, gehört in die Geschichte seines weiteren Lebens. Hier nur noch die Erwähnung, daß er, wie zu erwarten stand, seine Prüfungen ehrenvoll bestand und als Dr. Schubert mit rühmlichen Zeugnissen und in dem Bewußtsein in's Vaterhaus zurückkehrte, daß er seine Lernjahre redlich benutzt habe, zugleich aber mit dem Entschlusse, nun erst recht zu arbeiten und zu lernen.

III.

Wanderungen und Wandelungen.

Den Eingang in einen neuen Abschnitt von dem Leben unseres Helden eröffnet die Erzählung von Verirrungen. Wir dürfen uns derselben nicht entziehen, denn das erste und höchste Gesetz für den Biographen ist Treue und Wahrheit. Es wäre ja auch keine Lebensgeschichte, sondern eine glatte, interesselose Herzählung von unwichtigen Begebenheiten, wenn wir es anstatt mit einem werdenden, unter Kampf und Mühsal geistig wachsenden Manne, mit einem fertigen zu thun hätten. Darin gerade liegt der Reiz der Sache, daß wir zusehen, wie Gott vermöge seiner wunderbaren Fügung einen reich ausgestatteten Geist durch allerlei äußere Einflüsse für seine Arbeit im Reiche Gottes tüchtig macht und durch innere Erfahrungen das Herz dahin bringt, daß es sich ihm ganz zu eigen gibt und mit all' seinen Gaben und Kräften in den Dienst des Herren tritt. Zu dem kennen wir heute — nach sechzig Jahren — Schuberts Fehler nur durch seinen eigenen Bericht, und wer so offen und mit solchem sittlichen Ernste von ihnen redet, wie er, der hat ein Recht darauf, daß man nicht achselzuckend einen Schleier über sie werfe, sondern daß man sie offen zeige. Es wird sich herausstellen, daß sie eben nur Ausbrüche des natürlichen Herzens oder Folgen eines Lebensganges waren, in dem die Ausbildung des Geistes der des Charakters voraneilt.

11. Die Werbung.

In dem reizenden Gebirgsdorfe Bärenwalde wohnte der Kaufmann Benjamin Martin, ein braver, einfacher Mann. Er trieb Eisenhandel, mit geringem Glück; aber der Versuch seiner Frau, ein Geschäft in Spitzen zu machen, war gesegnet wor-

den und hatte die Familie außer Sorgen gestellt. Die Hausmutter war eine von denen, deren Bild Salomon Sprüchw. 31 gezeichnet hat. Die älteste Tochter war, in erster Ehe zeitig verwitwet, an den Kaufmann Mühlmann in Bärenwalde wieder verheirathet worden, einen Mann, welcher seine nicht gewöhnliche Bildung noch auf Reisen erweitert hatte. Die älteren Söhne hatten zeitig ihren eigenen Hausstand gegründet und ihn durch Fleiß und Sparsamkeit wohl geordnet. Die Perle des Hauses war Henriette, die zweite Tochter. Ihr Gemüth hatte sich an dem der Mutter so gebildet, daß die zwei wie gleichgestimmte Saiten tönten. Zu den gewöhnlichen und ersten Tugenden, nach denen man bei einem Mädchen fragt, der Wirthlichkeit, der Ordnung und Arbeitsamkeit fügte sie eine außerordentliche Begierde nach Belehrung; sie bedurfte geistiger Nahrung, und dieses Verlangen und Sehnen hatte bei ihr nicht in Eitelkeit oder bloßer Neugierde seinen Grund, sondern es war nur eine der Formen, zu welchen ihre ungeschminkte Frömmigkeit sich äußerte.

Eine das Leben ernstlich bedrohende Krankheit hatte ihr Gemüth noch tiefer in seine rechte Heimat eingeführt. Hergestellt unternahm sie zur Erholung eine Reise nach Chemnitz, wo Wirth, Schuberts Schwager, Rathsherr geworden war. Ostern wollte sie heimkehren. Ein junger Kaufmann war bei seiner ersten Begegnung mit ihr von der wärmsten Liebe zu ihr ergriffen worden, und sie hatte wenigstens jenes Maß von Theilnahme für ihn, das jedes Mädchen einem Manne schenkt, von dem es sich geliebt weiß. Er wollte eine ihm bekannte Familie in Bärenwalde zum Feste besuchen, und sie mochte schon darum das Wiedersehen wünschen, um im eigenen Herzen klar zu werden. Ein scheinbarer Zufall verhinderte die Reise und führte Henriette statt dessen in der Begleitung der Familie Wirth nach Hohenstein. Dorthin kam auch Heinrich Schubert, ganz voll von seinen Plänen einer Reise nach Südafrika. Das bildschöne Mädchen blieb ihm zuerst fremd und gleichgültig; sie war ihm sogar im

Wege, weil sie ihm das vertrauliche Gespräch mit Frau Wirth erschwerte, welches unerläßlich war, ehe er den Eltern seine Bitten vortrüge.

Einmal, wie seine Hoffnung, Lorchen zu sprechen, sich wieder vereitelt hat, findet er die Fremde allein im Garten. Es fügt sich, daß er mit ihr in's Gespräch kommt und sie zur Vertrauten seiner Herzenswünsche macht. Nach ihrer ganzen Art und Weise konnte sie nur warnen und an das vierte Gebot erinnern. Das einfältige Landmädchen überwand den Doctor mit der Gewalt ihrer frommen Rede. Die Reise wurde aufgegeben; den stärksten und schlagendsten Grund hatte Henriette gegeben, ohne es zu ahnen. Heinrichs Seele war gefangen und er hatte es nicht mehr vermocht, sich von den Bergen zu trennen, welche einen so köstlichen Schatz, wie das Herz des Mädchens, bargen. Oefteres Sehen und Sprechen führte einen Briefwechsel herbei, welchen er von Jena aus mit ihr anknüpfte und in dem er zeitig genug seine leidenschaftliche Liebe verrieth. Er erhielt die Erlaubniß, sich der Familie Martin vorzustellen.

Am Pfingstsonnabend unternahm er seine Brautfahrt. Sie ging anders von Statten, als sie ein junger Arzt heute unternehmen möchte. Die neun Meilen von Jena nach Bärenwalde wurden an einem Tage zu Fuß zurückgelegt; über der Schulter des Wanderers hing die Jagdtasche, in welcher er den guten Rock, der seine Eroberung unterstützen sollte und den Heinrich von Ofterdingen von Novalis hatte, das ausersehene Angebinde für die Erwählte; der geborgte Hirschfänger an der Seite unterstützte die angenehme Erscheinung des jungen Werbers, der wol nie daran gedacht hat, ein wie stattlich schöner Mann er war. Die Aufnahme im Gasthofe neben der Kirche zeigte, wie sehr man den vornehmen Gast schätze. Er aber konnte vor Aufregung in seinem weiten Bette nicht schlafen, stand früh auf, wusch sich im Bach, vergnügte sich an der schönen Landschaft, die er, trotz seiner vielen Reisen, zu den schönsten rechnet, auf welchen sein Auge je geruht hat, und hatte

dann wieder seine Freude an der lieblichen Julie Steuernagel, der Enkeltochter des Vater Martin und ältesten Tochter der Mühlmanns, die nahe an dem Gasthaus wohnten. Sobald es irgend schicklich war, machte er den langen Weg zu Martins nach dem Unterdorfe. Er wurde freundlich aufgenommen und fand zu guter Stunde auch eine Verwandte, Friederike, die als Vertraute Freundin Henriettens sein treuer Beistand ward.

Derselbe Tag nämlich hatte auch seinen Nebenbuhler, den jungen Kaufmann, nach Bärenwalde geführt. Er war in einem Nachbarhause eingekehrt, und die Wirthin desselben kam zu Henrietten, diese zu bestimmen, daß sie seinen Besuch erlaube oder im andern Hause ihn sehe. So stand das arme Mädchen vor der Wahl zwischen zwei Männern, die ihr beide noch fremd waren. Sie hat für Heinrich entschieden, und obwohl sie schwere Tage mit ihm durchlebt hat, so mag sie die Wahl nie bereut haben. Nicht, weil es sich später erwies, daß der Andere, ein unbedeutender Mensch, kränklich war und frühe starb, sondern weil sie ihrem Manne eine Führerin zu dem seligen Frieden geworden ist, in dem sie lebte und natürlich eben dadurch selbst reich gesegnet ward. Bestimmt wurde sie bei ihrer Entscheidung durch ihre Wißbegierde, denn Schubert hatte durch die Gewandtheit, mit der Friederike das Tischgespräch leitete, Gelegenheit erhalten, seine reichen Kenntnisse und die Frische seines Geistes in der angenehmsten Weise zu entfalten. Wie mochte das gute Mädchen dem geliebten Jüngling zuhören, der ihr von seinen Reisen, von der Humboldts, dann von dem Reichthum der Natur und wieder von Herder, diesem Ararat seiner Zeit, von Schelling und Anderen redete. Sie sollte dem Manne gehören, Theil an seinen Arbeiten nehmen, der Göthe und Schiller gesehen, mit Herders Söhnen innig befreundet war, der so Vieles wußte und es so schön wiedergab.

Er konnte sich auch als Arzt sehen lassen; seine Hülfe wurde vielfach gesucht, und bei der unverdorbenen Natur der Landleute und dem Vertrauen in seine Kunst, mit dem er bei aller Besonnen-

heit sehr kräftig eingriff, hatten seine Mittel einen höchst günstigen Erfolg. Derselbe ging bei Schwerhörigen in's Ungewöhnliche; bei diesen wirkte er durch Anwendung des Galvanismus — leider nicht anhaltend, aber für den Augenblick — eine theilweise oder völlige Rückkehr des Gehörs. Selbst an dem taubstummen Sohne eines früheren Predigers von Bärenwalde waren seine Bemühungen nicht ganz vergeblich. Die natürliche Folge seiner Kuren war mit dem wachsenden Vertrauen der Einwohner von Bärenwalde das mit jedem Besuche sich steigernde, ihm viel werthvollere der Martins.

Er hatte nun den Ort zu wählen, an welchem er sich als Arzt niederlassen sollte; Chemnitz und Altenburg kamen in Vorschlag. Dort lebten Wirths, er hatte noch andere Freunde am Orte, und es wäre verständig gewesen, wenn er sich unter deren Schutz niedergelassen hätte. Daß er dennoch Altenburg vorzog, nimmt er für eine Fügung, durch welche sein späteres Leben bestimmt worden sei, da er in Chemnitz als Arzt ein sorgenfreieres Leben gefunden haben und in diesem Beruf geblieben sein würde. Ich kann das nicht unbedingt glauben; was ihn von Altenburg wegführte, war doch zunächst die Ruhelosigkeit des innern Menschen, und diese wäre auch in Chemnitz zur Geltung gekommen.

In Altenburg mußte er die Erlaubniß nachsuchen, in die Zahl der Aerzte eintreten zu dürfen, vielleicht auch eine Prüfung bestehen. Mit einem Schreiben seines Lehrers Gruner an den Vorstand der dasigen Aerzte, Dr. Hein, ging er dahin. Ein zweites an den Minister von Thümmel hatte ihm der Dr. Ritter aus Jena mitgegeben, welchem er sehr nahe stand, da sich das Verhältniß von Lehrer und Schüler sehr bald in das der innigsten Freundschaft verwandelt hatte. Er wußte es gar nicht, wie warm er in diesem Briefe empfohlen war. Ritter galt etwas bei Herrn von Thümmel, und sein Schützling wurde ohne weitere Prüfung zum Arzte angenommen. Auch die andern, mehr äußeren Verhältnisse, ordneten sich sehr leicht und angenehm.

Ein wenig stolz kehrte er nun in Hohenstein ein; aber die Post brachte gerade jetzt dem dadurch niedergeschmetterten Vater die Mahnbriefe aus Jena. Heinrich sah sich in der unangenehmen Lage, seinen Eltern ein Bild der großen Unordnung geben zu müssen, in welcher er zuletzt dort gelebt hatte. Anstatt aber irgendwie sich seines Vergehens schuldig zu geben, verstockte sich sein Herz. Er mochte es nicht begreifen, wie der Vater mit einem Sohne, der mit solchen Erfolgen, mit solchen Zeugnissen von der Universität heimkehre, um einiger Thaler willen rechten könne. Auch die Klage der Mutter über vergeudete Kleider und Wäsche nahm er milder zwar, aber dennoch nicht in der rechten Weise auf. Die Verstimmung drückte, er erklärte, eine Gebirgsreise machen zu wollen, und schied mit einem kalten Händedruck vom elterlichen Hause.

In Bärenwalde, wohin er sich natürlich begeben hatte, verlobte er sich. Seine Eltern erhielten schriftliche Nachricht von einem Schritte des Sohnes, auf welchen sie nicht im geringsten vorbereitet waren. Die Schwiegereltern aber hielten eine Reise des Brautpaares nach Hohenstein für nöthig.

Unterwegs wurde Schubert sehr ernst und ließ auch seiner Braut den Grund wissen; er verschwieg dabei die Geschichte mit den Schulden nicht. Sie beruhigte ihn. Dennoch war es gut, daß er sie auf einen ernsten Empfang vorbereitet hatte, sie wäre durch denselben sonst noch tiefer gebeugt worden. Zwar wurde die Tochter herzlich begrüßt — wer konnte auch dem Zauber ihrer Anmuth widerstehen? — aber sie mußte den Ernst, die Trauer, welche die Eltern über die frühe Verlobung des Sohnes trugen, bemerken. Uebrigens nahm der alte Herr den Sohn allein vor, um ihm den Leichtsinn vorzustellen, der darin liege, daß er bei seiner Unerfahrenheit, seiner Armuth, die Schritte eines braven Mädchens an seinen unsichern Gang binden wollte. Das Gespräch wurde unterbrochen, und Heinrich selbst gab den Anlaß, daß es andern Tags bei Tische fortgesetzt wurde. Jetzt sprach der Pfarrer rückhaltslos von den Sorgen, in welche Heinrich nicht

sich, er suche sie ja und möge sie als verschuldete tragen, aber seine Braut stürzen werde, von den Gefahren, mit denen ein junger Arzt den Kampf bestehen müsse, ehe er festen Fuß fasse, und wie inniges Mitleid auch die Andern mit Henrietten hatten, sie konnten ihm nicht widersprechen, denn der Vater hatte Recht. Was sie indessen vermochten, thaten sie, um die Tochter und Schwester zu erfreuen und zu zerstreuen. Frau Fröhnel, Johanna, lud die Verlobten zu sich und führte sie Abends in einen öffentlichen Garten. Die Neuigkeit des Tages war dort das allgemeine Gespräch der Kleinstädter, und ein alter Candidat sprach ganz offen Henrietten sein Beileid aus, während zwei wackere Kaufleute, Rahlenbeck, ein Westphale, und Schneider, im entgegengesetzten Sinne redeten und die Alten und die Jungen ermuthigten.

Die Rückfahrt war recht traurig, bis Freund Wetzel nachkam, der Schubert hatte in Hohenstein aufsuchen wollen, und der durch Erzählungen von seiner Braut und von dem Leben des englischen Dichters Goldsmith aufzuheitern suchte. Kaum zu Hause angelangt, vertraute Henriette ihrer Mutter, was sie erlebt hatte. In der Nacht hat sie gewacht und viel gebetet. Das Ergebniß aber einer ernsten und ruhigen Prüfung ihrer Lage war der Entschluß, dem Verlobten treu zu bleiben und auch das Versprechen baldiger Verbindung zu halten. Nicht Leichtsinn, sondern wirkliches Gottvertrauen bestimmte sie dabei.

12. Ein schwerer Anfang.

Im Frühjahr 1803 zog denn Schubert, vorläufig allein, nach Altenburg. Durch Besuche der öffentlichen Lokale oder durch Vorstellungen in vornehmen Familien Bekanntschaft zu suchen, hielt er für unwürdig; seinen älteren, zum Theil berühmten Fachgenossen blieb er aus Schüchternheit fremd, nur mit dem wohlwollenden Dr. Winkler trat er in ein innigeres Verhältniß. Nachdem er länger als acht Tage vergeblich gewartet hatte, wurde

er zu dem ersten Kranken gerufen. Von dieser ersten Kur hing viel ab; denn der Hülfsbedürftige war der Besitzer eines von vielen Landleuten benutzten Wirthshauses; aber sein Leiden war unheilbar; schlechte Behandlung durch Hausmittel und Afterärzte hatte ihm den sichern Tod bereitet, und vergeblich waren nun der Reihe nach alle Aerzte Altenburgs zu Rathe gezogen und wieder entlassen worden. Der Neuangezogene erweckte neue Hoffnungen, da seine Heilmittel einige Linderung brachten, und erntete dafür bei dem endlichen Eintreten des Todes von der jungen Witwe des Gastwirthes die heftigsten Vorwürfe. Den Gebeugten wußte Dr. Winkler freundlich zu trösten.

Nach und nach fanden sich auch andere Kranke, die den Rath des neuen Doctors begehrten; es waren Bewohner der Vorstädte, Leute, welche die Schwarzenberger Großmutter unter Räthsel-Ausdrücken in ihr Buch eingetragen haben würde und welchen Schubert auch die Medicin selbst besorgte. Er hatte jedenfalls ein Feld gefunden, auf dem sich reiche Erfahrungen sammeln ließen. Es traten ihm seltsame Krankheitsformen entgegen; so bei einem von Würmern geplagten Knaben ein Veits-Tanz, dessen Beschreibung bei Fremden schwerlich Glauben finden möchte, und in dem Schubert ein neues Zeichen für das Vorhandensein dämonischer Kräfte in der Welt sah.

Die beste Erquickung in dem einsamen Leben zu Altenburg waren Briefe von Henriette und an sie. Gegen Pfingsten erfolgte eine Einladung. Der älteste Schwager, ein vermögender Kaufmann in Plauen, wollte den Bräutigam der Schwester kennen lernen, der natürlich mit Freuden darauf einging, sich in den Feiertagen mit ihm bei den Eltern zu treffen. Dies Mal begleitete ihn auf der Wanderschaft ein Buch von Jakob Böhme.

Den 19. Juni war die Hochzeit. Braut und Bräutigam waren nur um vier Wochen im Alter von einander verschieden, beide 23 Jahre jung. Henriette hatte eine reichliche Ausstattung von ihren Eltern erhalten, sonst nichts. Heinrich hatte weder

Erwerb noch Besitz; es mußte bei einer Freundin (Winkler mit Namen) ein Darlehn von Einhundert Thalern aufgenommen werden, welches die Mittel zur Existenz gewähren sollte.

Die Trauung und was mit ihr in Verbindung stand, ging sehr ernst vor sich. Die Familie Martin hatte Trauer um eine eben im Wochenbette gestorbene Schwägerin. Aus der Familie Schubert nahm kein Glied an Heinrichs Ehrentage Theil.

Philipp Martin, der zweite Bruder, nur 5 Jahre älter als die Neuvermählten, ein heitrer Mann, begleitete sie in ihre neue Heimat. In Vertrauen auf Gott, in gegenseitiger Liebe und jugendlicher Frische ward das Hauswesen begonnen „mit Gott und hundert Thaler Schulden.“ Es wurde als ein günstiges Vorzeichen genommen, daß am ersten Tage einige Thaler eingingen, durch welche ein Beamter Schuberts Besuche bei ihm sehr großmüthig bezahlte. Ein Heraustreten aus der engsten Häuslichkeit veranlaßte das in Sachsen überall gefeierte Vogelschießen, zugleich aber gab dasselbe den ersten Anlaß zu einer Gastfreundschaft, welche den Anfängern doppelten Abbruch that. Schubert ließ sich nämlich verleiten, sein Haus einigen Jenenser Burschen anzubieten; es folgten Andre, die ihm beim Weggange auch noch Geld abborgten und was schlimmer war, durch ihr burschikoses Treiben das Vertrauen der Altenburger in den Arzt, der den Burschen noch nicht abgelegt hatte, gewaltig erschütterten. Diese Studenten waren nicht die einzigen Gäste eines Hauses, das nicht mehr leer werden wollte. Wetzel war viel da, auch andere Freunde aus Jena, dann Freundinnen der Hausfrau; man sang, musizirte, las; es knüpften sich neue Bande; das junge Ehepaar aber machte bald genug die Entdeckung, daß es recht sehr verweltlichte; der Geschmack an der schönen Literatur hatte den an Predigt und Schrift verdorben. „Die leckerhafteste Speise des Götzenopfers“ ward reichlich genossen. Doch wenn sie auch, ohne es doch selbst zu wollen, in der Gefahr standen, ihren Gott aufzugeben; er hatte sie nicht aufgegeben und nahm

sie in die heilsame Zucht der Entbehrung. Sie machten nämlich auch die andre Entdeckung, die sie im Augenblick mehr erschreckte, daß die geborgten 100 Thaler fast aufgezehrt waren.

Doch wie viel hatte Schubert nicht bei seinen vorstädtischen Kranken zu fordern, wie viel baar für sie ausgelegt. O du armer, unpraktischer praktischer Arzt! Die sorgfältig gefertigten Rechnungen trugen nichts ein; die Einen konnten, die Anderen wollten nicht zahlen, und bei genauer Abwägung ergab es sich, daß Schubert 10 Thaler mehr ausgelegt hatte, als er überhaupt beizutreiben vermochte. Was nun thun? Wetzel schlug vor, er solle einen Roman schreiben; derselbe müsse, auf der Leipziger Michaelismesse verkauft, doch den Unterhalt für den Winter schaffen. Schubert ging darauf ein, in keiner anderen Absicht, als sein Weib und sich vor Noth zu bewahren. Nach drei Wochen angestrengter Arbeit, bei der die Feder so rasch gewesen sein muß, als die Gedanken kamen, war das Werk vollendet. Der Verfasser versah es, statt der Vorrede, mit einem Sonett, darin er sich, den durch die Noth zu solchem Erwerbe Gezwungenen, mit einem gefesselten Prometheus verglich.

Er fuhr mit seiner Dichtung, welcher er den Namen die Kirche und die Götter gegeben hatte, nach Leipzig, sah Köthe wieder und machte neue Bekanntschaften mit strebsamen Jünglingen. Zweien von ihnen werden wir später noch begegnen. Das Manuscript aber ließ sich nicht verkaufen; das Geschäft war zu ungeschickt angefangen worden. Mit weiteren Versuchen zur Veräußerung ward Ritter in Jena beauftragt. Diesem ist sie auch gelungen; er hat etwa 80 bis 90 Thaler dafür erlangt, das Geld aber vorerst als Darlehn für sich erbeten und wenn auch auf Heller und Pfennig, so doch nur in langsamen Abzahlungen wieder erstattet. Der Verleger war Dienemann in Penig; er gab das Werk 1804 in zwei Bänden heraus. Es ist vergriffen und deßhalb ein Urtheil darüber nicht mehr festzustellen. Der Verfasser selbst hat es, wie das vorkömmt, wohl geschrieben, aber

nie gelesen; nur erinnert er sich, daß Wahnsinnige, Kettengerassel, Geister-Erscheinungen ihr Wesen darin hatten. Ritter schrieb: „Das Lesen Deines Buches hat auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der Anblick einer gewaltig grausamen Wasserflut. Wohin man schaut, bemerkt man so schöne Gruppen und Waldungen von Cedern, Cypressen, Obstbäumen mit Blüthen und Früchten, welche auf dem Gewässer herumtreiben, daß es jammerschade um ihren Verderb ist. Jünglinge und schöne Jungfrauen, Greise und Kinder strecken ihre Hände und Köpfe aus den Wogen hervor; grünende Auen mit Sommerpalästen und Hütten ragen, zum Theil halb zerrissen, über die Strömung heraus; nutzbares Vieh in ganzen Heerden mit mancherlei Gewürm kämpft mit den Wellen, über denen die kleinen Gedichte, die Du Deinem überflutenden Text eingefügt hast, wie muntere Vögel herumfliegen. Wie gesagt, es ist jammerschade um all' die Sachen, die eine gar hübsche, für Menschen wie für Vieh wohnliche Landschaft müßten gewesen sein, wenn die große Ueberschwemmung nicht über sie hereingebrochen wäre." Wir haben diesen ganzen Brief hier aufgenommen, weil wir aus demselben ersehen, daß das Erstlingswerk Schuberts dieselben Vorzüge und Mängel getragen haben muß, die wir an allen seinen Werken wiederfinden; natürlich wird im Lauf der Zeit des Wassers weniger und die lieblichen Punkte treten zur Freude der Leser in schärferen Umrissen hervor. Die öffentlichen Urtheile waren günstig.

Merkwürdigerweise wird dieses Romans überall gedacht, wo Schuberts Leben auch nur in zehn Zeilen erzählt wird; wir haben gesehen, daß ihm eine solche Bedeutung gewiß nicht gebührt.

Vorläufig kehrte er sehr traurig aus Leipzig zurück; die Mitreisenden erhöhten seinen Schmerz durch die Lebhaftigkeit, mit welcher sie von ihren guten Meßgeschäften redeten. Während die Andern auf dem halben Wege ihr Mittagsmahl einnahmen, genoß er das Seinige „in der Sonne." Henriette nahm die Trauerkunde sehr gefaßt, voll Vertrauen zu Gott und in die

Tüchtigkeit ihres Mannes, auf. Sie trug das Kreuz der Armuth und Entbehrung mit unermüdlicher Geduld. Wie sie in den guten Tagen sich ruhig darein gefügt hatte, daß ihr Mann und seine Freunde einmal das reichlich gute Mahl, das sie bereitet hatte, allein aufzehrten und es ihr und dem Hausmädchen überließen, sich ein Stück Brot zu schneiden, und wie sie sich in so manche Entbehrung, welche ihr die allzu sorglose Geselligkeit aufgelegt, freudig gefügt hatte, so führte sie es jetzt täglich. Heinrich wurde die Einschränkung saurer; das viel härtere Fasten in Leipzig war doch leichter gewesen, weil es eine freiwillig aufgenommene Bürde war. Doch bereitete ihm Henriette manche Stärkung und Erquickung, die sie sich nicht gönnte. Nur die langwierigen Besuche hielt sie von jetzt an ferne; und als sich einmal wieder zwei Freunde mit der offen ausgesprochenen Absicht eines vielleicht mehrwöchentlichen Aufenthaltes einfanden, ging sie still fort, bestellte einen Wagen zur Fahrt nach Waldenburg und ließ den Gästen durch ihren Mann das Bedauern aussprechen, daß sie andern Tages einen längst versprochenen Besuch bei den Geschwistern in Waldenburg zu machen verbunden wären.

Bei aller Sparsamkeit und Einschränkung kam dennoch der gefürchtete Tag frühe genug.

Es war ein trüber Herbstabend, Schubert hatte sich zu seiner Verwunderung vergeblich bemüht, Henriette für ein Buch, welches ihn hoch ergötzte, auch nur die geringste Theilnahme abzugewinnen, als sie ihm, da er endlich aufhörte, eröffnete, daß die ganze Baarschaft nur noch in zehn Groschen bestünde, welche für die Bedürfnisse des nächsten Tages nicht ausreichten.

Mancher Leser kennt wohl die Lage dessen, der den letzten Groschen auszugeben genöthigt ist, ehe die neue Einnahme kommt und kommen kann, so gut wie ich aus lieber Erfahrung; aber es ist denn doch eine andere Sache, wenn ein Beamter oder ein Handwerker, der sein sicheres Brot hat, einmal für einige Zeit auf schmale Kost gesetzt ist, und wenn eine Familie in der fremden

Stadt, ohne jede Aussicht auf einen Erwerb der bittersten Noth in's Auge sieht. Das Mal kam die Hülfe aus Jena. Der Freund gab Nachricht von dem Verkauf des Romans, schickte einen Theil des Betrages und erbat sich die Erlaubniß, nach und nach das Andere zu senden. Ehe die zweite Sendung einging, thaten sich, als die Angst schon wieder recht groß geworden war, bessere Aussichten auf. Der Buchhändler Dr. Rink besuchte eines Abends die Schwergeprüften, um Schubert die Stelle eines Mitarbeiters an den Annalen anzutragen, welche Dr. Pierer in seinem Verlage erscheinen ließ. Er versprach bei Beurtheilung fremder Bücher ein Freiexemplar und vier Thaler, bei eigenen Aufsätzen, welche kleiner gedruckt wurden, fünf Thaler für den Bogen. —

Dieses Erbieten wurde dankbarlich ergriffen und die Arbeit frisch und freudig angefaßt; die Möglichkeit, nun seine Henriette vor der Wiederkehr so trüber Tage, als sie in diesem ersten Herbst durchlebt hatte, zu bewahren, gab Feuer. Ob die Aufsätze auch, wie wir sagen, nach der Elle gearbeitet wurden — der Verfasser stellte sich für jeden Tag eine bestimmte Seitenzahl zur Aufgabe — so waren sie nicht ohne Werth und gewannen dem jungen Schriftsteller die Hochachtung manchen braven Mannes. Alle Verlegenheiten konnte dieser Verdienst freilich um so weniger beseitigen, als sich Schubert vor unüberlegten Ausgaben immer noch nicht hütete. Es gehörte die Geduld seiner Frau dazu, daß sie nicht klagte, als er einmal die kleine Summe, die sie durch mehrwöchentliche Spitzenklöppelei erworben hatte, für ein seltnes Exemplar eines italienischen Gedichtes dahin gab.

Zum Lohn für ihre Güte trug gerade diese Ausgabe dem Hause neuen Segen ein. Der Ankauf war auf einer Auktion geschehen; unter den Mitbietern befand sich Dr. Bergner, der Besitzer und Vorsteher einer größeren Privatanstalt für Söhne vermögender Kaufleute. Schon lange hatte er sich umsonst nach einem Manne umgesehen, welcher seine Zöglinge im Ita-

lienischen unterrichten könne. Er wurde auf Schubert aufmerksam und übertrug ihm diesen Lehrgegenstand.

Von jetzt an war die Noth überwunden und ist in sein Haus nie wieder zurückgekehrt, wenn sie auch ihr finsteres Gesicht bisweilen von ferne sehen ließ. Auch hier wieder war es bewiesen, daß Gott Jemanden, der arbeiten kann und will, nicht zu Grunde gehen läßt.

Die Warnung vor einer Uebersiedelung nach Jena, an welche in den schlimmsten Zeiten gedacht worden war, war also doch von Gott gekommen. Vermittelt war sie durch Freundes Rath und durch deutlich vorhersagende Träume, und deßwegen bedurfte sie wenigstens dieser Erwähnung.

Der junge Arzt, der sein Brot durch die Feder und als italienischer Sprachmeister gewann, hatte den Schwerpunkt seines äußeren Lebens noch nicht gefunden und ließ sich gern von fremdem Winde treiben, doppelt in einer Zeit, wo sich die eben blühende Schöngeisterei aus allen Berufskreisen ergänzte. Er freute sich also von ganzem Herzen einer zweiten Veranlassung, sich mit fremdländischer Literatur zu beschäftigen, um so mehr, als er die Bezahlung einer alten Dankesschuld damit verbinden konnte. Herder war gestorben, — Herder, dem er, wie er sagt, nächst Gott am meisten das verdankt, was er als Schriftsteller leistete. Johann Georg Müller, dessen liebes Bild durch die Veröffentlichung seines Tagebuches und seines Briefwechsels mit Herder und seiner Frau vor kurzem vor unsere Erinnerung zurückgerufen wurde, unternahm, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johannes, die Herausgabe der sämmtlichen Werke des Verstorbenen. Für diese Arbeit wurde es ihm wichtig, das Verhältniß, in welchem Herders Cid zu dem spanischen Cancionero vom Cid stehe, zu erfahren. Mit der eingehenden Untersuchung dieser Frage wurde Schubert betraut. Er ließ sich durch diese Arbeit zu dem Versuch, eine spanische, portugiesische und provençalische Bibliothek im Rink'schen Verlage zu veranstalten, bestimmen,

von welcher zwei Hefte erschienen sind. Eine größere Studie auf diesem Gebiete sandte er an eine damals viel gelesene Zeitschrift, den Freimüthigen. Die Aufnahme derselben ohne Nennung des Namens und ohne jede Bezahlung war für den Verfasser ein harter Schlag.

Der nunmehr geordnete Hausstand gewährte die Möglichkeit eines geselligen Verkehrs, die geistige Anstrengung gebot denselben. Der Kreis, in den Schuberts eintraten, war ein sehr gewählter, dem sie viel zu verdanken haben, und unter dessen Einwirkung es auch in geistlicher Beziehung wieder aufwärts ging. Der Secretär von Waitz theilte die Freude seines Freundes an der Pflanzenwelt. Der gelehrte und stille Gymnasialdirektor Matthiä erweckte die Theilnahme für das Alterthum wieder; ein reinerer Geschmack, ein höherer Ernst waren Gaben, die Schubert von ihm empfing. Professor Hauschild zerschlug ihm seine Götzenbilder. An dem berüchtigten Buch Lucinde von Friedrich Schlegel wies er ihm, indem er ihm die bodenlose Unsittlichkeit, welche in den Anschauungen des Verfassers lag, erklärte, die große Gefahr nach, in welcher er sich selbst befand. Die Rink'sche Familie gab einen häuslichen Anhalt, durch Theilnahme und Rath helfend und läuternd. Professor Mörlin und seine Frau boten an Stelle der nur verleideten Kost ungesunder Romane die bessere der Schrift und der geistlichen Dichtung dar, worin sie heimisch waren. Pfarrer Garmann aus Ziegelhain ward zum ernstlichen Seelsorger.

So strömte von vielen Seiten Segen auf das junge Paar herab; den besten und höchsten wußten sie sich aber in einer Aussöhnung mit den Eltern zu suchen. Bittenden, beichtenden Briefen folgte erst eine Begegnung in Waldenburg, dann ein Besuch der guten Eltern in Altenburg, bei welchem sie auch die Nichte Julie Steuernagel sahen.

Eine Erwiederung dieses Besuches geschah aus Anlaß des Amtsjubiläums, das Kantor Tag in Hohenstein feierte.

Es war ein schönes Fest. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben mit vollem Bewußtsein erfreute sich Schubert der Predigt seines Vaters; denn es gehörte eine gewisse Reife dazu, um mit dem alten Pfarrer darin übereinzustimmen, daß treues Herz, ungeblendetes Auge, einfältiges Wort die besten Gaben für den Prediger sind; er traf verwandte Seelen, die mit ihm die gemüthliche Feier ernst ergriffen.

13. Wieder in die Schule.

Das äußere Leben hatte sich also freundlich gestaltet; der schon eingetretene, oder doch sicher erwartete Tod des Dr. Hein ließ einen lohnenden Anfang, so müssen wir es doch wohl nennen, der ärztlichen Praxis hoffen. Es wäre recht verständig gewesen, in Altenburg zu verbleiben, aber Schubert drängte fort. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er noch nicht am rechten Orte für die ihm durch seine eigenthümliche Begabung vorgeschriebene Thätigkeit sei; noch gewisser war es ihm, daß er, um seine Stelle in der Welt einmal auszufüllen, seine Kenntnisse erweitern und vertiefen müsse. Den Punkt, welchen er zu diesem Zwecke aufzusuchen hatte, kannte er ganz genau; er mußte in Freiberg zu den Füßen Abraham Gottlieb Werner's gesessen haben, ehe er es wagen durfte, unter den Naturkundigen mitzusprechen, ehe er im Stande war, seine Naturanschauungen erst für sich zu prüfen, dann vor Anderen zu begründen. — Oft sprach er mit Freunden, namentlich mit Rink, Mörlin und Garmann von seinen Zukunftsplänen; sie stimmten ihm bis auf den Umzug bei, von welchem höchstens der Pfarrer etwas wissen mochte.

Nur eine Seele verstand sein Sehnen und ging lebhaft in dasselbe ein: Henriette. Sie hatte ihr Gemüth so tief in dasjenige ihres Mannes versenkt, sie hegte eine solche Meinung von seiner geistigen Ausstattung und von dem Berufe, den er kraft derselben einmal ausfüllen werde, sie trug so hohe Liebe zu ihm, der ja, wie sie sagte, der Liebe zu ihr den Wunsch der weiteren

Ausbildung geopfert hatte, daß sie zu jedem Opfer bereit, zu jeder Unternehmung muthig war. Mit ihrem eignen Vertrauen wirkte sie auch auf ihre Angehörigen, während Vater Schubert bedenklich ward und zu erwägen gab, daß sich ein oft gewälzter Stein nicht begrase.

Es ward gerüstet und aufgebrochen. Dr. Winkler kaufte die Möbel zum vollen Werth. Der Erlös machte es möglich, die Schuld von hundert Thalern, welche Henrietten recht schwer gedrückt hatte, abzutragen. Die nicht verkauften Sachen wurden einem Frachter übergeben. Wieder zeigte es sich beim Abschiede, wie viel mehr Kraft der Selbstüberwindung das Weib habe als der Mann.

Mit Garmanns Segen brachen sie auf, über Waldenburg nach Hohenstein, um sich dort einen andern Segen zu holen. Sie feierten Pfingsten im Schubert'schen Hause und nahmen das Abendmahl mit den lieben Alten. Sie wußten nicht, daß sie von Sterbenden Abschied genommen hatten. Sowohl Schwester Christiane wie die Mutter sollten ihnen erst als Witwen wieder begegnen.

Bis zwei Meilen vor Freiberg war die Wanderung zu Fuß gegangen; dann mietheten sie einen leer dorthin zurückgehenden Wagen aus Dresden und zogen recht vornehm in ihrem neuen Wohnorte ein, wo sie an der Familie des alten Viertelmeisters Zimmermann die liebenswürdigsten Wirthsleute fanden. Schuldenfrei, mit einem baaren Vermögen von fast 40 Thaler, hielten sie sich für reich. Henriette war sehr glücklich. Heinrich ging, da Werner auf Monate lang verreist war, an die Ausarbeitung eines gelehrten Werkes, mit welchem er sich schon seit langem getragen und wozu er sich die berufslose Muse gewünscht hatte. Es knüpften sich an dieses Buch, dessen Grundgedanke derselbe war, von dem der Schüler einst eine Skizze in Herders Hände gelegt hatte, große Hoffnungen, und seine Geburtsstunde, in der sich Tod und Leben wundersam begegneten, berechtigte zu solchen.

Den 14. Juni 1805, am fünften Sonntage nach Trinitatis, während gerade der Pfarrgehülfe in der Kirche den Segen sprach,

rief Gott der Herr seinen treuen Knecht, den alten Pfarrer Schubert, dessen Leben für seine Gemeinde und sein Haus ein reicher Segen gewesen war, in seinen ewigen Frieden. Und gerade in denselben Tagen erlangte Henriette Schubert die Gewißheit, daß sie auf Mutterfreuden hoffen dürfe. Hierin lag Grund zu einer Wanderung nach Hohenstein und nach Bärenwalde. Bis zu derselben hatte Schubert einen schweren Kampf des Wollens, Könnens und Müssens durchgerungen. Die Gedanken, welche so klar vor seiner Seele gestanden hatten, waren ein spröder Stoff für seine ungewandte Feder. Zeit aber zu neuer Forschung, zur Aufsuchung fernerer Quellen fehlte, denn die Noth stand warnend vor der Thür.

In Hohenstein, im Arbeitszimmer seines Vaters, überkam ihn ein frischer Geist, und nun begann er zu schreiben; nach genauer Eintheilung jedem Tage sein Maß zuschreibend, arbeitete er, um durch sein geistiges Kind das leibliche zu versorgen. Das Werk ward rechtzeitig vollendet und fand durch Ritter's Hülfe an Reclam zu Leipzig einen geachteten Verleger.

14. Abraham Gottlieb Werner und seine Schule.

Der Mann, dessen Ruf Schubert bestimmt hatte, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen, war am 25. September 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz geboren und ist am 30. Juni 1817 verstorben. Er hatte im Waisenhause zu Bunzlau seinen ersten Unterricht empfangen und war schon als ein vierzehnjähriger Knabe in das bürgerliche Leben eingetreten. Eine bedrohliche Krankheit nöthigte ihn zu einer Reise nach Karlsbad. Auf dieser berührte er Freiberg. Hier war es dem siebzehnjährigen Jüngling, als käme er in eine lang ersehnte und gesuchte Heimat. Allerdings bildet Freiberg mit seiner Umgebung durch den Reichthum der verschiedensten Gebirgsarten, wie der einfachen Gesteine, eine der merkwürdigsten Stätten der Erde. In dem engsten Raume wird eine seltne Mannigfaltigkeit der Formen des

Mineralreiches zu Tage gelegt. Dem sachkundigen Wanderer wird auf einem Wege von wenig Stunden die Anschauung de verschiedenartigsten Gebirgsgestalten um so leichter, als die zahlreichen Grubengebäude den Eingang in die verborgenen Tiefen, in die Erzlager und deren steinigte Nebengänge aufthun. Dennoch mag Mancher, mögen die Meisten an dieser Stelle vorüberziehen, ohne etwas mehr als einige schöne Aussichten zu erblicken. Aber Werner heimelte es an, als stünde er an seiner eigenen Wiege. Unter dem Eindruck dessen, was er sah, suchte er bei den Lehrern der eben errichteten Bergakademie und den Beamten des Bergamtes weitere Belehrung; seine Gespräche bezeugten seine Verständniß, seinen Beruf für die Wissenschaft der Bergkunde so kräftig, daß man von Freiberg aus den Vater vermochte, seinen Sohn dem Studium zurückzugeben. Erst als Schüler, im Jahre 1775 aber als Inspector der Sammlung und Lehrer an der Akademie kehrte er zu den Berggründen zurück, wo sein Geist sich selbst gefunden hatte und von wo durch seine Arbeit eine geistige Bewegung in die Wissenschaft von der Natur gebracht wurde.

Es wird möglich sein, in wenig Worten seine Bedeutung zu beschreiben.

Diejenige Wissenschaft von der Natur, welche heute mehr als jede andere die allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt, die Geschichte unserer Erdoberfläche, wir nennen sie Geographie war kaum dem Namen nach bekannt; auch diejenige, welche sich mit der Beschreibung und Untersuchung der einzelnen Gesteine beschäftigt, lag noch in ihrer frühesten Kindheit. Bei dieser hob Werner an, und wurde bereits im 24. Lebensjahre bei seinem Abgange von der Universität Leipzig durch die Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Fossilien für die Lehre von den Steinen, was nicht lange vorher der Schwede Linné für die von den Pflanzen gewesen war. In Freiberg baute er weiter. Bis zu seiner Zeit kannte man dort nur eine Bergbaukunde; in Verbindung mit ihr, abhängig von ihr, wurde mitgetheilt, was von den

Steinen zu wissen nöthig war. Hier begann Werner zu scheiden. Er trug die Lehre von der Steinwelt selbständig vor, er blieb aber auf halbem Wege nicht stehen und trennte wiederum die Betrachtung der einzelnen Steine und diejenige der ganzen Erdrinde, als eines durch Gottes Hand wunderbar gefügten und wunderbar in sich verbundenen Leibes. Ob der große Werkmeister sich bei der Schöpfung seines Riesenbaues der Kraft des Feuers oder des Wassers bedient habe, ist eine alte Streitfrage. Heute ist man allgemein geneigt, an die Hülfe des Feuers zu glauben, aber Werner nahm die des Wassers an. Leute, die sich auf den Gegenstand verstehen, suchen den Grund dafür darin, daß ihm die Landschaft der Auvergne in Frankreich, die Alpenwelt und die Vulcane fremd geblieben seien. Doch darauf kommt es wenig an. Ob er im Einzelnen geirrt habe; im Großen und Ganzen war er ein, war er der Meister, der Mann, welcher seine Zeitgenossen fortriß und eine begeisterte Jugend in ein neues Wundergebiet der göttlichen Allmacht zu schauen lehrte. Er that es in derjenigen Andacht, welche der ernsten Betrachtung der Werke Gottes geziemt. 1791 hat sich zu seinen Füßen ein jüngerer Mann gesetzt, welchem es erlaubt wurde, auf Werners Grund ein herrliches Gebäude vor uns aufzuführen. Dieser aber, Alexander von Humboldt, bekennt in jedem seiner Werke, was er Abraham Werner verdanke.

Unter den reichen Gaben des großen Mannes war für seine Wissenschaft die glücklichste diejenige der Ahnung des Allgemeinen, die ihm im Besondern aufging; er hat, wie Humboldt sagt, einen Theil der großen Entdeckungen späterer Jahrzehnte vorbereitet, einen anderen vorgefühlt. Die Zeitgenossen staunten, als der Reisende Pallas, ohne von Werner zu wissen 1777 und 1778 die Steinberge Sibiriens in denselben Grundformen beschrieb, die nach Werners 1775 gegebener Darstellung sich überall finden müßten.

Eine zweite Gabe war die der Sammlung; er hat durch

eignes Herzutragen, durch Tausch, durch Anregung seiner Schüler, einen fast einzigen Schatz in Freiberg zusammengebracht.

Das dritte und größte war seine Lehrgabe. Er unterrichtete immer und überall. Wie der Doge von Venedig sich dem Meere verlobt, so verbündete sich Werner den Tiefen der Erde. Er blieb unvermählt; er schrieb keinen Brief; er suchte nichts als seinen Beruf. Nie war er müßig, nie ward ein Schüler, der ihn aufsuchte, abgewiesen, und auch auf Reisen war er nicht allein; seine jungen Verehrer umgaben seine Schritte. Aus jedem seiner Vorträge, aus der ganzen Weise, wie er die Sache anfaßte, leuchtete eine ungefärbte Frömmigkeit hervor; wer ihm näher stand, durfte tiefer in das Herz eines Mannes sehen, der das Kleinod nicht verloren hatte; der, ob er gleich nie zur Kirche ging, einen Knaben, der ihm lieb war — August Dittrich — zum Missionar erweckte und erzog.

Unter Werners Leitung vollendete Schubert die unmittelbar lernende Vorbereitung für seinen künftigen Beruf und gewann nun mit dem Einblick in jenes Gebiet, das ihm am meisten fremd geblieben war, einen Ueberblick über das ganze Reich seiner Wissenschaft, wie ihn nur Wenige außer ihm zu erwerben gewußt haben. Die besondre Stellung, welche er unter den Gelehrten seines Faches einnahm, der große Einfluß, den er als Lehrer gewann, ohne doch an irgend einer Stelle freischöpferisch gewirkt zu haben, hängt mit diesem Bildungsgange zusammen. An dem Ende desselben geziemt es noch einmal, die vier Männer zu nennen, welche von den Reichthümern ihres Geistes eine gesegnete Fülle in den unseres Schubert ausschütteten, der damit weiter zu wuchern verstand: Werner, Schelling, Ritter, Herder.

15. Das Leben in Freiberg.

Aus dem Kreise der Schüler Abraham Werners treten für uns drei hervor. August Wolfgang v. Herder, Bergcommissionsrath, später Berghauptmann in Freiberg, hochverdient

um den ganzen sächsischen Bergbau, als ein Meister seiner Wissenschaft weitberühmt, deßwegen bis nach Galizien und Serbien zu rettenden und bewahrenden Werken berufen, stand schon in mittleren Jahren; die beiden Andern waren jünger als Schubert. Dieser erzählt:

„Der Kreis der Zuhörer, der sich um Werner versammelt fand, und in welchen ich nun eintrat, war zwar nicht wegen seiner Zahl, wohl aber durch die Persönlichkeiten, aus denen er bestand, ein sehr beachtenswerther. Ein Theil der Zuhörer war nicht nur von reiferem Alter als jene Studirenden, welche aus den Schulen zur Universität kommen, sondern auch reifer an Bildung und Verständniß. Man konnte es diesen anmerken, wie ernstlich es ihnen anlag, hier von Werner etwas Ungewöhnliches zu hören, etwas Gründliches zu lernen, und der Ernst dieser Gereifteren theilte sich auch den Jüngeren mit. Obgleich aber bei Allen eine große Theilnahme an dem Unterricht des Lehrers zu bemerken war, fielen mir dennoch zwei meiner Mitschüler, ein älterer und ein jüngerer, ganz besonders auf, von welchen man, wie mir schien, es lernen konnte, was das rechte Aufmerken sei. Man erzählt von dem eben so hochbegabten als bescheidenen Isaak Newton, daß er, wenn seine lobpreisenden Bewunderer ihn über Alle Anderen erheben wollten, ihnen entgegnet habe: er wisse Nichts, das ihm vor Anderen den Vorzug geben könne, die vielleicht eben so reich, ja noch reicher begabt und von eben so gutem Willen seien als er, doch müsse er es als ein besonderes Glück für sich betrachten, daß er von frühester Jugend an gelernt habe, recht aufmerksam zu sein. Nun diese rechte, immer wach bleibende Aufmerksamkeit sprach sich mir an jenen beiden Schülern in so kräftiger Weise aus, daß ich, wenn ich mitten in den Vorträgen des Lehrers in eine Gedankenzerstreuung und Träumerei gerathen wollte, nur einen oder den andern von beiden anzusehen brauchte, um mich wieder zu dem, das jetzt hören und denken sollte, zu sammeln. Eine Verschiedenheit in der Richtung der Aufmerksam-

keit gab sich an beiden darin kund, daß der jüngere vorzugsweise mit ungemeiner Lebendigkeit die geognostischen, der ältere eben so ernst auch den oryktognostischen Unterricht beachtete. Wenn uns der Lehrer eine ganze Reihe von Steinen vor Augen stellte, an denen wir die verschiedenen Erscheinungsformen einer und der anderen Steinart, und zugleich die wesentlichen Grundzüge, den feststehenden Charakter der Art erkennen sollten, da faßte dieser ältere den eigentlichen Sinn des Ueberblickes mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Sicherheit auf, während die meisten Anderen nur etwa bei den Farben oder der augenfälligen Schönheit eines und des anderen Stückes verweilten und darüber den Faden der Entwickelung aus dem Auge verloren. Wenn aber nach beendigter Vorlesung zuweilen von Einem und dem Anderen, des darinnen Vorgekommenen die Rede war, da wunderte ich mich öfters, wie treu und verständig der jüngere von beiden die großen Grundgedanken der Werner'schen Vorträge — vor Allem der geognostischen — in sich aufgenommen und gestaltet hatte. Nun, dieser jüngere Mitschüler, mit dem ich zuerst näher bekannt und befreundet wurde, war kein Anderer, als Karl von Raumer, welcher damals so eben seine akademischen Studien in Göttingen und Halle vollendet hatte und nun nach Freiberg gekommen war, um Werner zu hören. Was mir diese Bekanntschaft schon von ihrem Anfang an gewesen, was sie mir später geworden ist, das greift tief in die Entwicklungsgeschichte meines äußeren wie inneren Lebens ein. Es sind nun nahe fünfzig Jahre, seitdem Raumer und ich zum ersten Mal auf unserem Lebenswege uns begegneten; ein gemeinsames Vaterland, ein gemeinsamer äußerer Beruf hat uns später eine lange Reihe von Jahren immer mehr und näher vereint. Wie mir dieser aufrichtig treue Freund vor fünfzig Jahren ein Ermunterer zum Aufmerken auf das gewesen ist, was bei dem Erkennen und Erfassen der Sinnenwelt das Wesentlichste und Nothwendigste ist, so ist er dieses mir und vielen Anderen durch Schrift, durch Wort und That geworden und ge-

blieben da, wo das ernste Aufmerken den Dingen einer andern Welt galt, als der vergänglich sinnlichen. Wir haben uns nicht mit Absicht von ferne her aufgesucht, sondern wir sind Einer dem Anderen zugeführt, Einer dem Anderen gegeben worden. Dem Führer und Gebieter gebührt der Dank; sein Segen ist die herzliche Liebe des Freundes zum Freunde.

Der andere, ältere der beiden mir so auffallenden Mitschüler, mit welchem mich Raumer bekannt machte, war Moritz von Engelhardt, der edle Liefländer. Ein tiefblickender, kräftiger Geist von ernstem, aufrichtigem Gemüth, der in seltener, demüthiger Weise mehr der fremden als der eigenen Gaben sich zu freuen schien. Er ist es, der mit Raumer zugleich einen großen Theil der Sudeten, sowie den Harz und andere deutsche Gebirge geognostisch untersucht und beschrieben, mit Parrot dem Jüngeren den Ararat bestiegen und sein noch unbekanntes Felsengebäu durchforscht hat. In der Entwicklungsgeschichte seines redlich treuen Strebens und Lebens hatte er aber einen anderen Ararat als Ort des sichern Verbleibens und Stillestehens gefunden, auf welchem er, aus den Fluten des unsicheren, inneren wie äußeren Treibens gerettet, ruhen blieb bis an sein Ende."

August von Herder war ein Sohn des Dichters. Seine Mutter mit ihrer Tochter Louise und zwei jüngeren Söhnen lebten bei ihm. Ihr Haus öffnete sich dem Schubert'schen Ehepaare, das sich außer diesen noch an dem Umgange mit der Hauswirthin und mit einigen Studirenden erfreute.

Am 25. Januar 1806 wurde das erwartete Kindchen geboren. Die Entbindung geschah ganz so wie sie Joh. 16, 21 beschrieben ist und wie bei Schuberts eigner Geburt. Dieser hatte Grund, für das gefährdete Leben seiner vorzüglichen Frau zu beten. Er that es, wie nie zuvor, und gewann aus seinem Gebet eine solche Freudigkeit, daß er nicht erschreckt war, als das kleine Mädchen scheintodt zur Welt kam. Er wußte, sie wird leben. Henriette war in ihrer Freude verklärt. Die Arme hatte nur fremde

Helferinnen; Krankheit hatte die eigne, große Schwäche des Alters die Schwiegermutter ferne gehalten. Das Taufen, bei welchem die Neugeborne die Namen Selma Wilhelmina erhielt, war ein Freudentag, der aber die Würde der heiligen Handlung nicht vergessen ließ. Pathen waren die Hauswirthin, Louise von Herder und der Kaufmann Geischer, ein Verwandter, der von Amerika heimkehrend, einige Tage bei Schuberts verweilt hatte. Für das Gräslein hatte Gott gesorgt, ehe das Häslein kam. Bis Weihnachten hatte erst das Mitgebrachte, dann das geringe Erbe vom Vater reichen müssen. Gegen Neujahr trafen 200 Thaler von Reclam in Leipzig für das nun im Druck vorliegende Buch ein.

Nach dem Schlusse der Vorlesungen ward nach Bärenwalde gepilgert; gepilgert, denn da Selma beim Fahren schrie, so trug man sie neben dem Wagen her; auf dem Rückwege wurde nicht erst ein solcher gemiethet.

Es hatte nun keinen Zweck mehr, in Freiberg weiter zu leben; der Abfassung des zweiten Bandes der Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens mußte eine gründliche Vorbereitung vorangehen, wozu die Bücher fehlten. Der bevorstehende Krieg zwischen Napoleon und den Preußen beunruhigte ebenfalls. — Alles vereinigte sich, um einen Umzug zu empfehlen. Wetzel genoß, durch das Vermögen seiner jungen Frau dazu in Stand gesetzt, in Dresden einer kurzen Muße; Köthe arbeitete an einem Buche über den Kirchenvater Origenes. Die zwei oben S. 56 erwähnten Jünglinge, Dippold und Hartmann, lagen geschichtlichen Forschungen ob. Sie alle hatten sich in Dresden wieder gefunden. Das entschied die Wahl des neuen Wohnorts.

16. Zwei Bücher.

Im Anfange des Octobers 1806 siedelte Schubert mit Frau und Kind nach Dresden über, um seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachgehen zu können. Die vierzig Thaler, welche ihm

nach Abzug aller Umzugskosten übrig blieben, sicherten auf geraume Zeit vor der Sorge; dennoch ging er kleinmüthig und niedergeschlagen an die Wanderung und erheiterte sich erst unter der Einwirkung der lieblichen Landschaft während der kurzen Reise.

Unbekannt zog er ein; als ein in weiten Kreisen geachteter Schriftsteller verließ er die Stadt nach zwei Jahren. Es ist billig, daß wir, so weit es sich mit dem Zwecke dieses Lebensbildes verträgt, von den beiden Büchern reden, welchen er diesen Wechsel verdankt.

„Die Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens," so nannte er sein erstes Werk, wurden durch einen zweiten Theil, genauer gesagt, eine erste Abtheilung des zweiten Bandes, fortgesetzt. In diesem ward der Beweis geführt, daß in der Anordnung des Planetensystems, in den Abständen seiner einzelnen Glieder, den Verhältnissen ihrer Größen, ihrer Bewegungen derselbe Grundzug gefunden werde, der sich in den räumlichen Verhältnissen des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile mit einander wiederholt. Diesen später auch von Anderen ausgeführten Gedanken wissenschaftlich zu begründen, war keine geringe Mühe; Monate lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wurde mit angestrengtem Fleiße an diesen Dingen gerechnet, wozu nur die hohe Meinung des Verfassers von dem Werthe seiner Tabellen, von dem Einfluß, welchen die neu entdeckten Gesetze auf die gesammte Naturwissenschaft gewinnen müßten, die Geduld verlieh. Bei seiner Ehrlichkeit hat er nicht lange Zeit gebraucht, bis er erkannte, daß seine „Gesetze" u. s. w. wenig mehr als ein geistreiches Spiel der Phantasie gewesen seien, hat sich noch später standhaft geweigert, eine zweite Ausgabe des Buches zu veranstalten, und hat, was das Größte ist, den Tadel der Beurtheilenden mit aufrichtiger Demuth hingenommen. Derselbe wurde ihm sowohl von Seiten solcher, die an seinen religiösen Ansichten Anstoß nahmen, wie der bekannte Bibelübersetzer Johann Friedrich von Meyer, als von

Fachmännern, denen seine Rechnungen nicht gefallen wollten. Der berühmteste von diesen, K. F. Gauß, sprach übrigens seine Bedenken und Weisungen nicht in öffentlichen Blättern, sondern nur in einem vertraulichen Briefe an Schubert aus. Andrerseits fand das Werk bei sehr urtheilsfähigen Männern — ich nenne Jean Paul, Schelling, Franz v. Baader, freudige Zustimmung, und allgemein erkannte man den Beruf des Verfassers zur Theilnahme an den geistigen Arbeiten seiner Zeit an.

Diesen führten mittlerweile besondere Umstände auf einen neuen Weg der öffentlichen Thätigkeit. Es war in Dresden die Sitte jener Vorlesungen aufgekommen, durch welche die Gelehrten die Ergebnisse ihrer Forschungen in gemein faßlicher Form den weiteren Kreisen der Gebildeten zugänglich machen; eine Sitte, die seitdem allgemeiner geworden ist und welcher ein mächtiger Einfluß auf das geistige Regen der Zeit zuzuschreiben ist. Man mag sich vorstellen, wie gut es der oben, S. 22, geschilderte Director Böttiger verstand, durch seine Vorträge den Bewohnern der sächsischen Hauptstadt solchen Brauch lieb zu machen. Der Winter 1807/1808 sollte die Hörer in die allgemeine Geschichte der Staaten und in fremde Gebiete der Natur einführen. Letzteres Fach zu übernehmen, wurde Schubert, vielleicht zum guten Theil aus Rücksicht auf seine äußere Lage, aufgefordert. Er sollte über den thierischen Magnetismus und das Hellsehen u. s. f. unterrichten. Mit großer Angst ging er an seine Arbeit; aber nicht minder mit der gewissenhaftesten Treue. Seine Aufgabe faßte er ernst und tief. In vierzehn Vorlesungen, deren erste einen Gesammtblick über das Gebiet, welches er zu beschreiben dachte, gab, unternahm er es, zuerst in der Urgeschichte des Menschen zu zeigen, daß der innigste Einklang seines Wesens mit der ganzen äußeren Natur, der ursprüngliche Zustand desselben war; hierauf sollte in aller Naturwissenschaft derselbe ewige Bund, dieselbe Beziehung des Einzelnen auf das Ganze wiedergefunden und eben dadurch der allgemeine Sinn und Geist der

Natur vor der Seele verklärt werden. So leitete er denn seine Zuhörer erst in den Urzustand der Menschen, dann durch die Sagen, in denen die Völker des Südens und des Nordens ihre Ansichten von der Natur niedergelegt haben, an die Wiege der Wissenschaft. In einem Rundbilde führte er deren einzelne Zweige vor, gelangte, nachdem er den großartigen Bau des Weltgebäudes vor der Seele aufgerichtet hatte, von der völlig leblosen Welt zu derjenigen der Pflanzen und Thiere, und wieder zu der Betrachtung des Menschen aufsteigend in der zwölften Vorlesung, zu den in einem jetzigen Dasein schlummernden Kräften eines künftigen, sprach dann in der dreizehnten über die wunderbaren Erscheinungen des thierischen Magnetismus, welche damals allgemein in Staunen versetzten, und faßte in der letzten das Vorgetragene noch einmal zusammen, um das Gemüth lernen zu lassen, daß die Kräfte des Einzelnen nur für das Ganze, nur in Harmonie mit diesem sind, und daß es das höchste Ziel, der höchste Beruf des Lebens sei, daß das Einzelne sich selber und sein ganzes Streben dem allgemeinen heiligen Werk des Guten und Wahren zum Opfer bringe; — eine Nutzanwendung, welche in jenem Jahre noch einen besonderen Sinn aussprach.

Die Vorlesungen enthielten einen reichen Schatz von Kenntnissen; sie waren in einer edlen, stellenweis begeisterten Sprache gehalten, die sich z. B. am Schluß der zwölften zu einer dichterischen Höhe und einer Vollkommenheit erhebt, wie sie sich kaum in einem späteren Werke wieder finden. Sie wurden auch mit großem Beifall aufgenommen, was Niemanden mehr zu gönnen war, als der armen Henriette. Als diese die Zaghaftigkeit, mit welcher der Mann an seine Arbeit ging, mit der Wichtigkeit, die ihr die Freunde beilegten, verglich, erkannte sie wohl, welche traurige Folgen das Mißlingen haben könnte, und wurde von größerer Unruhe ergriffen, als Heinrich selbst. Sie wagte es darum auch nicht, den ersten Vortrag mit zu hören. Sonst aber wußte sie, vermöge der Kraft, die ihr aus verborgenen Tiefen

kam, sich selbst beherrschend, ihren Gemahl zu ermuntern. Während dieser in dem schönen Saale des Herrn von Carlowitz vor all' den vornehmen Herren und Damen redete, schlug ihr daheim das Herz in banger Furcht, und sie athmete erst wieder auf, als der Freund Hartmann, den Andern voraneilend, ihr beschrieb, wie Schubert jetzt in dem Saale von den zustimmenden, dankenden Hörern umstanden wäre.

Der Beifall steigerte sich mit jedem Abend, zugleich mit der Sicherheit des Vorlesens, und am Ende des vierzehnten bot ihm der Buchhändler Arnold eine bedeutende Summe für den Verlag der Vorlesungen an. Zwar erschrocken über die Höhe des Honorars ging Schubert doch gern auf die Sache ein. Er ließ das Buch, um mit diesem Unternehmen einen längeren Besuch in Bärenwalde zu verbinden, in Schneeberg drucken, erlebte es, daß sein Mitschüler Bretschneider, welcher der Censor war, wegen der ihm mißfälligen Ansichten von dem Geist der Natur, die Druckerlaubniß weigerte, und umging die Censur. Im Jahre 1808 erschienen die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Dr. G. H. Schubert mit einer Widmung an „seinen Freund und Zuhörer Herrn J. Gerhard von Kügelgen, berühmten Historienmaler", und einem kurzen Vorwort und gelehrten Anhängen. Schubert hat zu diesem Buche eine eigene Stellung genommen. Er änderte aus religiösen, vielleicht auch aus wissenschaftlichen Bedenken in der zweiten und dritten Auflage die erste Vorlesung. In der vierten stellte er sie wieder her. „Sie bezeichnet eine Uebergangszeit des Erkennens, durch welche nicht ich allein, sondern viele meiner damaligen Freunde und Gesinnungsgenossen sich hindurcharbeiten mußten. So gering und unbedeutend auch mein Antheil dabei war, mag er dennoch als ein Denkzeichen an seine Zeit gelten, welche nicht nur ihr Gestern, sondern auch ihr Morgen hatte." Wir finden Aehnliches bei Klaus Harms, der seine Postillen immer weiter verlegte, auch nachdem er selbst

eine viel gläubigere Auffassung des Evangeliums gewonnen hatte, als sich in ihnen aussprach. —

Das Buch schlug durch. Es begründete den Ruf des Verfassers in seinem deutschen Vaterlande und wird wohl mit Recht bis zu dieser Stunde als dasjenige bezeichnet, aus welchem seine wissenschaftliche Richtung am besten zu erkennen ist. Wir aber, die wir keinen Beruf haben, ihm in dieser zu folgen, hatten doch des Werkes zu gedenken, weil es auf das innere und äußere Leben des Verfassers einen Einfluß übte, wie keine seiner spätern gelehrten Schriften. Wir freuen uns noch des Lobes, welches Schelling über die Vorlesungen ausspricht. Der dankt dem Verfasser „von Grund der Seele" für das Buch, welches ihm die Weihnachtsfeiertage hat feiern helfen, ihm Herz und Geist vielfach erbaut hat. Er freut sich der tiefen Blicke in das Leben des Ganzen, des liebevollen Gemüthes, „das wie ein warmer Hauch milder Frühlingslüfte Alles anregt." Ja er gesteht, daß Schubert ihm „gewissermaßen zuvorgekommen." Nur die letzten Vorlesungen sind ihm zu zurückhaltend. Nun aber wollen wir wieder nach dem Leben und Ergehen des gelehrten Bücherschreibers fragen.

17. Das neue Leben, neue Freuden, neue Sorgen.

Zuvörderst haben wir daran zu erinnern, daß das heutige Königreich Sachsen von den Schrecken und Leiden des französischen Krieges nicht berührt ward. Schubert hatte überhaupt das Glück, von den politischen Stürmen der zehn Jahre 1805 bis 1815 nichts zu leiden; vielleicht sagen wir besser: er hatte das Unglück, außerhalb einer Geistesströmung von tiefer sittlicher Kraft stehen zu müssen, denn weder Sachsen noch Baiern nahmen an den Freiheitskämpfen für das deutsche Vaterland Theil; sie feierten oder sie stritten wider ihre Brüder. Schubert hat die Sache tief empfunden und viel unter ihr gelitten.

Jetzt treten wir in sein freundliches Arbeitszimmer in Dresdener Neustadt ein; er theilt es, wie damals in Leipzig, wieder mit Köthe und hat eine ebenso freie Aussicht, wie damals. Aber im Dachstübchen da oben wohnen vielleicht fröhlichere Bewohner als in der Beletage, wo die Fürstin von Metternich ihren Hof hält. Ein frisches freudiges Arbeiten in der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden, unter denen namentlich Dippold und Köthe ihr Werk mit derjenigen ernsten Treue anfassen, welche auch die Anderen zur Nachfolge anfeuern muß, erleichtert durch das freundliche Entgegenkommen der Beamten der königlichen Bibliothek, deren Schätze rückhaltslos zur Verfügung gestellt werden; eine heitere Auffassung des Lebens, die sich durch die anscheinenden Gefahren eines nahen Krieges nicht bange machen läßt und mit dem Vorrath von vier Pfund Reis Mann, Frau und Kind vor dem Elend einer etwanigen Belagerung geborgen glaubt; das liebliche Heranblühen des kleinen Mädchens, die innigste Herzensgemeinschaft mit einem geliebten Weibe sind die Reize, welche den Winter von 1806 und 1807 zu einem der freundlichsten im Leben Schuberts machen. Das tägliche Brot ward gegeben; anfangs reichte das Mitgebrachte; später verschaffte ein Bekannter Privatstunden im Hause einer russischen Gräfin. In deren Gefolge fand unser Freund zum ersten und letzten Male in seinem Leben eine einträglichere Praxis als Arzt. Weiterhin gewährten die Ahndungen, die Vorlesungen und „die Nachtseite" so ausreichende Mittel, daß ein Wohlstand eintrat, den die junge Familie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Es konnte eine angenehme Wohnung bezogen und der Umgang mit den vielen bedeutenden Menschen, welche sich damals in Dresden zusammengefunden hatten, ohne Sorge genossen werden.

In der That ging ihnen Beiden noch einmal eine neue Welt, oder doch eine neue Seite der alten auf; sie traten in die Künstlerkreise ein. Der berühmte Historien-, auch Portraitmaler J. Gerhard von Kügelgen, der ihnen ein vertrauter Freund ward, hat

europäischen Ruf. Ein anderer, welcher sich desselben nicht erfreut, wird uns durch das Bild lieb, welches Schubert von ihm gibt, als von einem Manne, „bei dem man von dem Toben der äußeren, politischen Stürme am öftesten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, sondern der edle Pommer Casp. Dav. Friedrich, der zu seiner Zeit und in dem Kreise, der ihn erkannte, hoch geachtete Landschaftsmaler. Ich muß hier von diesem höchst originellen Menschen von allen meinen Dresdener Bekannten zuerst reden, denn er gehört mir zu den liebsten Erinnerungen an die inneren wie äußeren Aufregungen aus jener Zeit einer gewaltsamen Wiedererweckung der lange schlummenden deutschen Kraft.

Friedrich wohnte draußen an der Pirna'schen Vorstadt in einem nahe bei der Elbe gelegenen Hause, welches, wie die meisten Häuser in der Nachbarschaft, Leuten von geringem Vermögen zugehörte. Die Einrichtung in diesem Zimmer schickte sich ganz gut zu dieser Nachbarschaft; man sah da nichts als einen hölzernen Stuhl und einen Tisch, auf welchem die Geräthschaften seiner Arbeit standen. Kam Einer zu ihm, den er wollte sitzen lassen, dann wurde aus der Kammer noch ein alter hölzerner Stuhl, und wenn zwei kamen, eine hölzerne Bank von dem Vorplatze bei der Treppe hineingetragen. Denn in der Kammer fand sich außer dem alten Stuhle auch nichts, als ein diesem ebenbürtiger Tisch und ein Bett, über welches eine wollene Decke ausgebreitet lag. Wir waren, als ich den ersten Besuch bei ihm machte, unserer drei, denn Hartmann führte mich und meinen Freund Köthe bei Friedrich ein, deßhalb wurden heute alle dem Künstler zu Gebote stehenden Möbeln in Bewegung gesetzt.

Ich konnte vorerst nicht satt werden, mir den merkwürdigen Mann zu betrachten. Denn ein solches Angesicht wie das seinige hatte ich damals, und habe wohl auch seitdem selten oder nie an einem anderen Menschen gesehen. Es war keineswegs das, was man schön nennt, ziemlich bleich und mager, aber jeder

Muskel desselben, auch wenn er sich nicht bewegte, stellte einen kräftigen Charakterzug dar, welcher durch die sich immer gleichbleibende Stimmung des Gemüthes zu einem feststehenden Gepräge geworden war. Der schwermüthige Ernst, der sich in den Zügen der Stirne kund gab, wurde schon durch den kindlich treuherzigen Blick der blauen Augen gemildert; über dem Munde schwebte ein leichter Zug des Scherzes. In der That ein seltsames Zweigespann der Gemüthsstimmungen, zum tiefsten Ernste wie zum heitersten Scherze, dergleichen sich nicht selten bei den ausgezeichnetsten Melancholikern wie Komikern beisammen findet. Denn, daß Friedrich im höchsten Grade von melancholischem Temperamente sei, das wußten Alle, die ihn und seine Geschichte, so wie den Grundton aller seiner künstlerischen Arbeiten kannten. Seitdem er als Jüngling seinen Bruder, den Knaben, den er wie sein eigenes Herz liebte, unter dem zusammenbrechenden Eise des Meeres mußte versinken sehen, dahin er ihn zum Schlittschuhlaufen verlockt hatte, war er lange Zeit in ein düsteres Grämen versunken, das ihm die Freude am Leben bis zum gefahrdrohenden Ueberdruß verleidete. Er wollte keinen tröstenden Zuspruch der Freunde, er floh die Gesellschaft der Bekannten und Verwandten. Die stille Wildniß der Kreidegebirge und der Eichenwaldungen seiner vaterländischen Insel Rügen waren im Sommer, noch mehr aber in der stürmischen Zeit des Spätherbstes und im angehenden Frühling, wenn auf dem Meere an der Küste das Eis brach, sein beständiger, sein liebster Aufenthalt. In Stubbenkammer, wo damals noch kein modernes Gasthaus stand, verweilte er am öftesten, dort sahen ihn die Fischer manchmal mit Sorge um sein Leben, ja wie Einen, der freiwillig in der Flut sein Grab suchen wollte, auf und zwischen den Zacken der Bergwand und ihren in's Meer hineinragenden Klippen herumklettern. Wenn der Sturm am kräftigsten war und die Wogen, mit Schaum bedeckt, am höchsten heranschlugen, da stand er, von dem heranspritzenden Schaume oder auch von einem plötzlichen Ergusse des Regens

durchnäßt, hineinschauend wie Einer, der sich an einer solchen gewaltigen Lust der Augen nicht satt sehen kann. Wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über das Meer daher zog, dann eilte er ihm, wie Einer, der mit diesen Mächten den Freundschaftsbund geschlossen, entgegen auf den Felsensaum der Küste, oder ging ihnen nach in den Eichenwald, wo der Blitz den hohen Baum zerspaltete, und murmelte da sein halblautes „wie groß, wie mächtig, wie herrlich." Diese Liebschaft seines Gemüthes mit der gewaltigen, mit der wilden Natur, sprach sich auch in seinen gelungensten Bildern aus, die erst in späteren Jahren ein milderes Licht empfingen. Ein Felsen im anbrandenden Meere; ein Wald, dem der Sturm das herbstliche Laub und einen Theil der Zweige entreißt; ein abgestorbener Baumstamm, auf dem ein Rabe sitzt; ein Fischerboot, das mit den Wellen kämpft; eine Winterlandschaft vom scheidenden Abendlichte beleuchtet, aus dessen Schnee die entlaubten Bäume und ein Kirchhof mit seiner Kapelle hervorragt, nach welcher ein Greis an seinem Stabe dahin schleicht, und unzählige Skizzen, sowie viele meist nur in Sepia ausgeführte Bilder trugen alle diesen Charakter des tiefen Ernstes Damals so eben war er mit einem seltsamen Bilde beschäftigt. Es stellte keine Landschaft dar, denn vom Lande sah man nichts als einige über den Hochnebel hervortretende Berggipfel, sondern es war ein Bild, dergleichen nur der Luftschiffer sehen kann, wenn er auf seinem Fahrzeuge sich über die Tiefe der Wolken, welche das Land unter ihm bedecken, bis dahin erhebt, wo schon hin und wieder durch den zerrissenen Nebelschleier das ungetrübte Blau des Himmels gesehen wird und ein Strahl der Sonne hineinbricht. Kein Luftschiffer aber, sondern ein Seeadler war es, den der Künstler als lebenden Zeugen des Kampfspieles darstellte, das dort in der Höhe der Sturm mit dem zerreißenden und flüchtigen Gewölke hielt. Denn an der Richtung von diesem, wie am Gefieder des Adlers, der so eben aus dem fliehenden Nebel sich herausarbeitete in das lichtere Blau, konnte man wie an einem

wogenden Meere, die Gewalt ermessen, welche da oben der Wind hatte. Es war ein Bild, dem der Künstler, wie ich nachher sagen werde, seine Deutung gab; für ihn ein Bild der damaligen Geschichte des Vaterlands.

Wer aber in dem Maler Friedrich nur diese eine Seite seines Wesens: den tiefen, schwermüthigen Ernst sah, der kannte ihn nur halb. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, welche im geselligen Umgang mit Anderen, wenn diese nämlich ihm zusagten, eine so heitere Gemüthlichkeit, eine solche Gabe zum Scherz hatten, als er. Mit der ernstesten Miene sprach und erzählte er Dinge, welche allen Anderen ein unverlöschliches Lachen erregten; überall, wohin er kam, brachte er, wenn ihm der Kreis gefiel, Heiterkeit mit sich und fröhliches Bezeigen.

Wenn er im tiefen Ernst versunken bei seiner Arbeit saß, und es kamen Kinder aus der Nachbarschaft zu ihm, da plauderte und scherzte er mit diesen selber wie ein Kind.

Es war gegen Ende des Octobers; Napoleon mit all' seinen Gewaltthätigkeiten, die Schmach des Vaterlandes, kamen bald an's Gespräch. Mit seinem gewöhnlichen Ingrimm gegen die Franzosen sprach Friedrich zugleich den Schmerz über die Erniedrigung Deutschlands aus. Als aber wir Anderen trübe Bedenken und bängliche Befürchtungen für die fernere Zukunft äußerten, da deutete er auf den Adler in seinem Bilde hin. „Er wird sich schon herausarbeiten, der deutsche Geist, aus dem Sturme und den Wolken", sagte er, „und dort sind Berggipfel, die fest stehen und Sonne haben. Wäre der Sturm nicht gekommen, der Adler wäre vielleicht unten im Nebel sitzen geblieben, wo keine Beute zu sehen und zu fangen war, hätte gehungert und gelungert. Der Deutsche muß nur erst warm werden, ehe er den Arm erhebt, wenn er ihn aber einmal erhebt, da flutscht es, wie wir Pommern sagen."

Durch Kügelgen ward Schubert auch in weitere Kreise eingeführt und lernte Männer und Frauen kennen, welche damals

in den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens den Ton angaben und von denen sein empfänglicher Sinn Vieles dankbar aufgenommen hat. Es waren unter ihnen gar würdige und wackere Leute. Mit vorzüglicher Herzlichkeit schloß er sich dabei an die Allerjüngsten an; so an den Stiefsohn des Dichters Friedrich Schlegel. Dieser junge Mann hat ihm durch seine Unerschrockenheit an dem Weihnachtsfest seine Selma vor dem Tode des Verbrennens bewahrt. Für die Wärme, mit der Theodor Körner, der Dichter von Leier und Schwert, an Schubert hing, zeugen einzelne seiner Gedichte. Eines derselben: „Es hatt' eine Mutter“, betrifft ein Ereigniß, das dieser in seinen Vorlesungen besprochen hatte.

Der Tod des Schwagers Philipp Martin, ein Brustleiden Henriettens, waren trübe Unterbrechungen eines sonst angenehmen Lebens. Aber auch hier folgte Freude auf die Sorge. In Karlsbad erholte sich die liebe Kranke rasch, während ihr Begleiter die Freude des Umganges mit Tiedge, mit Elise von der Recke und mit Göthe hatte, von welchem er viele „milde Gaben für zukünftige Jahre“ empfing.

Bald waren zwei Jahre in Dresden vergangen, als in der heiteren Stimmung ein trauriger Wechsel eintrat. Die erste Sorge war äußerer Art: die Frage nach neuem Erwerbe. Die ärztliche Praxis war in Folge einer vielleicht nicht zarten, aber sicher wohlgemeinten Aufrichtigkeit gegen eine vornehme Patientin und einer weniger begründeten Empfindlichkeit gegen deren Familie ganz unerwartet verloren gegangen. Der Erlös des letzten Buches mochte nicht für den ganzen Winter von 1808 zu 1809 reichen, und wovon dann leben? Weder zu neuen Vorträgen noch zu neuer Schriftstellerei konnte sich Schubert entschließen. Er hatte sich, wie das bei der raschen Thätigkeit der letzten Zeit natürlich war, ausgeschrieben. Die drohende Nahrungssorge zeigte ein doppelt finsteres Gesicht, weil die Noth nicht mehr die genügsamen Menschen von Altenburg gefunden hätte. Dennoch trat

sie hinter der größeren zurück, welche das wovon leben? in einem viel tieferen Sinne faßte. Der nun bald dreißigjährige Mann fühlte noch keinen Boden unter seinen Füßen, war noch nicht im Stande, Jemand, der ihn fragte: wohin willst du? eine Antwort zu geben. Je mehr er das empfand, desto lebendiger stellte er diese Frage selbst an sich. Ihm däuchte es, als habe er die Kräfte seiner Jugend versplittert; mit einem gewissen Schwindel sah er in die lange, völlig ungewisse Zukunft hinein, und dann wieder auf das theure Weib, das sich ihm vertraut, und auf das arme Kind. Wohl wußte der treue Köthe ihm Muth zu machen; aber ein anderer seiner Freunde sagte ihm, das äußere und innere Zugrundegehen, das Mißlingen aller Bestrebungen müsse getragen werden; das seien oft nur Regungen der Phantasie gewesen, ohne Kraft und ohne Beruf zur Vollendung, aufsteigend und vergehend wie Träume. —

Solche Rede konnte den Glauben an dem eigenen Gemüth nicht vernichten, es mußte aber doch den Betroffenen in die quälendsten Zweifel versenken. Die dunkelste Nacht seines Lebens war hereingebrochen.

Er suchte und fand die Hülfe im Gebet. Schubert hat das, was nun folgte, drei Mal erzählt; am ausführlichsten in der Selbstbiographie; am ernstesten in biblischer Gleichnißsprache, in seiner Reise in's Morgenland; am schlichtesten, wahrscheinlich auch am treusten, in Altes und Neues I. S. 205 ff. Dort heißt es etwa so: Einmal, an einem Herbstabend, da die Abendröthe über dem schönen Plauenschen Grunde und seinen Bergen stand, und ich an Gärten vorüber nach Hause ging, müde und zerstört von dem leeren, nichtigen, weder mir noch Anderen etwas nützenden Geschäft des Tages, fand ich in mir Freudigkeit und Muth, herzlich zu beten:

„Du, der du mir das innere Bedürfniß, das in meinem jetzigen Lebenselemente so gar keine Nahrung findet, selber in's Herz gegeben, der du das Schreien der Raben hörst, die dort in

der Abendröthe fliegen; höre du auch das Seufzen meines Herzens! Errette du mich aus diesen äußern Verhältnissen, aus denen ich keinen Ausweg weiß! Siehe, in meiner jetzigen Lage muß das Bessere, was du in mich gelegt hast, zu Grunde gehen, du weißt ja Alles, du weißt ja Alles! darum führe du mich wo anders hin, wo ich das erlangen kann, wonach mich so von ganzer Seele verlangt."

Dieses Gebet, das eigentlich selber nicht wußte, was es wollte, wurde wunderbar erhört. Genau um jene Zeit, wo ich mich also aus meiner Lage heraus sehnte, ward Schelling in München von dem Oberstudienrath von Niethammer gefragt, ob er ihm Niemand zu der Directorstelle an einem damals neu zu errichtenden Realinstitut zu Nürnberg vorzuschlagen wüßte. Derselbe wußte im Augenblick nicht, wen er nennen sollte. „Vorgestern in der Nacht," so schreibt er selber an Schubert, „fiel mir plötzlich Ihr Name ein; ich begriff auf der Stelle, daß Sie der Mann dahin wären, wie kein Andrer, eilte daher gestern Morgen mit dem Gedanken zu Niethammer, der nicht säumte, Gebrauch davon zu machen, noch gestern alles höhern Orts in's Reine zu bringen und mir nun bereits heute den Auftrag ertheilt hat, mit Ihnen deßhalb in Unterhandlung zu treten."

Der Brief Schellings war am 27. October geschrieben, kam am 2. November nach Dresden und machte es sehr wahrscheinlich, daß die Nacht des Gebetes und die, wo Jener auf den Gedanken an Schubert geführt worden war, dieselbe gewesen sei.

Die Freude des Neuberufenen, die stille Wonne seiner Frau mag sich Jeder vorstellen; Henriette hatte also mit Recht der göttlichen Weisheit, mit Recht auch der Tüchtigkeit ihres Mannes sich vertraut; das Amt gab einen sicheren Boden unter den Füßen und das Leben des Suchens und Sorgens war überwunden.

Der günstige Spätherbst ward zu einer kleinen Reise benutzt; dann wurde gerüstet und im Januar 1809 von Dresden ein vergnügter, dankbarer Abschied genommen.

18. Geistliches.

Indem wir Gotthilf Heinrich Schubert jetzt in einen ganz neuen Wirkungskreis, unter ganz andere Lebensgenossen begleiten, finden wir die rechte Stelle, um einige Worte über sein innerstes, sein geistliches Leben zu sagen. Doch mag es trotz der vielen Andeutungen, die er auch hierüber in seinen verschiedenen Schriften gibt, nicht ganz leicht sein, davon Rechenschaft zu geben. Am nächsten komme ich wohl der Wahrheit, wenn ich ihn einem Nikodemus vergleiche, der, ob ihm gleich das innerste Geheimniß des Lebens noch nicht aufgegangen war, sich doch aufmachte, den Herren selbst suchte und befragte. Es ist damit zugleich angedeutet, daß er bei seiner Versetzung nach Nürnberg auch in geistlicher Hinsicht an einem Wendepunkte stand.

Schubert war in einer Familie aufgewachsen, die ihr Knie niemals vor Baal gebeugt hat; er hat seinen ersten und besten Unterricht von frommen Männern empfangen; der kurzen Dürre des Schullebens in Greiz folgte der reich gesegnete Aufenthalt in Weimar, wo ihm Herder ein geistlicher Vater ward; in Jena fanden die besten Töne seines Gemüthes in den Worten Schellings und Ritters ein schönes, volles Echo. Auch in Altenburg währte es nicht lange, so war er in Verkehr mit gläubigen Seelen. Bei solcher Führung kann die Empfänglichkeit für das Wort Gottes nicht untergehen; wie nachtönender Glockenklang müssen die Gebete des Elternhauses im Herzen immer wiederhallen. Obenein hatte er von Natur glückliche Gaben erhalten; er hatte keinen Sinn, kein Gehör für den Unglauben; vielmehr war ihm etwas von der Art der Bienen eigen, welche auch aus den Giftpflanzen Honig saugen. Er fand in jedem Gemüthe den Rest von Glauben, der ihm geblieben war, auf.

Darum ist Schubert trotz aller Selbstanklage, die wir bei ihm lesen, nie ganz ungläubig oder auch nur unkirchlich gewesen; er kannte und feierte heilige Tage und heilige Zeiten. Fern von dem Hochmuth, welcher Anders- oder Mindergläubige verachtet,

war er leicht erbaut, selbst in den Kirchen der denkgläubigen Geistlichen, wie in denen der Katholiken.

Mit dieser Theilnahme für das kirchliche Wesen stand er allerdings in dem Strome, in welchem damals die gebildete Welt, so weit sie sich von den sogenannten Romantikern leiten ließ, schwamm: aber er ragte doch, wie ein Saul, um eines Hauptes Länge über den Haufen, welcher mit dem Wort vom Kreuze nur ein geistreiches Spiel trieb, denn er kannte keinen anderen Christus, als den der Bibel, mühete sich, das Schriftwort zu verstehen, zu prüfen, und gelangte dahin, es wieder zu glauben, denn daß sich gegen das Wunder von Kana noch eine Zeitlang der ungläubige Verstand sträubte, beweist heute nur für die Gewissenhaftigkeit, mit der er in das Einzelne einging. Bei alledem konnte er nicht mit sich zufrieden sein; er war, um ein oft gebrauchtes Wort auch einmal anzuwenden, wohl rechtgläubig geworden; aber recht gläubig war er nicht. Er hatte mehr ein Christenthum, wie einen Christus. Das Wort war ein Licht für seinen Geist, aber keine Leuchte für seine Füße, kein Feuer in seinem Herzen. Ihm fehlte mit dem Muth und der Kraft zu einem vollen Bekenntniß auch diejenige, das ganze Leben dem göttlichen Worte unterzuordnen. Jetzt sollte er den letzten entscheidenden Schritt thun, und schwerlich möchte ein anderer Ort dazu besser geeignet gewesen sein, als Nürnberg.

Es ist dem christlichen Leser schon oft, fast bis zur Ermüdung, das Bild jener in wahrem Sinne des Wortes trostlosen Zeit gezeichnet worden, in der Schubert aufwuchs, und dennoch ist es nicht gut, damit aufzuhören, denn die nüchterne, die kalte Weise, in welcher damals nicht mehr die Predigt von Christi, sondern die von dem erhabenen Beispiel des Lehrers Jesus, oder auch nur von den Tugenden eines edeln Herzens verkündigt wurde, das völlige Zubodenliegen aller christlichen Liebesthätigkeit hält uns einen lehrreichen Spiegel der Zustände vor, in welche die evangelische Kirche versinken muß, wo sie es aufgibt, sich täglich aus

dem Geiste des Gemüthes und aus dem Worte der Schrift zu erneuen; es legt die Ziele bloß, denen uns die Verirrungen nach rechts oder links entgegenführen müssen, und denen manche tonangebende Kirchenlehrer und Leiter bewußt oder unbewußt zustreben.

Es ist auch ebenso oft von Männern oder Ereignissen die Rede gewesen, welchen die Kirche ihre Wiederbelebung verdanke. Wenn man nun da Spener und Francke, hernach Hamann und Herder, wieder später Schleiermachers Reden über die Religion, oder Harms Thesen, oder die deutschen Freiheitskriege zu rühmen eifert, so ist das nicht genau. Jede Anschauung namentlich, welche die Erweckung von einem Punkte herleiten zu dürfen meint, ist falsch. Ich wenigstens habe noch nie einen Strom gesehen, der das Wasser einer einzigen Quelle zum Meere trüge. Dieser Vergleich ist noch nicht einmal ausreichend, denn es handelt sich ja um kein Neues, sondern um wieder auflebendes Alte. So dürfte sich das bisweilen zurücktretende christliche Leben am besten solchen Strömen vergleichen, die ihren Lauf bisweilen unter der Erde fortsetzen, um plötzlich wieder an das Tageslicht hervorzubrechen. Damit ist's ausgesprochen, wo wir die Keime des neuen Lebens stets zu suchen haben: in den wenigen Treuen, — sie haben keiner Zeit gefehlt, — welche den Glauben der Väter, ihre Liebe und ihre selige Hoffnung freudig und still bewahrten. Aus ihren Häusern oder aus ihrer Erziehung sind die Hamann, Herder, Claudius, Stilling, Schelling, Schleiermacher, die Harms und Schubert hervorgegangen. Indessen war doch das ewige Glaubensleben durch den rechthaberischen Streit der Lehrmeister des siebzehnten Jahrhunderts, durch ihre glaubensleere Gläubigkeit gar schlimm gelähmt worden. Ernste Christen, wie Karl von Raumer und Tholuck, haben Jedem, der lernen will, ergreifende Bilder von dieser trostlosen Zeit gegeben; wer dort auch nur Weniges gelesen, wird wissen, daß es zur Wiederbelebung der Kirche der kräftigsten Mittel, der bewußtesten Einwirkung der christlichen Kreise auf die weltlichen, bedurfte.

Nach dieser Seite hin hat eine Vereinigung von Männern im südlichen Deutschland und der Schweiz im Stillen sehr viel Gutes gewirkt. Ich meine die Baseler Christenthumsgesellschaft. Ihr Gründer war Dr. Johann Urlsperger, Senior in Augsburg, ein geborner Würtemberger. Diesen führte der Wunsch, die vereinsamten Freunde eines lebendigen bibelgläubigen Christenthumes zu vereinigen, auf eine Reise durch England, Holland und Deutschland. Erst in Basel fand er, was er suchte. Dort ward am 30. August 1780 unter dem Vorsitz des Professors Herzog die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit errichtet. Die nächsten Mittel sollten Verbreitung älterer und neuerer Schriften ächt bibelgläubigen Inhalts, ein unanstößiger Wandel der Mitglieder und Werke der Liebe sein. Die Mitglieder banden sich an feste Lebensregeln, verabredeten öftere Zusammenkünfte und fleißigen Briefwechsel. Die Sache gewann bald eine weitere Ausdehnung; es bildeten sich Zweigvereine in Bern, Chur, St. Gallen, Frankfurt, Stuttgart und Nürnberg. Diese Stadt nahm so innigen Antheil an der Sache, daß sie zumal bei der Nähe von Urlsperger's Wohnort längere Zeit für den eigentlichen Mittelpunkt der Gesellschaft galt. Dieselbe bedurfte bald eines eigenen Geschäftsführers, der nur für sie arbeite. Der Würtemberger Schmid war der erste derselben; ihm folgten Steinkopf, der jüngst verstorbene Pfarrer an der Savoykirche in London, dessen Name in der Geschichte der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft unvertilgbar geschrieben ist, dann Blumhardt, der Vater der Baseler Missionsgesellschaft, zuletzt Spittler[1]),

---

[1]) Von diesem schreibt Schubert: Erwerb. III, 2: Eine solche alte Säule des Glaubensmuthes und der Freudigkeit im Dienste seines Herrn steht in Basel da und könnte auch mit zu den Wahrzeichen der Stadt gezählt werden. Es ist ein Mann, der gern im Innern des Baues, von der Welt ungesehen und ungenannt, dastehen möchte, denn er weiß doch, daß ein anderes Auge auf ihn sieht. Er ist als Handlanger

welcher den Vereinszwecken mehr als fünfzig Jahre gedient hat. Seit 1784 erschienen anstatt des nunmehr unzureichenden Briefwechsels die „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit.“ Diese Zeitschrift, welche jetzt ihren neunundsiebzigsten Jahrgang ausgibt, hat einen unberechenbaren Segen in die Häuser und Herzen ihrer zahlreichen Leser getragen und bringt ihn noch selbst in deren viele, welche niemals von den Basler Sammlungen gehört haben, denn aus ihnen haben die christlichen Volksschriftsteller, namentlich die Erzähler, in den letzten siebzig Jahren, fleißig geschöpft.

Die Gesellschaft nahm auch um jene Zeit statt ihres früheren den Namen: „deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ an und förderte unermüdet alle die Bestrebungen, welche heute von den verschiedensten Vereinen besorgt werden. Bibel- und Traktat-Verbreitung, Armen- und Krankenpflege, Reisepredigt, Leihbibliothek, innere und äußere Mission, Evangelisirung katholischer Brüder, Arbeit für die Diaspora, Gustav-Adolfs-Werk. Aus ihrem eigenen Schooße bildeten sich die Sonderthätigkeiten heraus, 1804 die Baseler Bibelgesellschaft; 1816 die evangelische Missionsgesellschaft; 1820 die Anstalt für Erziehung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder, später die Taubstummenanstalt zu Reichen u. a. m. Das alte Reichs-

---

in seinen Dienst eingetreten und möchte nicht mehr heißen als ein Handlanger. Er wird mir aber doch erlauben, daß ich seinen Namen in brüderlicher Liebe nenne, denn wenn er von seinem Werke abgerufen wird, wenn er längst zu seiner Ruhe gegangen ist, da werden die Leute doch auch laut über ihn sprechen, so wie seinen Namen nennen, und sie mögen das immer thun. Denn der Name Spittler ist ja nur der Inkognitotitel, den die alte gute Säule unter den Menschen führt. Auf dieser werden nicht andere Namen zu lesen sein, als der irdische Tauf- und Zuname, vor allen der neue Name des Bauherrn selber und seines Baues, aus dem der Pfeiler ewig nicht mehr hinaus kommen wird. (Apostelg. 3, 12.)

gesetz Joh. 3, 30 galt auch hier. Je mehr die Töchter wuchsen und blühten, desto mehr trat die Mutter zurück.

Damals aber, als Schubert nach Nürnberg kam, stand sie noch in voller Kraft, und er hat ihren Segen erfahren.

Daraus mag es ersichtlich werden, warum er selbst die sieben Jahre in Nürnberg einer höheren Beachtung werth hält, als viele Jahrzehende seines übrigen Lebens, und warum er die Geschichte der Gebetserhörung, durch welche er dorthin kam, mit den Worten beendet: „So war jenes Gebet um Errettung, um Befriedigung eines bessern innern Bedürfnisses augenblicklich und auf eine des Erhörers so ganz würdige Weise erhört und gewährt worden. Mit ihm war das Loos eines Menschen, der fern von Gott, der ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Christus, in allen Eitelkeiten und Nichtigkeiten des Lebens sich herumtrieb und doch dabei so ganz unglücklich war, auf ewig, ja sein Herz sagt innig zuversichtlich auf ewig entschieden — entschieden aus Gnade und erbarmender Liebe."

19. Die Amtsgenossen.

Nürnberg!

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edeln Künste voll;
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank' und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben:
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

In der Erinnerung an diese Verse Schenkendorfs glaube ich den Eindruck am besten wiedergegeben zu haben, welchen die ehrwürdige Stadt auf Schubert machte. Er traf am 21. März mit Weib und Kind in ihr ein. Staunend fuhren die drei zwischen den alterthümlichen Häusern und den vielen Kaufläden dahin. Selma glaubte eine große Christbescheerung zu sehen, und ihre Eltern waren noch jung genug, um sich mit ihr der kindlichen Freude zu überlassen.

Bald nach der Ankunft wurden die Anstalten zur Einrichtung getroffen. Der Mann suchte seinen Vorgesetzten auf, erhielt von diesem die Schlüssel zu seiner Amtswohnung; Frau und Kind kamen ihm entgegen, und nun ward das eigene Hauswesen eingerichtet. Die letzten Ersparnisse aus Dresden machten einige Anschaffungen möglich; das feste Gehalt von tausend Gulden jährlich sicherte ein behagliches Leben; die freie eigene Wohnung, die freie Heizung nahmen der Hausfrau manche Sorge ab. Das erleichterte die Arbeit, und schon am Morgen des 28., Sonnabend vor Palmarum, war Alles eingerichtet. — Für Schubert versprach der naturwissenschaftliche Verein, in welchen er bald eingeführt wurde, eine angenehme Erholung. Henriette hatte eine Schwägerin am Orte und fand in der Frau des Professors Wolf eine mütterliche Freundin.

Die Aufgabe des Realinstitutes war eine ihrer ganzen Natur nach unklare, denn ihre Einrichtung war ein Versuch, die gelehrte Bildung auf einer anderen Grundlage, als derjenigen der alten Sprachen, aufzubauen. Es sollten dort solche Köpfe, die für Natur und Kunstideen unmittelbares treibendes Interesse hätten, zu Chemikern, Physikern und Naturforschern erzogen werden. Noch heute, nach fünfzigjähriger Prüfung und Erfahrung, haben wir auf diesem besonderen Gebiete der Erziehung keinen festen Boden gefunden; noch ist es streitig, ob das Latein ganz fern gehalten werden dürfe, und ob das Hauptfach der Schule in der deutschen oder überhaupt den neueren Sprachen, oder

in der Naturwissenschaft zu suchen sei. Damals schien man geneigt, dem Unterricht in der Muttersprache die erste Stelle einzuräumen; wenigstens wurde dieser dem Rector übertragen; aber während man jetzt bei den Realschulen eine raschere Ausbildung wie bei den Gymnasien erreichen zu können meint, und deßhalb dort den Unterricht mehr der Fassung jüngerer Schüler anpaßt, sollte damals in den Vorträgen, in der Wahl der Gegenstände, ein höherer Ton angeschlagen werden, denn dem Rector war als zweiter Lehrgegenstand die Philosophie aufgegeben. Die äußere Einrichtung des Institutes entsprach diesen Plänen. Die Anstalt zerfiel in das eigentliche Realinstitut, welches bis vier Klassen haben sollte und in eine für dasselbe vorbereitende Realschule. Nach dem ersten Jahre waren in den je zwei Klassen dieser beiden Abtheilungen zusammen 84 Schüler.

„Die Lehrer," so erzählte Schubert bald nach seinem Weggange von Nürnberg, „wurden aus Norden, Süden, Osten und Westen so weither zusammenberufen, daß vorher mehrere von ihnen über 200 Meilen von einander entfernt waren. Keiner kannte den andern; jeder dachte, was soll aus der sonderbaren so nahen Zusammenmischung so verschiedenartiger Elemente werden? und siehe, durch einen höhern Zufall waren hier Menschen zusammengeschneiet worden, die in ihrer Gemüthsart, in ihrem Streben, in ihrem Lebensgange so viel Verwandtes und so viel gegenseitige Beziehungen auf einander hatten, daß wohl schwerlich im ganzen Königreiche eine öffentliche Anstalt war, wo die dabei angestellten Staatsdiener sich so herzlich liebten, sich gegenseitig so viel nützten, sich so nahe und treu verbunden waren und bis an's Grab so treu verbunden bleiben werden." Wir haben von diesen Lehrern den Professor Wolf, einen älteren Herrn, nur zu nennen, da er bald in eine andere Stelle berufen wurde. Die Anderen wollen wir uns näher ansehen.

Voran steht Johann Arnold Kanne, welcher schon vor dem Rector in Nürnberg angelangt war. Schubert suchte ihn auf, ward erst prüfend aufgenommen, dann aber genöthigt, bei einer Flasche Wein die Selbstbekenntnisse seines Wirthes anzuhören. Freilich mit anderer Färbung, so erzählt Schubert, als er wohl später gethan haben würde, aber mit unübertreffbarer Lebendigkeit schilderte er mir, wie er in den Schulen seiner Vaterstadt oftmals die Kinderspeise und Jünglingskost der gelehrten Bildung mit einer solchen unersättlichen Begierde zu sich genommen habe, daß er davon freilich zur Bewunderung Aller, die ihn kannten, aufgedunsen, zugleich aber auch recht übersatt davon geworden sei. Er habe gemeint, die Theologie solle ihm neuen Appetit machen, sei deßhalb nach Göttingen gegangen, dort aber bald wieder, durch die überwiegende Anziehungskraft des berühmten Heyne, zur Philologie hingeführt worden, weil er darin das beste Zeug gefunden, um seinem Genie einen recht glänzenden Prunkrock daraus zu machen, während sein Leib nothgedrungen, in ziemlich abgetragenem Rocke, umher ging. Er habe auch zum Schneidern jenes Stoffes so viel Lust und Geschick bewiesen, daß Heyne ein besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden, und daß er selber schon in Göttingen mit, so wie ohne seinen Namen, mehrmals mit seinen philologischen sowie archäologischen Schneiderarbeiten öffentlich zu Markt gezogen. Er habe jedoch das viele Sitzen bei schlechter Kost — denn bei seiner Schneiderei sei nicht viel herausgekommen — nicht länger vertragen können, habe deßhalb im Jahre 1805 seinen abgetragenen Tuchrock gegen einen österreichischen gemeinen Soldatenrock umgetauscht und sei mit dem kaiserlichen Heere gegen die „große Armee" des Napoleon zu Felde gezogen. Als man sich jedoch bald aus dem Felde nach den Hütten des Friedens gewendet habe, habe auch er sich geneigt finden lassen, mit Plato, mit Aristoteles und ihrer großen Armee wieder Frieden zu schließen. Gute Freunde kauften ihn los, er schrieb in Würzburg seine „neue Darstellung der My-

thologie der Griechen und Römer", auch, wie im Schritte des Eilmarsches, den er bei den vielen von ihm mitgemachten Retiraden gelernt habe, seine „älteste Urkunde der Geschichte", welche jedoch die damalige Censur drei Jahre lang in ihrem mütterlichen Schooße behalten habe. Von Würzburg sei er nach Jena, von da nach Berlin gegangen, um ein kleines Manuscript, das er für goldeswerth gehalten, bei einem geneigten Buchhändler zu versilbern. Es war im Frühlinge 1806; Preußen rüstete sich schon gegen Napoleon; an dem Fenster seines kleinen Zimmers im Wirthshause hörte er Musik und Trommel, sah die Preußen prächtig aufmarschiren, bei denen die Köpfe und Herzen so warm waren, während es ihn in seinem ungeheizten Zimmer fror. Da nahm er sein Manuscript, steckte es in den Windofen, zündete es an und, nachdem er ein wenig sich daran gewärmt hatte, ging er zum Commandeur eines Infanterie-Regiments und meldete sich zum Anwerben. Der Offizier, bei dem dies geschah, war ein Mann von Bildung und wackerer Gesinnung. Nachdem er vernommen, wer und woher der kriegslustige junge Mann sei, nahm er ihn bei Seite, fragte ihn, ob er vielleicht nur aus Geldnoth nach der Trommel und dem Kommisbrot Verlangen trage? — Kanne, mit heiterer Miene, zog seinen Beutel, darin sich neben den kleinen Silbermünzen auch noch ein Goldstückchen fand, zeigte das dem freundlichen Offizier und versicherte ihn, daß ein Mensch seiner Art, so lange er noch so viel Geld habe, an keine Noth denke. — Oder ist es, fragte jener weiter, eine unglückliche Liebe, die Sie zu Ihrem jetzigen Schritte treibt? — Zum recht ernstlichen Verlieben, sagte Kanne, habe ich noch niemals Zeit gehabt.

„So war ich denn, erzählte mein Freund weiter, zum zweiten Male Soldat geworden, diesmal im preußischen Heere, das gegen Napoleon zu Felde zog. Anfangs, so lange ich in der Nähe des Offiziers blieb, der mir so freundlich gewogen war, erging es mir sehr gut und auch später erträglich; ich habe an verschiedenen Orten meine Kugeln gegen die Franzosen abgeschossen,

auch den Säbel gezogen, gerieth aber zuletzt hinter den Festungsmauern in französische Gefangenschaft. Da ist mir's nun freilich sehr schlecht ergangen. Früher hatte ich freilich manchen schmalen Bissen, doch in allen Ehren genossen, und je leichter die Kost, desto leichter war auch der Schlaf gewesen. In der französischen Gefangenschaft hatte ich, unter Spott und Verachtung, oftmals keinen Bissen zu essen, und an Schlaf, außen im winterlich kalten Felde, war auch nur selten zu denken. Während unsere Treiber ritten, mußten wir Gefangene bei Tag wie bei Nacht und Nebel, zu Fuß neben den Pferden herlaufen. Doch verstanden die Franzosen auch zuweilen einen guten Scherz, der mir bei Gelegenheit einen guten Trunk und Bissen eintrug, und zuletzt machte ich mir den Spaß, ihnen einmal bei Nacht und Nebel davon zu laufen. In meinem grauen Kittel, den sie mir angezogen, gab es zwar Taschen, in diesen aber keinen Heller Geld und keinen Bissen Brot. Die Bauern in einem Dorfe, das seitwärts von der Straße im Walde lag, gaben mir von ihrem Brot zu essen; bei einem Dorfbarbier, der sich einen halben Gelehrten dünkte, habe ich auch etliche Rasttage gehalten. Ich sah jetzt, daß man sich auch mit Betteln durch die Welt bringen kann; Geld nahm ich auf meiner langen Weiterreise nicht an, Brot aber und Kartoffeln, sowie etwas Uebergebliebenes vom Essen, nahm ich gerne. In Meiningen ließ ich mir aber dennoch von Einem, der meinen Namen kannte, ein kleines Darlehen reichen, kam jedoch damit nur bis Hildburghausen. Dort ließ ich mich abermals zum österreichischen Soldaten anwerben, und zwar in der Hoffnung, daß ich da vorerst keine so strengen Märsche machen müsse, als mit den französischen Reitern, auch nicht so hungern dürfe. Und so war es auch, doch ging mein Marsch diesmal nicht in's Feld gegen die Franzosen, sondern gegen einen noch schlimmeren Feind. Ich wurde nach einiger Zeit schwer krank, kam zu Linz in's Hospital, mußte da im Fieber viele Rasttage halten, ohne sie zu zählen, weil ich nur selten so viel bei Sinnen war, daß ich die

Tage von den Nächten unterscheiden konnte. Sprach doch auch das alte Weib, das mir die Arzenei reichte, die ich kaum noch mit dem Löffel zum Munde führen konnte, „für den wird man auch nicht oft mehr eine Suppe kochen dürfen.“ Endlich ging es langsam wieder der Besserung zu, und ich hatte manchmal ein heimliches Verlangen nach anderer Kost und Pflege, als nach der im Krankenhause und auf dem Krankenbette. Und was geschieht da! Meine „älteste Urkunde“ war grade um jene Zeit aus dem verschlossenen Mutterschooße der Censur hervorgegangen, hatte auch bald nach ihrer Ausgeburt einen recht freundlichen Beurtheiler in einer Literaturzeitung gefunden. Das Blatt hatte einer von den geistlichen Herren im Kloster des Spitals, ich meine, er hieß der Pater Anselmus, gelesen. Er war ein unterrichteter Mann, mit dem ich mich, seitdem ich wieder zu sprechen anfing, öfters gern unterhalten hatte. Johann Arnold Kanne, so sagte derselbe bei Tische zu seinen Amtsbrüdern, heißt der, welcher das Buch geschrieben hat, das hier in der Literaturzeitung so gelobt wird? Bei uns im Krankenhause liegt ein Soldat, der auch so heißt, und aus dessen eigenem Munde ich es weiß, daß er viel studirt hat. Sollte das derselbe sein? Gelehrt und gescheit, um ein Buch zu schreiben, scheint er mir genug zu sein, auch ist er über die Studentenjahre längst hinaus.“

„Meine Geschichte, sowie unsere Flasche Wein ist jetzt zu Ende, und ich wollte, beide wären besser gewesen, als sie waren. Ich gebe nun noch die letzten Tropfen der Neige. Als die geistlichen Herren in Linz von mir erfuhren, daß ich wirklich der Verfasser des belobten Buches sei, da erwiesen sie mir gar viele Achtung und ließen mir aus Küche und Keller, so weit der Arzt es erlaubte, so gute Kost und Pflege zukommen, als ich seit vielen Jahren nicht genossen. Ich durfte mich bei ihnen vollkommen nach meinen Kriegs- und Bettlerstrapazen erholen. Meine Freunde hatten seit langer Zeit nichts von mir gewußt. Ich schrieb jetzt an den Nächsten von ihnen, an Adolf Wagner in Leipzig; dieser schrieb

an Jean Paul, welcher an mehreren meiner Schriften ein Wohlgefallen gefunden hatte; Jean Paul schrieb an den Präsidenten Fr. Jacobi in München, der mich mit Beihülfe der freundlichen geistlichen Herren in Linz, ohne große Schwierigkeit, vom Soldatendienste loskaufte. Ich war jetzt des Wanderns satt, mochte deßhalb von einem Zuge nach Moskau, wohin ich hätte kommen können, nichts wissen, halte mich nun an die spießbürgerlichen Realien, stehe sogar halb und halb im Begriffe, nicht nur ein Mann nach der Welt, sondern sogar ein Ehemann zu werden. Denn gerade heute, am 1. April, wo wir laut unserem Anstellungsdecrete am Nürnberger Realgymnasium in Amt und Sold treten, kündigt mir ein Brief von Baireuth an, daß sich mir eine mehrjährige schöne Liebschaft aus der Idealität der Wünsche und Hoffnungen zur Realität der Erfüllung hinneige."

Der wunderliche Mann machte dann noch am Hochzeitstage den Versuch, vor seinem Amt und seinem Weibe davonzugehen; zurückgebracht ward er der gewissenhafteste Lehrer, der treueste Hausvater.

„Bald nach dieser Zeit erschien denn auch ein anderer, sehnlich erwarteter Kollege auf seinem Platze, der aus Dorpat an unser Realinstitut berufene Dr. Joh. Wilh. Pfaff. Von diesem werde ich später noch viel zu berichten haben, denn die Tage meines brüderlich freundschaftlichen Zusammenlebens mit ihm in Erlangen gehören zu jenen Tagen meines Lebens, von denen ich am liebsten erzähle. Sein Landsmann und Jugendfreund Schelling urtheilte über ihn: „Unter allen Menschen, die ich kennen gelernt habe, ist Pfaff mit natürlichen Gaben und geistigen Anlagen am reichsten versehen gewesen; er hat sich aber in seiner beständig jung bleibenden, um die Welt und ihre Ehren unbekümmerten, frohsinnigen Lebensweise niemals dazu Zeit gelassen, den kostbaren Demant, den er in sich trug, zu schleifen und brillant zu machen." Hier aber will ich nur den ersten Eindruck beschreiben, den Pfaff's Persönlichkeit bei unserm Zusammentreffen in Nürnberg auf mich machte.

Ein feiner, damals in der frischen Blüthe des jugendlichen Mannesalters stehender Mensch, dessen wohlgebildetes Gesicht mit den schönen, guten, blauen Augen man nur mit Wohlgefallen betrachten konnte. Er trat nicht, so wie Freund Kanne, gleich einem Soldaten auf dem Wachtposten, fremdthuend und forschend auf mich zu, sondern so zutraulich, wie ein alter Bekannter. Und so wie mit einem alten guten Bekannten mußte es nicht nur mir und meines Gleichen, sondern selbst, wie dies Alle wissen, die ihn nur etliche Mal gesehen, jedem Kinde zu Muthe werden, denn er hatte, wie dies Schelling in seinem Urtheil über ihn andeutete, die fröhlich harmlose Kindernatur niemals ausgezogen. Wir setzten uns, wir sprachen Verschiedenes; Pfaff, wenn ich etwas sagte, machte zuweilen so große Augen und nahm im ganzen oberen Theile seines Gesichtes eine solche Miene des achtungsvollen Staunens an, daß ich wunder gedacht haben würde, welcher große, neue Gedanke mir eben entfahren sei, wenn sich nicht um seinen Mund herum ein gewisser gutmüthiger schelmischer Zug gezeigt hätte, der mich unwillkürlich in die scherzhafte Stimmung setzte, darin er sich gern zu ergehen pflegte.

Der erste Besuch, zu meinem Leidwesen, dauerte nur kurz. Seine damalige (erste) Frau, eine geborne Gräfin Patkul, die er mit sich aus Rußland gebracht hatte, eine schöne, sehr vornehm gekleidete Dame, welche von meiner guten, arglosen, mit den Sitten der vornehmen Welt ganz unbekannten Henriette sich dadurch auf's bitterste beleidigt hielt, daß dieselbe, ohne zu wissen, was sie that, sich zu ihrer Rechten auf's Sopha setzte und der vornehmen Fremden den Sitz zu ihrer Linken überließ, machte plötzlich Aufbruch, und Pfaff, indem er lächelnd eine Pantomime des Bedauerns hinter den beiden Frauen hermachte, mußte mit ihr fort.

Durch Pfaff war ein ganz besonderes Leben unter unsere Schüler gekommen. Diese Alle waren ihm nicht nur alsbald in herzlicher Liebe zugethan, sondern zwischen ihnen und ihm trat ein Verhältniß ein, das vielleicht Manchem, welcher Pfaff's eigen-

thümliche Gabe nicht kannte, als Lehrer und als Hausvater auf seine Schüler wie auf seine Kinder in zutraulicher Liebe zu wirken, als ein zu republikanisches erscheinen konnte. Aber das junge Volk lernte nicht nur gerne, sondern dann, wenn der in ihnen erwartete gute Wille vom Talent begünstigt ward, auch Viel und Tüchtiges bei ihm, und ich dachte oft: hätte ich doch auch einen solchen Lehrer, wie diesen, in der Mathematik gehabt.

Erst später (1811) traten noch zwei neue Lehrer ein, Schweigger und Erhardt. „Die gelehrte Welt kennt den J. Salomo Schweigger als einen ihrer klassisch, in der Schule des Alterthums gebildeten Genossen, der im Gebiete der Physik und Chemie mit den vorragendsten Meistern den Wettlauf der Entdeckungen rüstig mitmachte, aus welchen die Wissenschaft der neuesten Zeit ihren Hauptgewinn gezogen hat. Wie seinem glücklicheren Mitbewerber um den Preis, wie Oerstedt, ist ihm der Gedanke an den einen gemeinsamen Ursprung aller Bewegungen in der Elementarwelt, von dem leisen Wehen des Magnetismus und der Elektrizität an, bis zu dem Sturme, der die Weltkörper durch ihre Bahnen treibt, ein leitender Grundgedanke aller seiner Naturbetrachtungen und Forschungen gewesen. Man kennt unter den physikalischen Apparaten der Neuzeit einen, welcher der elektromagnetische Multiplikator heißt, und dessen Erfindung und weitere Vervollkommnung man wohl unserem Schweigger, vorzugsweise vor Poggendorf, zuschreiben kann. Er besteht aus einer Magnetnadel, um welche sich ein Metalldraht (isolirt durch Umwickelung von Seide) herumwindet. Die Magnetnadel wendet sich ohne Aufhören und treulich ihrem Pole zu, wenn aber ein elektrischer Strom durch den Draht hindurch geht, da setzt dieser die Magnetnadel alsbald in Bewegung. Auch der leiseste Einfluß solcher Art verräth sich an diesem höchst empfindlichen Apparate, dessen Bewegungen mit der Stärke des Einflusses wachsen. So gleicht auch das Gemüth meines Freundes Schweigger seinem elektromagnetischen Multiplikator, erregbar für jeden leisen An-

hauch zu einer geistigen Mitwirkung oder Gegenwirkung der ihm von außen kommt, und wie der Magnet unter dem Drahte des Apparates hat auch sein Gemüth nach all seinen Bewegungen die ruhende Richtung nach dem Pole des inneren Lebens immer wieder gefunden und behalten. Schweigger hat den Gedanken, welcher der Erfindung seines Multiplikator zu Grunde lag, noch in einer anderen großartigeren Weise: in Beziehung auf die Erweckung der schlummernden Kräfte der Völker, zum Erkennen des einen Grundes alles Seins und Lebens, in dem gemeinsamen tieferen Erfassen des Buches der Werke und der Offenbarung ausgesprochen, und wenn derselbe durch ihn auch nur noch als Keim der mitlebenden Gegenwart sich mitgetheilt hat, so liegt doch in dem Keime die Kraft einer künftigen Entwickelung.

Dr. Simon Erhardt, nur vier Jahre älter als ich, befand sich alsbald unter uns, seinen Mitlehrern und den Schülern in der festen Stellung der gegenseitigen Achtung und Liebe, au welcher er niemals, auch nicht um ein Haar breit, herausgetreten ist. Und nicht nur uns, sondern Allen, die ihn kennen lernten, erschien er als ein Ehrenmann von seltenem Reichthum der Kenntnisse und Gaben, sowie von gediegener Lauterkeit des Charakters. Erhardt hatte eine schwere Jugendzeit durchlebt; er nahm die Aufgabe seines Lebens und Wirkens ernst und treu. Er und seine treffliche Frau wurden mir und meinem Hause sehr nahe befreundet. Der wissenschaftlichen Welt hat er sich durch seine Schriften: „philosophische Encyklopädie“, „Vordersätze zur Aufstellung einer systematischen Anthropologie“, „Einleitung in die Studien der Philosophie“ und seine „Eleutheria“, rühmlich bekannt, seinen Schülern in Nürnberg, Freiburg und Heidelberg, wo er 1829 starb, unvergeßlich werth gemacht; mir ist er durch seinen klaren Verstand wie durch sein richtiges Urtheil oft ein hülfreicher Freund gewesen.“ —

Nach dem Eintritt von Schweigger und Erhardt war es, wo Göthe sagte: „An dem Realinstitut zu Nürnberg sind aber seltsame Käuze zusammen.“

Neben diesem bestand dort das Gymnasium. Hervorgegangen aus der Vereinigung der beiden derartigen Schulen und wieder ganz auf die alten Sprachen gegründet, war es die würdige Fortsetzung des einst von Melanchthon, Heß und Kämmerer errichteten. Die neue Schule war in den Räumen des Gymnasiums untergebracht. Dieses leitete von 1808 bis 1817 der berühmte Georg Wilhelm Hegel, derselbe Mann, dessen mächtiger Geist noch lange über seinen Tod hinaus das geistige Leben seines Vaterlandes weithin beherrscht hat. Er stand damals seinem vierzigsten Jahre nahe. Wir haben ihn hier nur als Menschen (nicht als Denker) anzusehen, und als solcher muß er hoch gepriesen werden. Ehrenfesten Charakters war er trotz seiner geistigen Ueberlegenheit über Alle, die ihn umgaben, gegen Andere billig, gerecht, gütig. Er war ein theilnehmend zärtlicher Hausvater, im persönlichen Umgange liebenswürdig, sowohl wenn er ernst belehrte, als wenn er durch seinen treffenden Witz erheiterte; und wo es galt, war er stets bereit, Andern zu helfen. Schubert verdankt ihm viel; Hegel, der ihm seine schwere Stellung bei dem kleinsten Maße von Unduldsamkeit hätte unerträglich machen können, erleichterte sie ihm wesentlich, ihm mit Rath und That beistehend. Von den Lehrern des Gymnasiums traten nur der bescheidene Rehberger und der bewegliche Heller, letzterer allerdings in ein sehr nahes Verhältniß zu dem Rector des Realinstitutes. Vermöge seiner Gabe nach dem Lichte zu sehen erkannte dieser in Heller eine suchende Seele, freute sich seines Sinnes für kirchliches Leben und noch mehr seiner in Erlangen durch den Pfarrer Krafft gewirkten Bekehrung.

20. Die Anfänge des Amtslebens.

Nürnberg war eine freie Reichsstadt gewesen und erst in Folge des französischen Krieges an die Krone Baierns gefallen, welcher die gut kaiserlich gesinnten Einwohner widerwillig gehorchten. Der König von Baiern hatte einen General-Commissär

über die Stadt und alle ihre Behörden gesetzt. Als solcher fungirte 1809 der Graf von Thürheim. Das Geistliche und das Schulwesen wurde unter seiner Oberleitung von dem bekannten Dr. Eberhardt Paulus geleitet, einem Manne, in dem sich Alles vereinigte, was Schuberts Lage schwierig machen konnte. In demselben Hause, in welchem Schelling vierzehn Jahre später das Licht der Welt sah, geboren, war er der Sohn eines Geistlichen, der wegen seines Hanges zur Schwärmerei abgesetzt worden war. Vielleicht haben die trüben Tage im elterlichen Hause und die Erfahrungen welche er an dem Vater machte, dem Sohne den Grund zu seiner Lebensrichtung gegeben. Diese ging nicht blos auf einen eifrigen Vorkampf für den sogenannten Denkglauben, sondern auch auf einen offenen Angriffskrieg gegen die Gläubigen, die Finsterlinge, denn Paulus war der Meinung, daß die Umkehr zum Väterglauben durch eine Verschwörung Weniger gewirkt würde. Als Seele derselben galt ihm Schelling, gegen den er seit ihrer gemeinsamen Wirksamkeit in Jena einen bittern Haß hegte. Bei der Treue und Offenheit, mit welcher er für seine Meinung einstand, ließ er denn auch nichts unversucht, um seine Gegner zu unterdrücken. Zum völligen Unglück war er selbst ungern in der für ihn ungeeigneten Stellung in Nürnberg. Ihm war Schellings Einfluß in München unangenehm, ebenso die Errichtung des Realinstitutes und seine Besetzung mit lauter Günstlingen des Gefürchteten und Gehaßten. Selbst wenn Schubert sich ihm irgendwie nachgiebig gezeigt oder seinen Unterricht in anderer Weise ertheilt hätte, würde er in ihm einen übelwollenden Vorgesetzten gehabt haben; so wurde das Verhältniß bald unerträglich. Am 17. April 1809 ward die Schule durch eine Rede des Rectors eröffnet. Er hatte wohl die Anwesenheit von Hegel, Paulus u. s. w. erhofft; da statt ihrer eine gar bunte, fremde Versammlung sich zusammen fand, ward er verlegen, verlor den Faden seines Vortrages und kam zuletzt auf das Hellsehen zu reden.

Bald nach Beginn des Unterrichtes fingen auch die Streitigkeiten der Realschüler und der Gymnasiasten an, für Schubert eine reiche Quelle des Verdrusses zu werden; eine andere ward seine Schwerfälligkeit in Erledigung der schriftlichen Direktorialarbeiten. Beides gab dem gereizten Schulrath mannigfache Gelegenheit, den Untergebenen zu quälen. Die reichlichste indessen fand sich im Unterrichte selbst, und hier war es namentlich die erste Prüfung, bei der sich Paulus seinem Groll ohne jeden Rückhalt Preis gab. In richtiger Erkenntniß dessen, worauf es bei Einführung der Schüler in die deutsche Dichtung ankäme, hatte Schubert dieselben mit den Meisterwerken der Minnesänger bekannt gemacht; viel mit ihnen gelesen und sie viel auswendig lernen lassen. Voll Stolz führte er am Prüfungstage seine junge Garde in's Gefecht; sie hielt sich ritterlich, namentlich sein Liebling Andreas Wagner, der Erste, dessen Namen er in das Verzeichniß der Schüler eingetragen hatte, leistete Vorzügliches; aber Herr Paulus brach den Gegenstand bald ab und machte dann dem Lehrer die heftigsten Vorwürfe, daß er diesen zum Glück längst vergessenen Kram wieder hervor suche, um den Schülern damit Geschmack und Ausdruck zu verderben. Er mußte es allerdings ertragen, daß Herr Max von Lerchenfeld, der liebenswürdige Nachfolger des Grafen Thürheim, die hart getadelte Weise ebenso offen lobte, aber den armen Schubert drückte der schwere Tadel so tief nieder, daß ihn die Anerkennung des Andern nicht aufzurichten vermochte.

Er war völlig niedergeschlagen, glaubte seine Absetzung wegen Unfähigkeit zum Amte nahe, aber er fürchtete sie nicht, sondern wünschte die Erlösung herbei. In der That ging in der Stadt das Gerede, die Regierung beschäftige sich mit dem Gedanken an die Auflösung des Institutes, und in dem wunderlichen Umstande, daß die Lehrer desselben ihr Gehalt nicht empfingen, während es denen am Gymnasium ununterbrochen gezahlt ward, fand es eine Stütze. In der doppelten Verlegenheit erinnerte

Henriette an die unvollendeten „Ahndungen", zu deren Fortsetzung wohl die Zeit da gewesen wäre. Schubert aber wollte nur dem Amte leben, und sie beschied sich gern. Ein Besuch des Schwager Martin aus Plauen hatte, obwohl dieser in seiner zarten Weise Anderes vorgab, nur den Zweck, sich zu überzeugen, ob die Schwester in irgend einer Verlegenheit sei, und als er dieses erkannte, sie durch Wechsel auf ein Nürnberger Haus von derselben zu befreien. Eine zweite Erleichterung brachte ein Besuch der Louise von Herder, jetzt Frau von Stichling, mit ihrem Manne, der zugleich die Aussicht auf einen annehmbaren Ruf nach der Schweiz eröffnete. Derselbe erfolgte wirklich unter lockenden Bedingungen, konnte aber abgelehnt werden, denn inzwischen hatte Emil von Herder, der vertraute Freund des Freiherrn von Lerchenfeld, eine nähere Bekanntschaft zwischen diesem und Schubert vermittelt. Durch die Rücksicht darauf ließ sich Paulus in seinen Anfeindungen der Schule mäßigen; dieselbe erlangte sogar erhebliche Vortheile. Das Gehalt ward den Lehrern nach- und fortgezahlt, der Anstalt ein neues Gebäude überwiesen und endlich durch einen Lehrerwechsel dem Rector die Möglichkeit gegeben, den naturwissenschaftlichen Unterricht zu übernehmen. Seine bisherigen Stunden erhielt Erhardt.

Uebrigens fallen in diese Zeit Besuche, Anfänge näheren Verkehrs mit sehr hochgeachteten Kaufmannsfamilien der Stadt, und die schon früher erwähnte Ankunft Wetzels,[1]) der in der

---

[1]) Durch ein Versehen ist oben eine Legende Wetzels mit dem Anfange einer anderen Bearbeitung desselben Gegenstandes bezeichnet worden. Es sei erlaubt, dafür an die Sage: „Auch die hohen Götter müssen fallen" zu erinnern, sowie an die den Dichter selbst treffend zeichnenden Verse:

So lang' wehr' dich und bleibe stumm,
Bis dich die Geister greifen,
Und werfen dir die Schlinge um,
Und dich gefangen schleifen.

Nähe von seinem Freunde ein bescheidenes Brot suchte und durch Hegels Hülfe ein solches erhielt.

21. Ein Kind Gottes.

Wir wollen jetzt von den hochgelehrten Herren im Augustinerkloster zu St. Aegidien den weiten Sprung in ein Bürgerhaus, welches sich den alterthümlichen Charakter rein bewahrt hat, wagen. Die weiße Rose über dem Eingange bezeichnet uns die Rosenbäckerei. Erquickt durch den anmuthigen Duft des frischen Brotes und der mancherlei feinen Backwaaren, denen der alte Meister seinen Ruf verdankt, eilen wir nach seinem Zimmer über der Backstube. Siehe da, die einfachste Einrichtung, die du dir denken magst, aber doch der wunderbarste Reichthum, der dich umgibt. Dort um das runde Fenster hängen die Uhren, mit deren Verbesserung sich der Rosenbäcker gern beschäftigt. Daß er auch eine weitergehende Fertigkeit und eine seinem Stande seltene Kenntniß besitze, bezeugen die verschiedenen kunstvoll geschliffenen Gläser, welche weiterhin zu sehen sind. Am meisten aber überrascht uns der Bücherschatz. Nur die Fensterwand ist frei; sonst ist das ganze Gemach von Büchern umzogen, welche nicht nur durch ihre verständige Anordnung, sondern auch durch ihren werthvollen Inhalt beweisen, daß sie nicht zufällig hier vereint sind. Mitten unter seinen Herrlichkeiten sitzt der Alte, heitern Angesichtes, lesend oder an Gläsern und Uhren arbeitend.

Ein merkwürdiger, viel erfahrener Mann. Zwar ist sein äußerer Lebensgang einfach, und das einzige Ungewöhnliche darin ist, daß er wegen seiner, den Kindern der Welt unbegreiflichen Ehrlichkeit eine strenge Haft als vermeintlicher Spion ausgestanden hat. Desto reicher ist sein inneres Leben. Er entstammt einem Hause, in dem der Morgen- und Abendsegen wie das

---

Dann gib dich d'rein, und eher nicht,
Zu dichten und zu schreiben;
Und dann wird's aber ein Gedicht
Und wird es ewig bleiben.

Tischgebet noch laut gesprochen wurden, in dem aber aller Gottesdienst ein todtes Werk war. Er aber hatte schon von frühester Kindheit an einen heiligen Zug zum Herren, und hat oft hinter der Scheuer geknieet und innig gebetet. Als Jüngling wandernd ist er durch Gottes Hand in das Haus des bekannten Pfarrers Hahn in Kornwestheim gekommen, der ihn unter seine Arbeiter aufnahm und ihm im Geistlichen und Weltlichen ein treuer Lehrer wurde. Durch ihn lernte er jene Fertigkeiten, die seinem Werktagsleben einige Abwechslung gaben; durch ihn ward er in die Schriften jener Männer, welche sich mit besonderer Innigkeit in die Betrachtung der göttlichen Geheimnisse versenkten, Bengels, Oetingers, Flattichs, eingeführt. Ebenso entstand von da eine Verbindung mit der Baseler Gesellschaft. Matthias Burger hatte eine empfängliche und bildsame, zugleich aber auch eine kerngesunde Natur. In ihm prägte sich der Glaube in der schönsten Form aus. Frisch, fromm, fröhlich und frei war sein ganzes Wesen. Wenn er als Geselle sein Brot, seine kleinen Münzen, als Meister Größeres und Mehreres an die Armen dahin gab, oder wenn er zu Zeiten der Theurung, wo die meisten Bäcker ihr Gewerbe einstellten, das Seinige mit erheblichem Verluste weiter trieb, damit die Hungrigen doch zu essen hätten, that er es mit derselben Heiterkeit, mit der er in jüngern Jahren am Backtroge und dem Verkaufstisch, in späteren bei dem oft schwierigen Geschäfte des Getreidekaufs thätig war. Und ob er dem Vornehmen gegenüber für einen mit Unrecht verfolgten Mann einstand, oder ob er jüngeren Freunden in seiner Bücherei von der Güte Gottes redete, sein Gemüth war in der gleich ruhigen Stimmung. Was Gottvertrauen und Ergebung sei, konnte man bei ihm lernen. Er stand am Grabe seines lieben Töchterchens gebeugt, aber nicht gebrochen; er ging als Greis auf ungerechtes Urtheil hin mit festem Schritt und ungesenktem Haupte in's Gefängniß, und als seine Freunde seine Befreiung erreicht hatten, verließ er es ohne Rachgefühl und ohne Märtyrerstolz; bei einer

Feuersbrunst, welche sein Haus nicht lange vor seinem Tode nahe bedrohte, trafen ihn die Freunde unter seinen Büchern. Er hatte dieselben unter Opfern erworben; meist waren es solche, welche im Handel nicht mehr gefunden wurden, und fast ausschließlich behandelten sie Fragen des christlichen Lebens, eine große Anzahl, seine Lieblings-Gegenstände, den endlichen Sieg des Herrn in seiner Welt und das ewige Leben. Sein Herz hing an den Büchern; dennoch wehrte er dem Retten und Räumen derselben. Es hätte ihm nichts genützt, da er nicht im Stande war, sie noch einmal zu ordnen und aufzustellen, und so hatte er sie seinem Gotte befohlen. Sie blieben ihm erhalten. Er hatte sie aber auch nicht zum Prunke. Wie er oft solche, die er schon besaß, nochmals kaufte, damit sie nicht zerrissen und vertreten würden, sondern durch ihn in die rechten Hände kämen, so borgte er sie gern weg. Was er nicht zurück erhielt, das hatte Gott weggeführt.

Er war ein frommer Mann ganz im Sinne jener Gesellschaft, welche durch Wort und That und eigenes Leben für das Reich Gottes einstehen wollte, ob er gleich eine viel zu freie und eigenthümliche Persönlichkeit war, als daß er in einer Abhängigkeit von ihr gestanden hätte. Er hatte sich alles: Leben, Urtheil, Denkweise, Sprache nach dem Worte Gottes gebildet und legte darnach seinen Maßstab an Fremdes; nicht jedes Buch, das von Gott in christlichen Tönen sprach, war ihm schulgerecht, nur die besten erschienen herzgerecht. Aber von aller Frömmelei war er weit entfernt; seine Art war heiter und frisch er hatte vielmehr sein Auge auf die Gnade des Herrn als auf das Elend der Welt gerichtet. Darum mochten ihn auch von den sogenannten Frommen in Nürnberg nur Wenige leiden und konnten die Theilnahme, welche er für allerlei weltliche Dinge und weltliches Wissen hegte, weder billigen noch begreifen. Er aber sagte: „Unser Herr hat auch in den menschlichen Wissenschaften und Künsten ein großes Capital stecken, was gar häufig todt und im Boden der Eitelkeit vergraben liegt; das muß auch

als eine Gabe Gottes beachtet und zum Dienst seines Gebers auf die Bank gebracht werden, daß es seine Zinsen trägt."

Am liebsten aber verweilte er in seinen Betrachtungen bei dem Gedanken an die Ewigkeit und an den Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt; wie er darüber dachte, mag die Auskunft lehren, welche er gab, als man über die Erscheinung des Herrn sprach, welche sterbende Kinder bisweilen haben. Man hatte eingewendet, daß die Vorstellung von der Allgegenwart des Herrn sich mit dem Glauben daran nicht vertrage. Da nahm er das Wort und sprach: „Selbst der plumpe natürliche Verstand weiß es, daß die Sonne am Tage, auch wenn der ganze Himmel mit einem Wolken- oder Nebelschleier bedeckt ist, immer am Himmel steht, und wenn sich der Schleier an einem und dem anderen Punkt, es sei in Lappland oder Italien, oder im fernen Meere, zerreißt, dann ist es dieselbe Sonnenscheibe, die auf den Lappländer in seinem Rennthierschlitten oder auf den Seefahrer in seinem Schiffe mit hellem Glanze unverdeckt herunter scheint. So ist auch die Gnade unseres Christus auf jede Menschenseele gerichtet. Er ist die rechte Sonne, aus welcher uns Licht und Leben kommt. Unser Menschenauge sieht ihn freilich nicht. Denn wie ein Nebelschleier am Himmel, so steht zwischen uns und seinem Anschauen unser sterbliches Fleisch und Blut. Daß er aber bei uns ist, das können wir bei jedem Athemzuge des herzinnigen Gebetes merken, so wie Einer, der aus seinem Hause heraustritt in's Freie, es an der Tageshelle und Wärme merkt, daß die Frühlingssonne am mittäglichen Himmel steht, auch wenn der Wolken- oder Nebelschleier sie bedeckt. Und wenn zuweilen schon in der Nähe des Todes und bei anderer Gelegenheit die Nebeldecke des Fleisches locker wird und sich aufthut, da schauet das Auge des Geistes hinaus und suchet den, welcher ewiglich lebt und welcher bei uns ist bis an der Tage Ende und in Ewigkeit. Es ist schon gut, wenn wir während des Leibeslebens recht oft aus dem Obdach unserer Hütte hinaustreten in's Freie, und

bei noch umwölktem Himmel am Gruße der Tageshelle uns stärken; gar Viele aber sind, die nicht nur ohne Aufhören unter dem Dache ihrer Hütte versteckt bleiben, sondern sich noch eine Höhle zur Wohnung graben, wohin nicht das Licht der Sonne, sondern nur die Flamme des Blitzes dringen kann."

„Ich aber frage: was wäre der Himmel selbst mit all' seinen nächtlichen Sternen ohne die Sonne, wo bliebe für uns im Sein der Ewigkeit die Seligkeit ohne die rechte eigentliche Sonne der Ewigkeit? Der selige Baxter ermahnt in seinem schönen Buche von der Ruhe der Heiligen seine Leser gar eindringlich, daß sie sich ohne Aufhören durch die Gedanken an die selige Ewigkeit stärken sollen gegen die Mühen und Gefahren des Lebens, und erheben lassen aus dem Wesen der Welt zu einem göttlichen Leben. Ich kann unter dem Gedanken an die selige Ewigkeit nichts Anderes verstehen, als den beständigen Gedanken an den Herrn und die Erhebung des Geistes zu Ihm, in welchem allein das Leben und die selige Freude der Ewigkeit zu finden ist. Denn so sehr sich auch mein geistiges Auge an dem Anschauen des Reiches der künftigen ewigen Herrlichkeit ergötzet, so kann es dieses Anschauen doch nur in dem Lichte jener Sonne genießen, die dasselbe beleuchtet. Darum halte ich es so, wie es in dem Liede von unserem Martin Schalling nach Assaphs Psalm heißt:

Die ganze Welt erfreu't mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag' ich nicht,
Wenn ich Dich nur kann haben."

Kurz, der Rosenbäcker war ein Pilgrim, der sichern Fußes durch diese Welt ging, den Blick fest auf das schöne Ziel gerichtet und über demselben der Dornen des Weges nicht achtend.

22. Die Erweckung.

Gerade um die Zeit, wo sich Schuberts Amts-Verhältnisse freundlicher zu gestalten begannen, besuchte ihn der bekannte katholische Gottesgelehrte Xaver Franz von Baader; er trat demselben bald in einem eingehenden Gespräche näher, eröffnete

ihm sein Herz und erhielt dankenswerthe Rathschläge. Einer derselben veranlaßte ihn, ein treffliches Buch des Franzosen St. Martin zu lesen und in's Deutsche zu übertragen, eine Arbeit, an welcher Henriette große Lust hatte, weil sie bei derselben ihrem Manne die Freudigkeit früherer Zeiten wiederkehren sah. Im Jahre 1811 erschien das Werk bei Reclam in Leipzig. Baader schrieb öfter an seinen jungen Freund und beehrte ihn auch mit Aufträgen. So begehrte er einst seine Hülfe zur Erlangung gewisser Bücher, welche, wie der Beauftragte erfuhr, sonst nirgends, aber sicher beim Rosenbäcker Matthias Burger an der Ecke der Brunengasse und des Stöpselgäßchens zu haben waren. Burger nahm den Bittenden freundlich auf, verkaufte ihm wenige Schriften, lieh ihm mehrere und erregte durch seine Erscheinung, wie seine Umgebung dermaßen die Neugierde seines Gastes, daß ihn der um die Erlaubniß, ihn öfters besuchen zu dürfen, bat.

Allwöchentlich fanden sich an bestimmten Abenden Freunde des Reiches Gottes bei dem alten Theosophen — so nennt man Leute von dem Schlage des Rosenbäckers — zusammen. Bisweilen besuchte der auch den Garten am Burgzwinger, und dann nicht allein. Schubert trat in diese Gesellschaft erst als ein Fremder, später als ein Heimischer, zuletzt als ein naher Freund des Greises. Dessen Wirkung auf ihn war eine gewaltige, erweckende, bekehrende. Auch er entlieh Bücher von Burger, am liebsten Lebensbeschreibungen frommer Männer, und fand bald solchen Gefallen an ihnen, daß sein häusliches Leben ein anderes ward. Die Werke, an denen er sich, wie in der ersten Altenburger Zeit, wieder mit Henrietten erfreut hatte, wurden zurückgestellt. An ihre Stelle trat die Heilige Schrift, das geistliche Lied und dem Verwandtes, und dies Mal hatte die Wandelung mehr Kraft, als vor sechs Jahren unter Garmanns und Hauschilds Einfluß. Jetzt fielen auch die Baseler Sammlungen in seine Hände, und es muß hervorgehoben werden, daß er sie vom Rosenbäcker erhielt, denn die Bekanntschaft mit ihnen ist ein Ereigniß in sei-

nem Leben. Er hat nämlich nicht nur für sich aus jenen Schachten Gold geholt, sondern er hat es auch seitdem für Andere zu Tage gebracht und ausgeprägt. Außerdem las er mit ganz vorzüglicher Freude die Missionsberichte der Brüdergemeinde und anderer Gesellschaften. Der große Gewinn, den er davon trug, bestand in der Erfahrung, daß es trotz alles Gegenscheines eine allgemeine christliche Kirche, eine Gemeinde der Heiligen gebe. Im Geist und in der Wahrheit, wenn schon als Anfänger, schloß er sich derselben an. Auch von Jung Stilling, als dessen Nachfolger er in mehr als einem Bezuge gelten mag, wie von den Schriften schweizerischer und württembergischer frommer Geistlichen ward er mächtig angezogen.

Wie aber der Herr immer je zwei und zwei sendet, so ward auch ihm neben Matthias Burger ein zweiter geistlicher Vater zugeführt. Die Leser der Sonntags-Bibliothek kennen aus dem 5. Hefte des sechsten Bandes das Leben von Johann Gottfried Schöner, dem Pfarrer zu St. Lorenzen in Nürnberg (von K. F. Ledderhose beschrieben). Dieser Mann, der mehr als ein Jahrzehend lang allein in Nürnberg das Wort vom Kreuze bekannt und selbst das Kreuz getragen hatte, war einer der Ersten, welche sich von Nürnberg aus der Baseler Christenthums-Gesellschaft anschlossen und der Gründer der ersten Bibelgesellschaft auf deutschem Boden. Er war ein Greis von 60 Jahren, als Schubert ihn kennen lernte. Daß dieser zu ihm in ein näheres Verhältniß getreten ist, wird ebenfalls aus der angeführten Lebensbeschreibung bekannt sein. Der sogenannte Zufall hatte die Verbindung geknüpft; sie ward aber aus Nothwendigkeit eine sehr feste, innige. Es scheint einiger Unterschied in der Weise gewesen zu sein, in welcher der junge Christ mit seinen geistlichen Vätern verkehrte. Der Rosenbäcker wirkte durch seine ganze Persönlichkeit erweckend, dann wieder erhebend, selbst begeisternd auf das Gemüth des Anderen. Der Pfarrer, mehr läuternd, prüfend, dadurch bekehrend und erbauend. Es mag in der

fertigen Weise des Theosophen eine Würde und Höhe gelegen haben, welche die Vertraulichkeit entfernte, während die herzgewinnende Milde des Pietisten dieselbe hervorlockte. Vor ihm thaten sich wenigstens die tiefsten Pforten des Herzens von selbst auf, wodurch ihm eben Gelegenheit ward, die Seele des jungen Mannes vor den zahllosen Gefahren, mit welchen die ersten Schritte der Umkehr verbunden sind, zu retten. Er drängte mit schonender Hand die Anfänge des geistlichen Stolzes zurück, wies mit starkem strafendem Worte auf das Unchristliche in dem Treiben einiger Sectirer hin, die sich um Schubert bemühten; er stärkte diesen, damit er in der unausbleiblichen Kreuzesschule bestehen möge, und als er in dieselbe geführt ward, hat er ihn nicht verlassen.

Die Veranlassung, welche Schubert zu Schöner führte, war der schon öfters erwähnte Dr. W. Ritter. Sein Vater war ein Freund des alten Pfarrers; darum suchte er von München aus bei ihm Hülfe. Jetzt wurde es seinen Freunden, die wohl von der unglücklichen Ehe und den zeitweiligen Verlegenheiten des gelehrten Mannes Kunde hatten, aber seine ganze Lage nicht kannten, erst offenbar, wie traurig diese war. Nun suchte man zu ordnen und zu helfen.

Es war zu spät. Der Traum, in welchem Ritter seinem Freunde Schubert unter den Worten: dort werden wir uns wiederseh'n, den Glanz des himmlischen Jerusalems zeigte, hatte Diesem die Wahrheit vorhergesagt, und das Leiden, um deßwillen Jener, damit er leichter arbeiten und erwerben könne, Weib und Kinder auf einige Monate nach Nürnberg geschickt hatte, war tödlich. Am 23. Januar 1810 starb der Mann, welcher seiner Wissenschaft die ehrenvollsten und schönsten Bahnen eröffnet hatte, ohne daß es ihm vergönnt war, etwas von seinen Saaten mitzuernten. Sein Tod geschah bei klarem Bewußtsein und in festem Glauben. Dr. Adolf Ferdinand Gehlen, der Genosse seiner Arbeiten und der Vertraute seines Herzens, erleichterte ihm die letzten Tage und Stunden und er-

freute den Sterbenden durch eine blühende Hyacinthe, welche dieser dankbar als ein Vorzeichen für den ewigen Frühling, dem er jetzt entgegen gehe, annahm. Ein abbittender Gruß an Schubert, dem er in der letzten Zeit wehe gethan haben mußte, und die Versicherung: „für meine Kinder wird Gott auf's beste sorgen," waren fast das Letzte, was er gesprochen hat.

In dem oben auf ihn angewandten Gedichte heißt es:

Rothgeweinten Angesicht's
Irrt sein Weib und irrt sein Samen.
Bettlerkinder erben nichts
Als des Vaters reinen Namen.

Davon galt hier nur das letzte Wort. Der Herr, dessen Fürsorge er seine Kinder vertraut hatte, verließ sie nicht. Der Name des Vaters that ihnen Freundesherzen und -Häuser auf.

Ritters Liebling war Adeline. Das zweijährige Kind hatte ihn, so meinte er, am besten von Allen verstanden, und der Blick, mit welchem es irgend einmal die wehmüthige Rede des zärtlich spielenden Vaters erwiedert hatte, war ihm so tief durch die Seele gegangen, daß er in einem seiner letzten Briefe dem Freunde davon schrieb. Dieser bat um die Freude, Adelinen seiner Selma zur Schwester geben zu dürfen. Gerade dieses Kind hatten Mehrere verlangt, aber der gemüthvolle Gehlen entschied für Schubert und überbrachte ihm mit den letzten Grüßen des Entschlafenen sein theures Vermächtniß. Der Erbe hat es heilig gehalten.

23. Zwei Sterbelager.

In den nächsten Jahren hatte Schubert die Freude, von Karl v. Raumer, sowie von mehreren seiner früheren Lebensgenossen, und von solchen Männern, welche durch sie empfohlen waren, Besuche zu empfangen. Dieselben eröffneten seinem stets empfänglichen Geiste nicht ohne Nutzen einen neuen Gesichtspunkt, denn sie kamen von Ifferten, oder sie zogen hin zu Heinrich

Pestalozzi, dem Meister der Volkserziehung, dem Lehrer ohne Gleichen, dem Schriftsteller von wundersamer Kraft. Nach beiden Seiten hin ist ihm Schubert nachgegangen. Ferner benutzte er die Herbstferien des Jahres 1811 zu einer Reise nach Unterzell ohnweit Würzburg, wohin ihn Herr von Hardenberg, der Bruder des Dichters Novalis, mit Henrietten eingeladen hatte. Diese war dort so heiter, daß die wenigen Wochen vielleicht als die glücklichsten ihres Lebens anzusehen sind. Ihr Mann ward durch den Freiherrn und seine Gäste, namentlich Dr. Matthias Conrads aus Münster mit jenem Kreise frommer Katholiken bekannt, der sich damals um die Fürstin von Gallitzin sammelte. Dieser Reise verdanken wir demnach das ansprechende Lebensbild von Overberg. Dr. Conrads ward übrigens auch anderweitig seinen neuen Freunden ein Förderer auf dem Lebenswege, indem er dasjenige, was in ihrem Leben und ihrem Hause dem so freudig bekannten Evangelio nicht entsprach, offen rügte. Schubert verschweigt nicht, daß er erst durch diesen Freund bestimmt wurde, das Tischgebet wieder aufzunehmen.

Ganz besonderer Segen ruhte auf der berufsmäßigen Arbeit; zunächst erfüllte sie, nachdem die größten Schwierigkeiten überwunden waren, den endlich an seine richtige Stelle Gelangten mit der höchsten Freudigkeit. Unterricht, Vorbereitung auf denselben, Anlegung von Sammlungen, alles entsprach seinen Neigungen wie seinen Kräften. Die Anstalt selbst entwickelte sich auf das vortheilhafteste; selbst Dr. Paulus konnte bei der zweiten Prüfung sein Lob nicht versagen. Die Theilnahme des Herrn von Lerchenfeld hatte nicht blos Lehrmittel und Lernmittel im reichlichsten Maße herbeigeschafft; z. B. die ganze Büchersammlung der eingegangenen hohen Schule zu Altdorf dem Nürnberger Realinstitut zugewendet, sondern auch für die tüchtigsten Lehrkräfte gesorgt. Die Schülerzahl wuchs von Halbjahr zu Halbjahr, und es konnte an die Errichtung neuer Klassen gedacht werden. Da der gütige General-Commissär so freigebig für einen

sicheren Grund der ihm lieben Schule gesorgt hatte, so konnte diese sogar seine am 11. Oktober 1810 erfolgte Versetzung, welcher die von Dr. Paulus bald folgte, leicht überwinden.

Aber unter all' diesen Segnungen seines äußeren Thuns, wie unter dem erfreulichen Fortgange seines inneren Lebens, wurde Schubert doch gerade in jener Zeit in die schwerste Kreuzesschule geführt.

Die Herbstferien 1811 waren zu einer Reise nach Bärenwalde benutzt worden. Dort erkrankte Selma, anscheinend lebensgefährlich. Henriette nahm bei ihrer Pflege auf ihren eigenen durch die Sorgen und Mühsale, vorzüglich durch die immerwährende Unruhe ihres bisherigen Lebens gebrochenen Leib keine Rücksicht. Ihrer treuen Sorgfalt schenkte Gott das Kind wieder; sie selbst aber wurde ganz plötzlich eines Morgens von Krämpfen befallen. Mit steigender Heftigkeit auftretend, schien die Krankheit im günstigsten Falle in Henriettens schwachem Körper eine bleibende Wohnung nehmen zu wollen. Schubert trug eines Tages sein Kindchen mit sich in ein oberes Zimmer und betete dort aus der ganzen Kraft seiner Seele; das Mädchen begleitete mit heißen Thränen die unverstandenen Worte des Vaters. Henriette genas; die Zufälle kehrten nicht wieder; selbst während der durch die größten Widerwärtigkeiten erschwerten Rückreise nicht. Die alte Mutter aus Hohenstein war herüber gekommen, um ihre Kinder und das liebe Enkelchen zu sehen. Sie, deren ganzes Leben ja eine fortwährende That der Liebe war, ward der Schwiegertochter zu einer gesegneten und segnenden Wärterin. Da sie früher abreiste, um ihre Tochter Christiane zu besuchen, welche nach Helmers Tode an den Justizamtmann Reichel in Lößnitz vermählt war, begleitete sie der Sohn und fand noch einmal Gelegenheit, recht tief in die Seele der Mutter hinein zu blicken. Das Bergsteigen ward ihr schwer; doch lehnte sie Hülfe ab. „Es kommt ja auf die Mühe bald die Ruhe." Die Worte sollten wohl auf eine größere

Reise bezogen werden, denn Frau Schubert, die stets mehr fühlte und that, als sie sprach, hatte den Ihrigen verschwiegen, wie sicher sie das Herankommen ihres nahen Todes fühlte. Noch zwei Briefe hat sie ihrem Heinrich geschrieben. Am 9. Februar 1811 erhielt er die Nachricht, daß sie am 12. Januar in die himmlische Heimat eingekehrt sei, um dort in Herrlichkeit fortzuführen, was sie hier in Schwachheit begonnen hatte: zu lieben und zu segnen. Sie hatte einen schönen Tod. Es war ein heiterer stiller Wintertag. Alle Kinder — außer dem fern Wohnenden, dem auf Bitten der Mutter auch die Krankheit verschwiegen worden war, — knieeten um das Sterbebett. Die Sterbende schlummerte viel; was sie in den schlaflosen Augenblicken redete, hatte nur die Absicht, zu trösten und zu beruhigen. Auch waren ihre Gedanken viel, sehr viel in Nürnberg. Sonst keine Erregung, keine Klage — es war Friede, nur Friede in ihr und um sie her.

Merkwürdigerweise hatte Frau Wirth, Lorchen, von dem nahen Tode geträumt, während andere Traumgesichte Schubert auf das nahe Ende seiner damals nicht kranken Henriette vorbereiteten.

Diese edle Frau reifte ihrem Tode entgegen, im schönsten Sinne des Wortes. Sie hatte ihrem Manne ein frommes, suchendes Herz mitgebracht. Was sie bei ihm gehofft hatte, eine Bereicherung ihres Geistes, ein Bekanntwerden mit dem Kleide, in welchem der Mensch die Herrlichkeit Gottes zu sehen vermag, war ihr reichlich geworden. Nur scheinbar, nur äußerlich hatte sie sich durch die Herrlichkeiten weltlichen Wissens von der Freude an geistlichen Dingen zeitweise abwenden lassen. Als aber ihr Heinrich sich mit Entschiedenheit dem Evangelium zuwandte, da war sie seine Genossin, seine Vorgängerin auf dem Wege zum Leben. In aller Stille, mit unüberwindlicher Geduld, arbeitete sie an sich selbst, als Gattin, als Mutter, und einer störrischen, boshaften Magd gegenüber als Herrin. In dieser

Richtung ihres Lebens ward sie durch ihre letzte Krankheit unterbrochen.

Vier Jahre später erzählte Schubert das Weitere in folgender Weise:

Henriette war krank, krank zum Tode. Der zarte Körper war ohne Kraft, die Stimme matt und unsicher, der Geist durch die Schmerzen des Leibes und durch die Phantasieen des Fiebers getrübt und öfters der Besinnung beraubt. Der letzte Nachmittag war gekommen, — am andern Morgen starb sie, — die erste Frühlingssonne schien warm und freundlich herein in das Zimmer und auf das Lager der Schmerzen. Schubert saß einsam in seiner Nähe. Da erhub sich die Kranke, die vorhin kaum ihrer Hände, ihrer Besinnung mächtig schien, von dem Lager; sie stieg in's Zimmer und sank auf ihre Kniee. Sie betete laut und freudig: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Sie dankte, erfüllt von einem freudigen Geist der Gnade, dem Herrn für alle Führungen ihres Lebens, für Freuden und alles Gute, das sie genossen; sie dankte ihm aber am wärmsten, am innigsten, am gerührtesten für die Leiden, für die Schmerzen, die ihr ihr ewiger Erbarmer zugesendet und wodurch er sie zu Christo geführt habe; und nachdem sie in Kraft einer ewigen, sie erfüllenden Liebe, die Ihrigen gesegnet, für Freunde und Feinde gebetet hatte, ergab sie ihren Willen ganz in den Willen des Herrn. Die Schmerzen, die innere Angst, die ich leide, betete sie, sind zwar groß, willst du aber, o lieber Herr, so will ich sie gern und willig noch Jahre lang, noch ein langes Leben, ja so lange du nur willst, ertragen; wenn du nur mein bist und mein bleibst. —

Der letzte Morgen — 11. Februar 1812 — war nun beiden sich liebenden, nahe verbundenen Seelen, nach einer in Seelenangst von beiden und in namenlosen körperlichen Schmerzen von der armen Henriette durchkämpften Nacht gekommen.

Der nun bald vollendete Engel schlummerte endlich noch ein wenig ein, still und sanft, wie es schien; Schubert stand still und trauernd am Fenster, bekümmert über das Pochen in der Nachbarschaft, das der Lieben auch nicht einmal diesen letzten erquickenden Schlummer auf der Erde genießen ließ. Sie erwachte, das schöne, seelenvolle Auge war getrübt und schien ohne klares Bewußtsein, der Mund schien noch immer, wie in der vergangenen Nacht, vom Starrkrampf geschlossen.

Auch die letzten Stunden vergingen. Da wurde nach einem heftigen körperlichen Sturme das schon brechende Auge noch einmal seelenvoll und heiter; es sah Engel um sich, die ihm, in dem Bilde der letzten Phantasieen, über den großen Strom hinüber helfen wollten: liebe, schöne Engel und liebe, selige Vorangegangene. Der liebe Mund lächelte und öffnete sich noch einmal; er sprach mit einer ganz neuen süßen Stimme von jenen Engeln und ihrem seligen Anblick. Und siehe, der Engel war vollendet — geboren aus den Stunden der Angst und der Schmerzen, zur ewigen Freude. —

Schubert war allein im Zimmer, mit dem lieben Leichnam und mit seinem Schmerz allein; er konnte nicht weinen noch beten; sein Herz war zerrissen. Da kam Burger, knieete mit ihm neben dem Schmerzenslager des vollendeten Engels hin und betete: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Das Gebet tröstete ihn; er vermochte zu weinen und selbst zu beten. Als am Nachmittage die Schmerzen wiederkehrten, beruhigte Pfarrer Schöner den Trauernden. „Am einsamen Abend, als nun die armen, verwaisten Kinder nach Hause kamen, sahen den Vater weinen, sahen den Leichnam der treuen Mutter — in den nur von dir gesehenen Nächten voll Thränen und Schmerzen, was hat den Verlassenen gestärkt und aufrecht erhalten? — Deine Gotteskraft allein, du liebendes Wort des Herrn.“

Unter den aus der Ferne Tröstenden waren ihm Köthe und Schelling die Liebsten. Letzterer, vor kurzem selbst verwitwet, beklagte „den Verlust der treuen herz-, geist- und liebevollen Gattin und schrieb weiter:

„Trost will und kann ich Ihnen nicht ertheilen; wo er nöthig wäre, faßt er nicht; wo er fassen würde, ist er unnöthig. Sie bedürfen Keines. Natur und Offenbarung haben Sie mit der innigen, gegenwärtigen Gewißheit von dem höheren Zustande erfüllt, zu dem der Tod für solche Seelen nur Uebergang ist, und nachdem, wenn wir ihn lebhaft ergreifen, unsere ganze Seele von Sehnsucht hingezogen ist. Wie oft war es mir schon Trost, nicht wegen der Abgeschiedenen, sondern wegen meiner selbst, wenn ich den Druck des Lebens innerlich schwer empfunden, jenes alte deutsche Sinngedicht:

Ob Sterben schrecklich ist, so bild' ich mir doch ein,
Daß seliger Nichts ist, als das Gestorbensein.

Auch diese Erfahrungen sind nur ein neues Band zwischen uns. — Gott erhalte Sie gesund und froh und verwandle allen Schmerz, wenn je noch welcher da ist, in die innere wohlthuende Wehmuth." —

24. Fortgang des Lebens.

Das Leben des Einsamen wurde durch die Treue seiner Freunde, durch die Ankunft lieber Gäste und durch Erfolge in seinen Arbeiten vielfach erheitert. Unter Ersteren standen Burger und Schöner voran; Schubert gehörte ihnen mit ganzem Gemüthe an. Jener Jahreswechsel, welcher — nach einer Erzählung in seinem „Altes und Neues" — über sein inneres Leben entschied, scheint der von 1810 auf 1811 gewesen zu sein. Gleichzeitig fast war auch die Bekehrung von Arnold Kanne erfolgt, aber doch in ganz anderer Weise. Hier zeigte sich recht die Kraft des Christenthums, vermöge deren es jede Besonderheit in seinen Dienst zu nehmen vermag. Es verklärt die Natur des Menschen,

aber es hebt sie nicht auf. In Schuberts Geist ergossen sich die Gemüther von Schöner und Burger, wie zwei Quellflüsse, die sich im Strome vereinigen. Für Kanne glich ihre Einwirkung vielmehr einer Kraft, welche einer Kugel eine andere Richtung gibt. Er erfaßte das Evangelium für sich mit dem ganzen Feuer seiner Seele, aber auch mit der ganzen Schroffheit seines Wesens. So kam es, daß Jener mehr als ein Evangelist zu den Menschen redete, als zu Brüdern, die er gewinnen wollte; dieser ihnen mehr als ein Streiter, der sie gern überwunden hätte, entgegen trat. Jener hatte ein Falkenauge für jeden Rest von ewigem Leben, der in dem Herzen eines Menschen zurückgeblieben war; dieser für jeden Zug von Zweifel oder Unglauben, welcher die geistige Reinheit eines Andern trübte. Darum sind später ihre Wege auseinander gegangen und das Freundschaftsband ist ein mehr äußeres geworden. Damals indeß war es innig.

Unter den Gästen waren die Geehrtesten das neuvermählte Schellingsche Ehepaar, welches auf der Reise von Gotha nach München in Nürnberg einsprach, und Abraham Werner. Letzterer veranlaßte Schubert, ein Lehrbuch der Geognosie und Bergbaukunde zu schreiben, welches 1813 bei Schrag in Nürnberg erschien. Es eröffnet die große Reihe der gelehrten Werke seines Verfassers; außerdem hat es einige Bedeutung, weil es der letzte Versuch war, Werners Ansichten von der Erdbildung zusammenhängend darzustellen. Darin lag der Grund der günstigen Aufnahme bei den zahlreichen Verehrern des Meisters, aber auch derjenige der schnellen Vergessenheit, der das Buch anheim fiel.

Noch als Henriette lebte, ward Schubert von Berlin aus gefragt, ob er geneigt sei, als Lehrer der Philosophie an die Hochschule zu Berlin zu kommen. Er hielt sich dieser Stelle nicht gewachsen und lehnte ohne jedes Bedenken ab. Verlockender schien ein Antrag, der ihm von Wien aus durch seinen Freund Hartmann kam. Dort sollte eine Art von Ritterakademie errichtet

und ihm, neben der Stelle eines Lehrers, die des eigentlichen Erziehers übertragen werden. Er lehnte ebenfalls ab.

So angenehm er sich aber in Nürnberg unter solchen Verhältnissen hätte befinden müssen, so war sein Sinn doch voll Trauer. Gedanken des Todes und Erwartungen desselben erfüllten seine Seele, und wie er sich vordem in Leipzig künstlich in eine überspannte Nüchternheit hineingelebt hatte, so überschritt er auch jetzt das Maß, welches Jugend und Gemüthsart von Natur seinem Schmerze auflegten. — Freilich konnten häusliche Verdrießlichkeiten seinem Kummer reichliche Nahrung geben. Henriette war eine Musterwirthin gewesen; die Ordnung, in welcher er Alles fand, die Fürsorge, die sie getroffen hatte, ihm die ersten Monate des Witwerstandes zu erleichtern, hatte etwas Rührendes. Nun sollte er selbst das Haus führen und vermochte es nicht. Er schwankte zwischen Geiz und Verschwendung und kam dahin, daß er mit dem Seinigen nicht auskam und dennoch keinen Genuß vom Leben hatte.

So ward ein Entschluß vorbereitet, der bei ihm um so mehr überraschen mußte, als er bisher jeden Gedanken an denselben mit Heftigkeit abgewiesen hatte und den er dann allerdings auch sehr plötzlich faßte, der einer zweiten Verbindung.

25. Das neue Band.

Seine Braut war Julie Steuernagel, eine Nichte Henriettens, dieselbe, welche ihn als Kind bei seiner früheren Werbung in Bärenwalde zuerst begrüßte, vergl. S. 50. Sie war neun bis zehn Jahre jünger als ihr Verlobter, kräftigen Körpers, frischen, lebendigen Geistes und heitern Sinnes. Uebrigens ruhte ihr Leben ganz in dem Grunde, auf welchen die Familien Martin und Mühlmann baueten. Sie war ebenso, wie alle Uebrigen, von dem Antrage, den ihr Schubert fast ohne Vorbereitung machte, überrascht, aber sie schloß sich mit einer ungewöhnlichen Wärme an den Bräutigam an, und wenn sie ihm unmittelbar nach der Trauung sagte:

„Dort am Altar habe ich erst recht gefühlt, wie lieb ich Dich habe und was Du mir sein sollst und ich Dir," so lag volle Wahrheit in den Worten. Die gemeinschaftlichen Fußwanderungen zu den sämmtlichen Verwandten hatten übrigens das Brautpaar geistig nahe geführt; auch legte die Unruhe Schuberts, der mehr als einmal, besorgt, sein Schritt könne ein Unrecht gegen die erste Gemahlin sein, von einer Lösung des Verhältnisses sprach, der Liebe Juliens eine schwere Probe auf. Die Trauung fand am 25. April 1813 Statt, am 4. Mai die Abreise von Bärenwalde, am 6ten die Ankunft in Nürnberg.

„Freudigen Muthes," rühmt Schubert, „hat sie ihren neuen Lebensweg mit mir angetreten, in einer Fassung, darüber alle die sich wunderten, die sie von Kindheit an gekannt hatten. Denn mit so gar großer, ich möchte sagen ängstlicher Liebe, hatte kein anderes Kind im Kreise der ganzen Familie und ihrer Bekannten an den Eltern, so wie an Heimat und Haus gehangen, als Julie; ein Wort, das man einmal zu ihr gesprochen, daß sie vielleicht noch über viele Wasser kommen werde, hatte sie betrübt und entsetzt, denn sie meinte, es könne kein größeres Leid für sie geben, als das Scheiden von dem Elternhause. So ist sie denn auch in ihrem Leben von der Hand Gottes einen Weg geführt worden, der freilich ihren natürlichen Neigungen ganz entgegengesetzt, aber für ihr „auf Gottes Rath" vertrauendes Herz doch der rechte war. Denn während ihr an der Grenze ihrer Kinderjahre schon der Weg von Bärenwalde nach Altenburg (8 Stunden weit) als ein grauenhaft weiter vorgekommen war, zog sie jetzt schon ohne Grauen und getrost mit mir in ein „fremdes Land" nach Nürnberg, folgte mir bald nachher, freilich nur mit großer Selbstüberwindung, an die Küsten der Ostsee; begleitete mich mit Lust als die treue, in meinen Reisebeschreibungen so oft erwähnte Hausfrau auf dem Wege, dessen Freuden so wie kleine Verlegenheiten ich in meinem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten" geschildert habe, dann nach Südfrankreich und Italien, hierauf nach

Holland, und alle anderen Umzüge und Wanderungen ungerechnet, auf der Reise in das Morgenland: Konstantinopel, Kleinasien, Aegypten, durch die Wüste nach dem Sinai und in das liebe heilige Land, sowie nach Griechenland. Dabei ist sie allerdings, wie man ihr einmal zu ihrem Entsetzen gesagt hatte, „über viele Wasser" gekommen, und zwar über ganz andere, größere, als der Bach an ihrem Elternhause war, dessen Anschwellen durch Regen und thauenden Schnee sie niemals ohne Furcht gesehen hatte, und dennoch hat sich an ihrer Gott vertrauenden Liebe der Spruch bewährt, „daß auch viele Wasser nicht mochten sie auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen" (Cantic. K. 8 V. 7): „Ja, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade." Eine große Gabe war schon das redlich treue, in Wort wie in That zuverlässige und wahre Gemüth, das Julie gleichwie von Natur und in der christlichen Zucht ihrer Eltern empfangen hatte. Ein solches festes, ruhiges Herz ist auch für den Lebensgefährten in den Stunden der Unruhe ein gar guter Anhalt; Gott sei Dank dafür!"

Die junge Frau trat sofort in das Regiment des Hauses ein und brachte in kürzester Zeit wieder die alte Ordnung in dasselbe. Sie wurde ihrem Manne zugleich eine Genossin in seinen Berufsarbeiten, nicht blos empfangend und in dankbarer Verehrung zu ihm aufblickend, wie ihre Vorgängerin, sondern selbstthätig, unterstützend und fördernd. Sie begleitete ihn auf seinen Wanderungen, wenn er ausging, Steine zu suchen und Pflanzen zu sammeln, und war in kurzem eine geschickte Sammlerin. Natürlich gewann sie dadurch einen Einfluß auf ihn, wie ihn Henriette niemals gehabt hatte. So wurde ihr zu Liebe auch wieder eine größere Geselligkeit gepflegt, und wenn schon das alte Verhältniß zu Schöner und Burger, sowie durch beide zu dem damals schon hochbetagten Tobias Kießling in ungeschwächter Herzlichkeit fortdauerte, so waren doch die liebsten Zusammenkünfte diejenigen auf dem Paniersberge mit Schweigger und Pfaff. Der geistige

Inhalt derselben war die Theilnahme an den deutschen Freiheitskriegen. Denn wie immer die Landesfürsten sich zu Napoleon stellen mochten, es ist bekannt, daß auch in Baiern und Sachsen alle Besseren mit ganzem Herzen auf Seiten der Verbündeten standen; und nicht mit dem Herzen allein, denn als die Rede davon war, daß auch aus Baiern Freiwillige aufgerufen werden sollten, da haben die drei Freunde sich sofort gemeldet. Indessen traten sie nicht in Waffen, sondern lebten im tiefsten Frieden weiter, während um sie her der Krieg wüthete. So konnten sie einige Ferientage des Juli 1813 zu einer Reise nach Bamberg benutzen. Dort gab Schubert in heiterer Laune einem jungen Anfänger im Buchhandel das Versprechen, ein Traumbuch in seinen Verlag zu geben. Dieser nahm den Scherz für Ernst, erinnerte freundlich bittend und verlegte demnach die Symbolik des Traumes 1814. — Der schon genannte Xaver von Baader lobte das Buch, Schelling tadelte Form und Inhalt; der Verfasser selbst verwarf es in seinen späteren Lebensjahren mit um so größerem Rechte, als er in seiner Geschichte der Seele das, was irgend haltbar war, in würdigerer Gestalt wiedergegeben hat. Dennoch hat es sich behauptet und ist fast unablösbar an Schuberts Namen gebunden. Wohl nicht ganz mit Unrecht; denn daß dieser dem Traume eine ernstere Beachtung gewidmet, ihm eine höhere Bedeutung und einen größeren Einfluß auf seine Lebensansichten zugestanden hat, als er selbst einräumen möchte, ergibt sich schon aus der Sorgfalt, mit der er noch in seiner Lebensbeschreibung jedes Traumgesicht verzeichnet. Indessen wollen wir doch auch an seinen letzten Einsprüchen gegen jede zu weit gehende Folgerung aus seinen Schriften nicht vorübergehen.

Ein Kesselflicker hat im Dorfe einen Ducaten verwechselt. Seitdem wartet ein Narr am Eingange des Ortes und fragt seit Jahren vergeblich jeden Wanderer, ob er nicht einen Ducaten zu verwechseln habe. Mit diesem Gleichniß will er diejenigen strafen, die, weil sie einmal „geträumt“, in jedem Nachtgesichte eine Weis-

sagung suchen. Zugleich soll in demselben die richtige Schätzung der Träume liegen.

Uebrigens hat doch Schubert das Traumbuch immer wieder neu ausgegeben, und so eben ist die von seinem Schwiegersohne veranstaltete 4. Auflage erschienen.

26. Abschied von Nürnberg.

Einen erheblichen und für seine Zukunft folgenreichen Einfluß auf Schubert erlangte Arnold Kanne durch den Eifer, mit dem er das neu gefundene oder wiedergewonnene Christenthum ergriff. Ihm ward es zur Gewißheit, daß bei ihm Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sich ausschlössen; er brach bedeutende Arbeiten ab, trennte sich von seinen Büchern und sprach es aus, daß sein Herz nur einen Schatz haben dürfe. Ohne den großen Unterschied der Gemüther zu beachten, ließ sich der Freund von ihm verleiten, auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen Sünde zu sehen. Dieser Betrachtung entsprang der Wunsch nach einer ganz neuen Weise der Lehrthätigkeit. Ein Lehrer der künftigen Volksschullehrer wollte Schubert jetzt werden, ihnen das Evangelium an's Herz legen und dadurch ein künftiges frommes Geschlecht erziehen. Die Erfahrnen unter seinen Lebensgenossen widersprachen und zeigten ihm die hohe Schule als seine Heimat.

Einen bestimmten Grund, über einen künftigen Beruf nachzudenken, hatte er indeß wirklich, denn durch die höchsten Landesbehörden war dem Realinstitute das Todesurtheil gesprochen worden. Im Hinblick auf die Schülerzahl, auf die Ordnung des Ganzen, auf die geistige und sittliche Uebereinstimmung der Hauptlehrer und auf die Tüchtigkeit der Schüler, welche aus der Anstalt hervorgingen, mag das ungerecht erscheinen. Es ward auch bestimmt versichert, daß der Grund der Auflösung nicht in der Schule selbst liege, und die ehrende Verwendung der Lehrer an den höheren Schulen Baierns zeugte für die Aufrichtigkeit

dieser Versicherung. Aber einmal war Nürnberg das einzige derartige Institut, welches sich lebensfähig zeigte. Die andern gingen von selbst ein. Es allein fortdauern zu lassen, war bedenklich. Zum Andern erforderte Nürnberg die Errichtung von tüchtigen Bürgerschulen, und der bei Errichtung der Realschule in's Auge gefaßte Zweck war erreicht, wenn der Lehrplan des Gymnasiums wenig verändert wurde. Für Schubert bemühten sich seine Gönner um eine Professur in Erlangen oder Würzburg, und er wäre dahin gegangen, wenn nicht eine andere Fügung ihm den Hauptmann v. Mecklenburg aus Mecklenburg in's Haus geführt hätte. Dieser kam aus Carlsruhe von Jung Stilling. Seine Reise hatte besondre Zwecke, denen er im Dienste der Erbgroßherzogin Caroline Louise, einer Tochter Carl Augusts und Schülerin Herders nachging; und diesen entsprach es, daß er die Mittheilungen, welche ihm der Gastfreund über seine Wünsche, künftige Lehrer zu bilden, machte, mit der Eröffnung erwiderte, dafür sei in Mecklenburg der geeignetste Boden. Freilich war das Lehramt, durch welches der dorthin Berufene hindurchgehen sollte, ehe er die Leitung des ganzen Volksschulwesens überkäme, ganz andrer Art. Verhandlungen waren eingeleitet, vielleicht von seiner Seite nicht ganz ernst gemeinte, als Schubert im Januar 1816 durch eine Stafette einen Brief des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg erhielt.

Er meldete den Tod der Prinzessin und fuhr fort: „Ich stehe am Sarge des edelsten und besten Wesens, das je aus Gottes Vaterhand hervorging, am Sarge der geliebtesten und verehrtesten Gattin; verwaiset mit 5 Kindern, welche in ihr die sorgsamste und beste der Mütter verloren. Der Frieden meines Lebens ist dahin, schenke mir Gott den meiner Seele wieder."

„Meine Frau wünschte so herzlich Ihre Ankunft hierselbst, versprach sich so viel Segen und Nutzen davon für unsere Kinder; noch am Tage vor ihrem Ende erfüllte dieser Gedanke sie mit Trost und Freude. Desto lebhafter und dringenter ist also

auch der Wunsch meines Herzens, den ihrigen erfüllt zu sehen. Ich wünsche und hoffe, daß der Brief, welchen Ihnen heute der Hauptmann v. Mecklenburg schreibt, alle etwaigen Bedenklichkeiten heben und Sie bestimmen wird, auf Ostern dieses Jahres Mecklenburg zu Ihrem neuen Vaterlande zu machen."

Der Brief des Hauptmanns kam einige Tage später; er erhielt die Aufforderung, zunächst den Unterricht der ältesten Prinzessin zu übernehmen, später auch den der beiden jüngeren Kinder zu leiten. Die Stelle eines Seminardirectors war in Aussicht gestellt. Die äußeren Bedingungen waren weit über jede Erwartung glänzend. Schubert hatte aber dieses Schreiben gar nicht abgewartet, sondern noch selbigen Tages, wo die Stafette einging, nach Mecklenburg zugesagt und in München unter dem herzlichsteu Danke für alle erwiesene Gnade seinen Abschied erbeten.

Kanne und Burger stimmten ihm bei; Lerchenfeld, Hegel, Schelling waren verstimmt, und wie eifrig er versichern mag, daß ihm dieser Umweg nöthig gewesen sei, damit er zum Ziele komme, der Erfolg hat gegen ihn bewiesen. Widersprach doch sein ganzes Wesen seiner nächsten Berufsthätigkeit. Dennoch hätte wohl Jeder von uns in einem solchen Antrage, in der Bitte einer Sterbenden, einen Ruf vom Herrn gesehen.

Am unzufriedensten war Julie gewesen. Sie war, so lange die der letzten Berufung vorangehenden Verhandlungen währten, traurig; ihr Herz grämte sich ab, ihre Gesundheit litt und Vorstellungen waren vergeblich. Am entscheidenden Morgen las ihr der Gemahl einen apostolischen Brief aus der Bibel vor, der aber mit keiner Silbe zur Frage in unmittelbarer Beziehung stand. Unter dem Lesen weinte sie, dann ergab sie sich, ward heiter und muthig und redete jetzt ihrem Lebensgefährten selber zu, in Gottes Namen anzunehmen.

Nun wurden die Zelte abgebrochen. Der treue Hausarzt erhielt für sechsjährige Mühwaltung die ganze Büchersammlung

zum Geschenk, Dr. Erhardt übernahm für die letzten Monate das Rectorat und so zogen sie, Lob und Dank im Herzen, unter Francke's Liede:

Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit
Ist abermals vollendet

am 20. März 1816 nach dem Norden.

27. Die neue Heimat.

Der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz, damals ein Mann von 59 Jahren, gehörte zu den tüchtigsten Herrschern seiner Zeit. Unter den vielen hohen Verdiensten, die er sich um sein Land erworben, war das größte die Aufhebung der Leibeigenschaft, ein anderes die Erweiterung der Witwenkasse durch Zuschüsse aus seinem eigenen Vermögen. Er war ein gewandter, fleißiger Arbeiter, ein stattlicher Herr, ein weiser Fürst. Seiner offenen, heiteren Gemütsart treu übte er gern einen Scherz aus, erduldete aber auch freundlich die Gegenwehr des Geneckten, ohne bei dem Einen oder dem Anderen seiner Würde etwas zu vergeben. Es war eine Freude, ihn zu beobachten, wie er jedem seiner Unterthanen zu begegnen wußte. Der übermüthige Adel fühlte den Herrn, der ihm weder nach oben noch nach unten hin Uebergriffe gestattete. Der Bürger und Bauer aber fand den Freund, der ihm die Sorge des Lebens erleichtern wollte, vertraulich, väterlich in seiner Sprache mit ihm redete, und mancher Schiffer, ja Ruderknecht war überrascht, von seinem Landesvater gekannt zu sein.

Er hatte vier Söhne, den Prinzen Gustav Wilhelm, der Musik liebte und übte; Karl August, einen tapfern Kriegsmann; den frommen, gütigen Adolf Friedrich, den Gründer der Sparkassen und den Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, einen schönen Mann von edlem und offenem, dabei feinem Wesen. In seinem reichen, liebevollen Geiste trug er für

die Zeit seiner Thronfolge die besten Entwürfe, wie er das Wohl seines Landes nach jeder Seite hin fördern könne. Es ist bekannt, daß er zum Unglück Mecklenburgs niemals in die Lage gekommen ist, sie auszuführen. Von seinen Kindern war der nachmalige Großherzog, Prinz Paul Friedrich, der Vater des jetzt regierenden Fürsten, damals in Genf. Am väterlichen oder großväterlichen Hofe lebten Prinzessin Marie, ein etwa zwölfjähriges Mädchen, die Schülerin Schuberts, Helene, die nachmalige Herzogin von Orleans, und der kleine Albrecht. Dieser war ein merkwürdiges Kind, voll Phantasie und Gemüth, der ausgelassensten Heiterkeit wie eines weit über seine Jahre gehenden Ernstes fähig. Er hatte sich das Grab seiner Mutter erspäht und stellte manche heimliche Wanderung nach demselben an. Auch er ist jung gestorben.

Aus der Umgebung des regierenden Herrn ragten Minister v. Plessen und Oberhofmeister v. Lützow hervor; jener ein Staatsmann, welcher zu seiner seltenen Gewandtheit die seltnere Perle der Wahrhaftigkeit fügte; der Andere, ein ächtes Bild der heimischen Eichen, treu und fest, ohne spröde zu sein.

Im Haushalte des Erbgroßherzogs begegnen wir zwei würdigen Hofdamen, Caroline v. Bose und Fräulein von der Thann, späteren Generalin v. Both, und zwei braven Schweizerinnen, den Schwestern Salomon. Der Hauptmann von Mecklenburg war im Frühjahr 1813 plötzlich gestorben.

In diese Kreise trat Schubert jetzt. Er hatte seinen Weg, zu dem ihm viel Zeit gelassen war, über Bärenwalde und Jena genommen, dort angenehme und anregende Tage erlebt und langte voll Hoffnung und Vertrauen im Mai in Ludwigslust an.

Der Reiz des Neuen war überwältigend. Der Anblick des Meeres, die Wunder der Erdbildung, die Granitblöcke, die Tiefen und was sonst das Land, das vordem unter dem Meere gelegen war, kennzeichnete, die Pracht der Wälder, die mächtigen Eichen, zwischen ihnen die üppigen Farrenkräuter; dann wieder

die Thierwelt, von den Kranichen und Nachtigallen bis abwärts zum Typhonkäfer — das reichte hin, um ihm die Heimat, welche so reiche Beschäftigung versprach, lieb zu machen.

Der Empfang bei Hofe war sehr gütig; und wenn es trotz alledem an Muth gebrochen hätte, so wäre dieser aus einem Schreiben Schellings gekommen, welcher mit gewohnter Herzlichkeit dem Freunde die unbedingte Billigung seines Schrittes aussprach und seinen neuen schwierigen Weg als eine höhere Führung anerkannte.

28. Zu Hause und auf Reisen.

Bei seiner Berufsarbeit wurde der neue Prinzenlehrer durch Fräulein von Bose, welcher er von Jena aus empfohlen war, wirksam unterstützt; in dem Hause der Frau von Both fand er Rath und freundliche Ruhe. — Begonnen ward das Tagewerk gleich am Montage nach der Ankunft, diesmal mit besserem Glück und Schick, als vor sieben Jahren in Nürnberg. Er begann mit dem Gleichniß von Blüthe und Frucht, Nutz- und Zierpflanze, welches er auf die verschiedenen Zwecke der Bildung anwandte, zeichnete darauf in der Geschichte der Kurfürstin Anna von Sachsen (1548—1585) das Bild einer ächten Landesmutter und schloß mit einer Andeutung des letzten Zieles allen Unterrichtes. Prinzessin Marie hörte heute und immer theilnehmend zu; die Kleinen schlossen sich kindlich vertrauend an ihn an und waren gar glücklich, wenn er ihnen fremde Länder beschrieb, Märchen oder Geschichten aus der Geschichte erzählte. Er war so durch und durch Lehrer, daß er sich sofort glücklich fühlte, wenn und wo er nur den Samen der Wahrheit ausstreuen konnte und so waren denn auch die Stunden, wo er unmittelbar in seinem Amte wirkte, die besten seines Aufenthaltes in Ludwigslust. Er klagt sich mancher Verirrungen und Fehler bei seiner Lehrthätigkeit an, wie es scheint, namentlich nach dem Erfolge und nach dem Eindrucke der lebenslänglichen Verbindung, welche de

nur dreijährigen Wirksamkeit folgte, mit Unrecht. Was ihm den Hof und dem Hofe ihn verleidete, hatte andere Gründe.

Auch sein Hauswesen, die geräumige Wohnung, die hübschen Gärten mußten ihm der Quell mancher Freuden werden; aber geistig und geistlich fühlte er sich einsam. Der Garteninspector Schmidt, der Dr. Brückner, der Maler Lenthe wurden ihm liebe Freunde, mit denen er sich dort begegnete, wo er heimisch war; aber die Nürnberger vermochten sie ihm nicht zu ersetzen. Die Kirche bot vollends nichts; er suchte seine Erbauung in der Predigt und in dem Umgange des genialen Predigers an der katholischen Kirche, Schultze, eines Mannes, welcher seine schönen Gaben in Münster unter Overberg zu mächtigen Kräften entwickelt hatte. Bei der geistlichen Dürre, unter deren Drucke damals Mecklenburg lag, schaarten sich die Gläubigen enge zusammen. Sie suchten und fanden sich. So ward Schubert an das Sterbebett einer alten Dame, der Frau eines Arztes gerufen, welche geistlichen Zuspruch ersehnte; er empfing dort mehr, als er gab. Er mußte sich dann aber auch die Zudringlichkeit verwirrter Köpfe und verirrter Herzen gefallen lassen, wodurch er nur verstimmt werden konnte.

Nun suchte er sein künftiges Arbeitsfeld, die Volksschule, auf; es konnte ihn, kalt und todt, wie es war, nicht ansprechen. Er hielt seinen Tadel nicht zurück, sondern sprach ihn an geeigneten und ungeeigneten Orten aus. Man fühlte an entscheidender Stelle selbst, daß eine Aenderung Noth thäte, und begrüßte den Vorschlag eines damals auswärtigen Landsmannes, die sogenannte Bell Lancaster'sche Weise, bei der die fähigeren Kinder zu Unter-Lehrern gemacht werden, einzuführen, mit Freuden. Niemand schien geeigneter, ein gültiges Urtheil zu sprechen, als der fremde gelehrte Tadler.

Der nun legte offen dar, was heute alle Welt weiß, daß es bei dem Unterrichte nicht genüge, den Kindern Kenntnisse beizubringen, sondern vielmehr darauf ankomme, sie zu tüchtigen

Menschen zu erziehen; diese Seite aber würde bei der gerühmten englischen Weise völlig übersehen. Dieselbe sei gewiß ein guter Nothbehelf, wo hunderte von Kindern einem einzigen Lehrer zugewiesen wären; aber in dem gesegneten Lande hier, dem es an Lehrkräften nicht gebräche, habe sie keinen Sinn; denn sie sei durch und durch äußerlich, ja todt. Es mag in dem Gutachten wohl auch das damalige Schulwesen des Landes nicht geschont, auch mit vollem Ernst, vielleicht mit jugendlicher Schärfe auf das letzte Ziel aller Volksbildung, ein gläubiges Christenthum, hingewiesen worden sein. Die Schrift erregte Befremden, Mißfallen, und der Verfasser hatte sich unmöglich gemacht. Man sprach nicht mehr von seiner dereinstigen Ernennung zum Seminardirector. Er fühlte den Grund und ward verstimmt; er begann es zu empfinden, daß er ein Fremdling bleiben werde, der von seiner rechten Straße abgekommen, im Dunkel der Nacht nur das Sternenlicht von oben zu einem Wegweiser durch die bahnlose Haide habe.

In dieser Erkenntniß bestärkte ihn eine Begegnung mit seinem Jugendfreunde Mohnike in Stralsund (vergl. S. 44). Der hatte eine schwere Lebens- und Arbeitsschule durchgemacht, aber sein Ziel fest im Auge und mit sich über seinen Lebensberuf im Klaren, hatte er sich hindurch gekämpft, ohne aus dem Gleise zu kommen. Im Vergleich mit diesem Lebensgange mußte allerdings Schubert an dem seinigen irre werden und sich sagen, daß er an der Stelle, auf welche Gaben und Neigungen ihn hinwiesen, auch für das Reich Gottes wirksamer arbeiten würde, als in seiner dermaligen Lage.

Zu der Reise nach Stralsund hatte ihm der Sommeraufenthalt, welchen er im Gefolge der Herrschaften in Doberan nahm, den äußeren Anlaß gegeben. Diese Badereise war überhaupt fruchtbringend. Der Naturfreund labte sich am Anblick des Meeres, den Forscher fesselte das Gethier des Ufers, wie die Medusen und ähnliche Meerthiere, den Lehrer ermunterte die

gehobene Aufmerksamkeit der Zöglinge und die Zufriedenheit von ihm verehrter Personen mit seinem Werke. Der Hausvater ward durch die Erlaubniß, Weib und Kind nachrufen zu dürfen, erfreut. Auch knüpften sich interessante Bekanntschaften. Der liebste Gast von Allen war aber Held Blücher, der alte Marschall Vorwärts. Das war nichts Kleines, an seiner Seite die Promenade lang gehen zu dürfen. Und damit das Glück vollendet werde, fügte sich bei Mohnike die Bekanntschaft mit dem Manne, welcher mit dem Schwerte des Wortes, mit der Kraft des Liedes den deutschen Helden die Bahn gebrochen hatte. Der Dichter des „deutschen Vaterlandes" und des Liedes von dem Gotte, der das Eisen wachsen ließ, Ernst Moritz Arndt, war damals in Stralsund; Arndt, welcher dem Vaterlande bezeugt hat, daß die Liebe zum Evangelium und die zur Freiheit sich nicht ausschließen, sondern sich bedingen. Das war so recht ein Umgang für Schubert — aber freilich war der deutsche Freiheitssänger damals schon übel berüchtigt, und bei Hofe verdachte man dem Erzieher der fürstlichen Kinder die Verehrung für ihn. Die Ferien, welche den Urlaub nach Stralsund gestatteten, reichten zu einer Reise nach Rügen aus. Die Insel ward von unserem rüstigen Ehepaare zu Fuß durchpilgert. Es war ein Eingang in eine neue reiche Welt; wie sahen sich die Wanderer in die alte Zeit der Sagen versetzt, welche jetzt für sie lebendig wurden, ja sie tauchten im Geiste in die Zeiten ein, da Gott der Herr noch an dem Erdgerüste bauete.

Weit über alle Herrlichkeit des Meeres, der Kreidefelsen und Granitblöcke ging ihnen aber die Freude an der Bekanntschaft mit einem hochbegabten Manne, dem sie empfohlen waren. Schubert erzählt davon:

„Es war spät am Abende, als wir in's Wirthshaus zu Altenkirchen kamen; über dem Feuer auf dem Heerde dampfte ein Kessel, darin ein großer Aal gesotten ward; Kartoffeln daneben. Der für unseren Geschmack und unser Vaterland köstliche,

seltene Fisch zog unsere Eßlust mächtig an. Wir bestellten uns sogleich ein Gericht dieser erwünschten Art, zugleich aber auch ein Zimmer und Betten zur Nachtruhe, denn wir waren recht von Herzen müde, so daß wir fast lieber noch viele Stunden bis zur Mitte des anderen Tages gefastet, als nur noch eine Stunde vom Schlafe uns enthalten hätten. Da fügte es sich, in unserer damaligen Stimmung hätte ich fast sagen mögen: unglücklicher Weise, daß irgend Jemand aus dem Hause des theuren Pfarrers Baier in's Wirthshaus kam. Ich gab den Brief von Mohnike an diese Gelegenheit ab, mit herzlichem Gruß und dem Versprechen, daß ich am nächsten Morgen den Herrn Pfarrer besuchen werde. Schon standen die Teller zum Nachtessen vor uns; die müden Augen wollten einmal über das andere sich zuthun, da that sich die Thür zu unserem Zimmer auf und der liebe Pfarrer Hermann Baier trat zu uns herein. Er ließ es nicht bei einer herzlichen Begrüßung bewenden, sondern kam uns gleich mit einem solchen Ungestüm seiner gastfreundlichen Liebe entgegen, daß er mich kaum zu Worten kommen ließ. Ich mochte einwenden, was ich wollte, alle die Gründe, die ich vorbrachte: unsere Schläfrigkeit, unsere bereits zum Uebernachten im Wirthshause getroffene Einrichtung und Anderes sonst, halfen nichts, er führte uns mit der Gewalt seiner Liebe als Gefangene in sein Haus, wo uns in der Gesellschaft, die wir da fanden, die Schläfrigkeit vergehen werde und ein freundliches Ruheplätzchen uns erwarte.

In einer Stimmung, welche in ihrer menschlichen Art der eines Postpferdes gleichen mochte, das den ganzen Tag sich müde gelaufen hat, und das man nun noch einmal aus dem Stalle herauszieht zum Anspannen, trat ich in die Gesellschaft ein, welche im gastlichen Hause des lieben Pfarrers versammelt war. Hier verging mir freilich, soweit dies leiblich möglich war, alsbald das Gefühl der hemmenden Müdigkeit, denn ich fand da unter den vielen Gästen den mir ehrwürdigen, theuren Elert

Bode, den Forscher und kindlich liebenden Freund des sichtbaren wie des unsichtbaren Himmels. Wie gerne hätte ich dem Manne meine dankbare Liebe und Ehrfurcht in gebührender Weise ausgesprochen, aber ich konnte es nicht, denn obgleich der Geist wieder munter geworden wie ein Roß, das die Sporen fühlt, konnte doch das Fuhrwerk den trägen Leib mit seiner Zunge, nur so mühsam und schwer von der Stelle ziehen, daß ich die gefüllte Theetasse, die mir gereicht worden, aus der Hand fallen ließ, und ich weiß nicht mehr was eigentlich? in vereinzelten Worten schwatzte, deren ich mich wohl in besseren Stunden geschämt haben würde. Dennoch ist mir die Erinnerung an das persönliche Begegnen mit dem Elert Bode noch auf Erden ein lieber Erwerb auf meinem Lebenswege geblieben.

Ich hörte da Vieles sprechen, das mir lehrreich und werth war; wir blieben, wie mir schien, lange bei einander sitzen; da verlangte der gute alte Bode nach seiner Ruhe, auch die anderen Gäste alle gingen auf ihre Zimmer, uns beide aber bat man, noch „ein wenig“ mit dem Pfarrer aufzubleiben. Nun das war wohl gut, und ich wie meine Hausfrau wären gern die ganze Nacht bei dem guten, frommen Manne sitzen geblieben, wenn nur die Schläfrigkeit nicht gewesen wäre. Das „ein wenig“ wollte mir fast zu viel werden, da kam die, eines solchen Bruders würdige Schwester des Baier, die Amalie, mit der Entschuldigung, daß es so lange gedauert, und zugleich mit der erfreulichen Kunde herein, daß nun auch für uns das Nachtlager bereit sei.

Ich erfuhr und bemerkte erst jetzt, welche Mühe der gute Pfarrer Baier mit uns, seinen gewaltsam aus dem Wirthshause entführten Gästen in sein Haus gebracht hatte. Die andern Gäste, die wir bei unserer Ankunft vorfanden, und deren Zahl nicht gering war, hatten zum Theil schon in der vorhergehenden Nacht Besitz genommen von allen disponiblen Zimmern, für uns war im Hofe, in einem Bretterhäuschen, das mir in der Erinne-

rung von thürmchenartiger Gestalt erscheint, ein Zimmerchen gefunden, zu dem man auf einem kleinen Treppchen hinaufstieg. Da hatte die geschickte sorgliche Hand der Schwester Amalie Alles so sauber und wohnlich eingerichtet, daß unsere Augen, so lange sie der Schlaf noch offen ließ, mit Wohlgefallen darauf, die Glieder aber in den reinlichen Betten mit Wohlbehagen ruhten. Dem lieben Baier und seiner Schwester war eine Mühewaltung der Art, wie wir ihnen gemacht hatten, nichts ungewohntes. Ihr Haus war, namentlich in der Sommerzeit, wenn die besuchenden Fremden nach Rügen kamen, fast jeden Tag und jede Nacht von Gästen gefüllt, wenn auch nicht immer in solchem Uebermaße, wie am Tage unserer Ankunft. Es war noch eines jener gastlichen Pfarrhäuser, deren Sitte W. H. Riehl so treu und wahr beschreibt, und von deren Art man namentlich in dem guten Württemberger Lande Gott Lob! noch viele finden kann. Wir Gäste haben es, als ich mit meiner Frau bei ihm war, dem guten Baier freilich arg gemacht.

Als wir am andern Morgen in unserer kleinen Warte erwachten und zur Familie des Pfarrhauses hinunterkamen, da fanden wir diese allein. Alle die Gäste, die wir am Abend im Zimmer gesehen, und von denen ich im Zustande der großen Ermüdung nur den ehrwürdigen Elert Bode und seinen Sohn in die Erinnerung aufgenommen, waren schon früh am Tage abgereist. Desto besser für uns: der Pfarrer Baier hatte jetzt Zeit und Muße genug, mir still zu sitzen zu dem kleinen Lebensbilde eines „Stillen im Lande," das ich vor dem Scheiden von der Insel Rügen noch aufgenommen habe, und das ich auch hier gern in das Reisetagebuch meines Lebens hineinzeichnen möchte.

Wenn man den Hermann Baier, wie dies von Allen, die ihn kannten, oft geschehen mochte, recht vorzugsweise einen musikalischen Mann nannte, so hatte man damit freilich zunächst nur seine seltene Begabung für die Tonkunst im Sinne. Ich aber fasse diesen augenfälligen Charakterzug seines

Wesens in einer weiteren, tieferen Bedeutung auf, wenn ich sage: Baier war eine so durchaus an Seele und Leib musikalische harmonisch wohlgestimmte Menschennatur, dergleichen ich auf Erden nur wenige gefunden. Ich bleibe bei der äußerlichsten Erscheinung des Charakterzuges zuerst stehen. Blieben doch wohl auch Vorübergehende am Garten des Pfarrhauses von Altenkirchen stehen und hörten mit innigem Wohlgefallen zu, wenn sie, besonders am Morgen und Abend den rührend schönen Gesang einer Männerstimme, begleitet von dem Saitenspiel einer Harfe oder Guitarre vernahmen, der aus der Gartenlaube sich hören ließ. Der Sänger war der Pfarrer Baier selber, der hier in der Stille in einem Liede zum Preise und zur Anbetung seines Gottes sich erhob, und der nicht nur durch Saitenspiel und Gesang einzelne Vorübergehende oder die nächsten Genossen seines Hauses und Herzens zur Andacht stimmte, sondern welcher dann, wenn er am Klavier als Meister der Tonkunst und des Gesanges sich erwies, in allen seinen Zuhörern mit dem musikalischen Gefühle des Gemüths, ja selbst die Gedanken des Geistes in wohlthuend mächtiger Weise erregte und belebte. Eine Seele, welche der seinigen am nächsten stand und am innigsten befreundet war, und die ihm von seiner Kindheit an bis zu seinem Ende schwesterlich begleitet hat, sagt von ihm sehr treffend: Die Musik war ihm zur Natur geworden; er setzte, so möchte ich sagen, Alles in Musik, sein Leben mit den Menschen und mit Gott. Am meisten sang er, von einem unwiderstehlichen Drange seiner Natur bewegt, wenn sein Herz so recht von Liebe zu Gott und den Menschen erwärmt und ergriffen war. In seiner Kirche, wo die Gemeinde noch das alte pommersche Gesangbuch mit seinen guten Liedern und die alten Gebräuche des Altargesanges sich erhalten hatte, konnte man seine Stimme mit ihrem milden und doch so männlich starken Tone nicht ohne Rührung hören; zu dem Kinde, das ihm Gott in seiner Ehe schenkte, hat er in den ersten Jahren fast mehr gesungen, als gesprochen. Auch dann, wenn sein liebendes Gemüth am schmerz-

lichsten sich beengt und gedrückt fühlte, pflegte er den Schmerz zur Ruhe zu singen, und selbst das Gefühl der inneren oder äußeren Verödung und Zerstreuung vertrieb er sich und Anderen durch Gesang. „So, wenn er in großer Gesellschaft bei Tische saß und etwa die Unterhaltung fad oder einsilbig wurde, fiel er so mächtig mit einem schönen Liede darein, daß das unerfreuliche Gespräch der Andern zum Schweigen wurde, oder daß das vorher eingetretene Schweigen wieder zum Worte kam. Auch in der Fremde, da er als Erzieher der Knaben der Frau von Gordon, mit dieser Familie auf Reisen war, pflegte er das Heimweh nach seiner stillen Insel, das ihn nicht nur in dem geräuschvollen Paris, sondern selbst in der Schweiz ergriff, zur Ruhe zu singen.

Die musikalisch-harmonische Stimmung seines Wesens gab sich aber nicht nur in seinem Gesange und Saitenspiele, sondern in seiner ganzen äußeren Erscheinung kund. Sein Angesicht, als ich dasselbe sah, war bleich, aber in seinen Zügen lag der Ausdruck einer Ruhe und eines Wohlwollens, der sich auch ohne Worte verständlich machte. Die feste, gerade Haltung seines Körpers, in welcher er dem fremden Gaste rüstig und freudig entgegentrat, ließ diesem es nicht errathen, wie sehr dieser Körper so eben im Gefühl der Kränklichkeit gebeugt war. Die feine Zucht und Ordnung, die in seinem Innern war, trug er dann auch, wo er nur konnte, auf seine äußere Umgebung über. Nicht nur jedes ungebildete Wort, sondern auch jede nachlässige Haltung des Körpers und der Kleidung verwies er denen, die seiner Zucht und Pflege befohlen waren, jede kleine Unordnung in seinem Hause, das schiefe Hängen eines Bildes oder Spiegels, die unsymmetrische Stellung irgend eines Gegenstandes im Zimmer oder die eines Baumes, den er gesetzt hatte im Garten, fiel seinem Auge empfindlich und wurde von ihm verbessert. Namentlich wurde durch ihn der zum Pfarrhause gehörige Grund aus einem sumpfigen, höckerigen Boden in ein ebenes Wiesenland, der Garten, welcher vorhin eine Wildniß voll dichter Gebüsche gewesen,

wurde von ihm in einen wirklichen Garten voll nutzbarer Bäume umgewandelt, in welchem man ohne Aufhören von der Zeit an, da der Schnee die Beete verließ, bis dahin, wo er sie von neuem bedeckte, Blumen der verschiedensten Arten sah. Doch in ihrer bedeutungsvollsten Gestalt zeigte sich diese Liebe zur harmonischen Ordnung und Zusammenstimmung aller Einzelnen zu einem wohllautenden Ganzen in seiner Wirksamkeit auf die Schulen, auf die inneren und äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, auf die Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens in den Häusern und Herzen. Welche Aufgabe dieser Art lastete auf ihm während der langen militärischen Einquartierung, in den Jahren der napoleonischen Kriege und Besitznahme des Landes. Damals kam ihm die Bekanntschaft, welche er in Paris mit den Franzosen und ihrer Sprache gemacht hatte, gar sehr zu Statten.

In diesem Allen gab sich die musikalisch-harmonische Natur seines ganzen Wesens kund; es war, als hätte er, wie Orpheus, die Außenwelt, die ihn umgab, in Ordnung und in Frieden gesungen. Was ist es aber, das der Seele des Thieres wie der Seele und dem Geiste des Menschen diese allbewegende, schöpferische Macht des Gesanges gibt? Sind es nicht allein das Sehnen und der Schmerz der Liebe, welche den Vogel zum Gesange anregen; kann die Weihe der wahren, ächten Dichtkunst wo anders her, als aus einer Liebe kommen, welche dem Geiste einen um so höheren Aufschwung gibt, je höher sie selber geht? Wer den Pfarrer Baier als liebreichen Freund aller Kinder, unermüdeten Tröster der Kranken und Betrübten, als Freund in der Noth, welcher durch seine That der Bitte und Hülfe schon zuvorkam, wer ihn in der Geschäftigkeit des alten Machtdolph als Gastfreund, wer ihn vor Allem im Kreise der Seinigen und der näheren Freunde gesehen hat, der weiß es, daß der Lebenshauch in ihm, der zum Gesange die Stimme, zum Spielen der Saiten den Ton gab, nichts Anderes war, als die Liebe, — eine Liebe, die in der

beständigen That sich bekräftigt, in der erbarmenden Theilnahme an fremdem Leid sich verzehrt.

Hierüber wäre viel zu sagen, für welches der Umfang dieses kleinen Lebensbildes keinen Raum läßt. Ebenso viel aber über das, was den Harmonieen des Lebens in dieser treuen Seele ihren Takt gab, die Saiten seines inneren Harmonikons in ihrer rechten Stimmung erhielt. Dieses that die Demuth, den Takt aber gab die Arbeit, sowohl jene leibliche, die er im Schweiße des Angesichts sich täglich auflegte — die mühsamste und schwerste war ihm hierbei die liebste — als auch die geistige an den Seelen seiner Gemeinde. Er hat in seinem Kreis als ein zweiter Oberlin die Wüste gebaut und in einen Garten Gottes verwandelt. Du theurer Mensch! das Wirken und die Geschichte deines Stilllebens auf Rügen ist wie ein Lied, dessen Ton und herzerhebenden Inhalt der Wanderer bei Nacht hört, ohne den Sänger zu sehen. An dem Getümmel deiner Zeit, an ihrem Haschen nach Ruhm und nach Effekt bist du still vorübergegangen; du hast deinen Lohn auf Erden nicht dahin genommen; deine Beilage ist dir bewahrt!

Während ich noch mit Baier, und, wenn ich nicht irre, mit seinem Schwager Franke aus Bobbin, im traulichen Gespräch war, kam Freund Mohnike auch dazu, um uns in bequemem und und leichtem Fuhrwerke nach Stralsund abzuholen, und zugleich, um seinen vieljährigen Freund Baier zu sehen. Sein anfänglicher Plan war es gewesen, uns nach Bergen und noch an einige andere Hauptorte der Insel zu führen. Seine Amtsgeschäfte forderten aber schnelle Heimkehr, und auch die Zeit meines genommenen Urlaubs ging zu Ende. Ich hatte ja das Beste gesehen, was für mich die Insel enthielt, den Hermann Baier, den ich, wäre ich wenig Jahre nachher gekommen, im Grabe gefunden hätte. Noch an demselben Tage machten wir uns auf den Weg, setzten auf der Wittower Fähre über, warfen noch einen Abschiedsblick auf das süße Ländchen Hiddensee, hörten, als das Dunkel einbrach, den violinenartig lautenden Gesang der wilden Schwäne,

sahen die Feuer der Häringsfischer im Meere, trafen zwischen Mitternacht und Morgen in Stralsund ein. Und schon am anderen Tage schied ich aus dieser lieben Stadt, in der ich noch manche mir theure Bekanntschaft machte, an deren Erinnerung ich hier vorübereilen muß."

29. Altes und Neues.

Da das Amt in Ludwigslust viel Muße ließ, so durfte die Feder nicht ruhen; die Vorlesungen über die Nachtseite wurden mit verändertem Anfange neu aufgelegt; der dritte Theil (II, 2) der Ahndungen vorbereitet, der aber erst später erschien. Fr. v. Meyers „Blätter für höhere Wahrheit" erhielten Beiträge. Bedeutsamer als alles das war ein andres Buch. Entwurf und Anfang war noch in Nürnberg zur Zeit der engsten Gemeinschaft mit Kanne geschrieben. Es sollte von der Wahrheit zeugen, die den Verfasser selbst so froh und frei gemacht hatte. Mußte doch jenes Jahr 1815, wo so eben durch den siegreich beendigten Freiheitskampf in dem deutschen Volke mit dem äußeren menschlichen Ernste des Lebens auch ein innerer göttlicher Ernst zu erwachen schien, Allen, denen das Gedeihen dieses neuen innern Lebens am Herzen lag, als die rechte Zeit und Stunde erscheinen, an dem Werke der Wiederbelebung der christlichen Gesinnung Theil zu nehmen. Nicht an die Gelehrten, sondern an das Volk, besonders an die für das einfältige Bekenntniß der Wahrheit noch empfängliche Jugend, sollte nicht mit Kunst der Rede, sondern in der Kraft des Glaubens geredet werden. —

So bezeichnet Schubert den Plan seines Werkes. Der Verlag ward auf der Reise von Nürnberg nach Ludwigslust an Reclam in Leipzig unter Bedingungen, die einem Geschenk ähnlich sahen, gegeben, weil dieser durch die Schlacht im October 1813 furchtbare Verluste erlitten hatte. Noch vor der Abreise nach Doberan war der letzte Bogen geschrieben und im darauffolgenden Winter lag das Buch vor. Es trug den Titel „Altes und Neues

aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert." Gewidmet war es Emil von Herder, dem Freund der frühesten Jugend, und der treuen Lebensgefährtin und Freundin Julie Schubert, geb. Steuernagel. Die Vorrede entschuldigte den Titel, der auf den ersten Blick Vielen für den Inhalt zu vornehm dünken, sich aber später vielleicht von selbst rechtfertigen würde; dann erbat sie Nachsicht für das Ungenügende der Arbeit und fuhr fort: „Der Vortag eines großen Frühlings ist gekommen; es blühen viele Bäume auf, nicht weil sie einer dem andern die Mode nachmachen, sondern, weil der gemeinschaftliche Strahl von oben sie zum Blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsstürme werden auch nicht ausbleiben! da werden schon ohnehin die meisten Blüthen, die noch keine Frucht angesetzt haben, und manche schwache Fruchtansätze selber wieder abfallen, und nur der gesunde Baum wird seine Früchte festhalten. Indessen laßt immer nur im Frühling bei den Bäumen die Mode des Blühens gelten."

Das Buch zerfällt in zwei große Abschnitte, deren jeder wiederum in eine Reihe von kleineren. Der erste führt die Aufschrift: Ich schreibe euch Kindern, denn ihr kennet den Vater. 1) Ihr kennet Ihn aus den Werken, aus der Natur. 2) Ihr kennet Ihn aus den väterlichen, wunderbaren, oft dunklen, aber immer liebenden Führungen Eures Lebens. 3) Ihr kennet Ihn aus der Kraft seines Wortes. 4) Ihr kennet ihn aus der Erfahrung selber; aus dem unmittelbaren Umgange mit Ihm im Gebete. Der zweite, kürzere Abschnitt: Ich schreibe Euch Jünglingen, denn Ihr habt das Böse überwunden, handelt nach längerer Einleitung von dem falschen Selbstvertrauen, dem Stolze der Natur, um dann den Glauben und die Früchte des Glaubens zu rühmen.

Trotz dieser sorgfältigen Eintheilung und Anordnung ist das Ganze doch nur eine in sich zusammenhängende, durch eine

reiche Sammlung von Beispielen aus dem Leben der Menschen unterstützte Rede von der Treue und Barmherzigkeit Gottes. Fast möchte ich es Reden über die Religion an die Ungelehrten unter ihren Verächtern nennen; aber es ist mehr; es ist ein einiges Loblied. — Der Prediger, welcher in demselben die Jugend zur Anbetung und zum Dienste des Gottes, der ihn selber selig macht, anwerben will, steht nicht mehr in den Vorhallen des Glaubens. Er kennt das Heilmittel, in dessen Kraft das schwächste, kränkeste Herz stark und gesund zu sein vermag, und fügt zu dem Bekenntniß des Apostels: ich vermag Alles durch den, der mich mächtig machet, Christus, hinzu: „Aber auch nur durch Ihn, außer Ihm nichts. Ja, nichts außer Ihm; mit und in Ihm Alles“ (S. 239), oder er sagt: „Ich möchte jetzt keinen Gott mehr, als den Gott in Christo, dem ich Armer Alles sagen, Alles vertrauen, den ich um Alles bitten darf, so klein es auch sei, dem ich mich nahen darf, wie elend ich auch sei“ (S. 229).

Einen besonderen Werth geben dem Buche die vielen eingestreuten Geschichten. Ein großer Theil derselben ist den Basler Sammlungen entnommen; der größere den eignen Erfahrungen des Verfassers, und die besten sind von ihm selbst erlebt worden. —

Wer heute „Altes und Neues“ liest, wird sich durch die milde Wärme, die gefällige Sprache und den tiefen Ernst, die darin herrschen, angesprochen fühlen; aber bei dem Reichthum an verwandten Schriften, den wir jetzt haben, bei der Menge der Nachbildungen, die es erfahren hat, und bei der Verbreitung, welche einzelne Auszüge daraus gefunden haben, schwerlich eine Vorstellung von dem Werthe gewinnen, den es für seine Zeit hatte. Derselbe kann kaum überschätzt werden. Ich habe Männer von ernster christlicher Gesinnung und tiefem Verständniß für die Wahrheit gesprochen, die mir sagten, daß die Lectüre von „Altes und Neues“ ihrem Leben eine andere Wendung gegeben hätte. Ein Zeugniß

dafür, daß dies Buch ein Ereigniß war, und daß sein Verfasser, selbst wenn es sein einziges gewesen wäre, mit Befriedigung auf sein Leben zurückblicken dürfte, haben wir in der Aufnahme, welche es bei den Zeitgenossen fand. *Claus Harms* bedankte sich bei dem Verfasser und pries den Beruf eines christgläubigen Volksschriftstellers hoch und heilig. *August Neander*, der Geschichtsschreiber der christlichen Kirche, hielt es der Mühe werth, den Mann, welchem er solch' ein Buch verdanke, in den nächsten Ferien persönlich aufzusuchen.

Schubert hatte als Schriftsteller die Bahn beschritten, auf welche er gehörte; er hat seitdem in vielen Büchern erzählend und lehrend zum Volke, vorzüglich zur Jugend geredet; und die Liebe zu dem Worte Gottes, den Glauben an seine väterliche Führung manchem Herzen nahe gebracht. Er ist auch treulich damit fortgefahren, aus seinem reichen Lebensschatze weiter *Altes und Neues* zu geben; es sind im Ganzen sechs Bände erschienen. Der zweite gab das Leben des Johann Tobias Kießling und einiger seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken, und machte außerdem seine Leser mit den in Süddeutschland wohlbekannten und vielgesegneten Pfarrern *Flattich* und *Machtdolph* bekannt. Der dritte enthält neben zwei Biographieen die weithin bekannten „*Mittheilungen aus dem Reiche*", welche zuerst in der Evang. Kirchenzeitung gestanden haben. Der vierte ist in zwei Abtheilungen erschienen. Die erste bringt *Erzählungen von Liedern*; die zweite *Erzählungen und Briefe von Reisen*. In diesen Erzählungen von Reisen gibt der Greis — sie sind 1841 erschienen — eine Geschichte seiner Jugend. Nach dem Eindruck, den sie auf mich machten, sind sie das Beste, was Schubert überhaupt geschrieben hat.

Alle vier Bände werden hierdurch jeder Jugend- und Volksbibliothek angelegentlich empfohlen.

Die neue Folge war hauptsächlich biographisch. Auch sonst hat uns Schubert, da er aus eigner Erfahrung wußte, wie mächtig er durch Lebensbilder ergriffen wurde, deren viele gezeichnet. Er wählte seine Helden aus denjenigen Kreisen christlichen Lebens, denen er persönlich näher getreten war; z. B. Wittmann, Owerberg, Spleiß und Krafft; oder aus der Geschichte der evangelischen Kirche; wie Anna Zwingli, Oberlin, oder aus denen, die voll Glaubens an Gott zum Heil der Welt große Thaten verrichteten; wie Fr. Drake, Joh. Kepler, Prinz Eugen und Chr. Columbus.

So günstig das Urtheil über sein Buch auf der einen Seite war, so ungünstig mußte es auf der andern sein. In Mecklenburg, im Lande wie bei Hofe, erregte es Unwillen. Es erschienen Schmähschriften gegen ihn; selbst einer seiner Gönner, ein alter Herr in Jena, an dessen Wohlwollen ihm viel lag, äußerte, wenn Schubert mehr solche Bücher schreibe, durch welche sein bisheriger Ruhm verdunkelt würde, so werde man sich von ihm lossagen müssen.

Um jene Zeit hatte er, darum angegangen, mehrere junge Theologen in Hauslehrerstellen nach Ludwigslust gezogen. Einer von ihnen, Adolf Zahn, nachmals Pfarrer in Giebichenstein, schloß sich ihm als einem geistlichen Führer an, durch den er sich für eine lebendigere und gemüthvollere Auffassung des Evangeliums gewinnen ließ. Ihm theilte Schubert mehrere Goßner'sche Schriften mit, die er sich hatte aus Nürnberg kommen lassen. Eine davon war aus dem Französischen übersetzt: „das menschliche Herz in Bildern". Zahn las sie mit seinen Schülern; die Bilder, welche z. B. die Völlerei unter dem eines Schweines darstellen, sind stark. Sie wurden bei Hofe gezeigt. — Natürlich gerieth man in eine gebührende sittliche Entrüstung, und nur Wenige nahmen die Sache so leicht, wie der Großherzog. Dieser rief beim Ausreiten einem seiner Freunde zum Fenster herauf: „Hören Sie, der große Doctor und Professor verbreitet Bücher, worin ein Schwein verklärt wird." Die Aeußerung bezeugt zur

Genüge, daß der Bezeichnete auch sonst kein Günstling war. Wie er aber seit jener Zeit als Finsterling, Mystiker, Pietist, dabei aber auch als Aufrührer verschrieen ward, ist für Jeden, der nicht Aehnliches zu erdulden braucht, erheiternd.

Als Kotzebue ermordet worden war, theilte eine Hofdame das Ereigniß unserm Schubert mit und sagte dann: „Man hat bei dieser Gelegenheit einen großen, geheimen Bund entdeckt, dessen Mitglieder sich verschworen haben, alle Mystiker und Pietisten, wie den berühmtesten derselben, den Kotzebue, zu ermorden. Das sollten sich doch alle zur Warnung dienen lassen, die dem Pietismus huldigen, denn wenn es dem Vornehmsten unter ihnen so erging, was haben die Andern zu erwarten?“

Beunruhigender und noch grundloser als der Verdacht des Mysticismus war der, daß „der große Doctor“ staatsgefährliche Ansichten habe. Diese Meinung war aber so verbreitet, daß ihr der wohlwollende Prinz Adolf in einer offenen Frage Ausdruck gab. Ob die beruhigende Antwort Glauben gefunden hat, steht dahin.

Unter diesen Anfeindungen fast erliegend, fand er an dem berühmten, erst kürzlich verstorbenen preußischen Rechtslehrer Karl von Savigny eine Stütze. Dieser gewann bei einem Besuch in Ludwigslust unsern Schubert sehr lieb, und bei dem hohen Ansehn, in welchem derselbe überall stand, blieb das nicht ohne Wirkung.

„Ich weiß Vieles,“ schreibt der, „was ich dem Besuche Savigny's in Mecklenburg zu danken habe, und weiß vielleicht nicht Alles.“

30. Hangen und Bangen.

Das Maß seiner Prüfungen war noch nicht gefüllt. Ein neues Kreuz legte sich ihm in dem fast zur Schwermuth gesteigerten Heimweh Juliens auf, der sonst so heiteren Frau. Die tiefe Verstimmung seines Gemüthes wirkte auch auf seinen eignen Körper störend ein, in dem sich ein hartnäckiges Leberleiden fest-

setzte, das ihn späterhin noch vielfach gequält hat. Seine kleine Selma ward, von einem Nervenfieber ergriffen, an den Rand des Grabes geführt. —

Eine Erlösung schien sich nur durch eine Rückkehr nach Baiern ermöglichen zu lassen; denn der Gedanke, noch einmal wie vor zehn Jahren als praktischer Arzt sein Heil zu versuchen, stieg zwar in ihm auf, aber der Blick auf die beiden Kinder, die Erwägung des höheren Lebensalters und der bisherigen Verwöhnung ließen ihn sofort wieder fallen. Den Weg an eine bairische Hochschule konnte nur ein Brief an Herrn von Lerchenfeld eröffnen; Schelling hatte dazu ermahnt, Freunde drängten, dennoch war ein Anstoß, welcher höheren Ursprungs zu sein schien, nöthig, ehe alle Bedenken überwunden waren. Der Minister — das war jetzt der hohe Gönner — antwortete umgehend, ohne ein strafendes Wort, ohne eine Erinnerung an seine Warnungen und Bitten. Wir sind es dem sonst vielgescholtenen Manne schuldig, sein Schreiben ausführlicher mitzutheilen und dadurch einen Blick in sein weiches Herz zu geben.

„Mit inniger Theilnahme habe ich, mein lieber, theurer Schubert, Ihren herzlichen und vertrauensvollen Brief gelesen. Wohl dachte ich mir, daß es einen tiefen Grund haben müsse, warum Sie mir so lange keine Nachricht gaben, und da ich Sie nicht ohne Besorgniß so fern von Ihren Freunden und von den Ihnen so lieb gewordenen Verhältnissen ziehen sah, so besorgte ich jene düstere, schmerzliche, wehmüthige Empfindung, die Ihr lieber Brief dem Freunde darstellt. Ja, mein guter, lieber Schubert, es ist ein ungemein schmerzliches Gefühl, sich in einem Verhältnisse zu finden, das uns eine unser Inneres nicht befriedigende Thätigkeit anweist, und wo wir demnach selbst fühlen, daß wir in diesem engen Kreise uns nicht mit der nöthigen Freiheit und Sicherheit bewegen, um ihn ganz auszufüllen und in demselben wenigstens so viel als möglich zu leisten." Darauf geht er sorgfältig auf den besondern Inhalt der ihm gewordenen Eröffnungen

ein. Er begnügt sich nicht mit der Hoffnung, daß Gott nach Schuberts Wunsch jener Wissenschaft, die den Geist erhebt und das Gemüth veredelt, sein ganzes Leben mit ungetheilter Kraft zu weihen, erfüllen werde, sondern er hat auch Schritte dafür gethan, mit dem Unterrichtsminister Rath gepflogen, dessen Ergebnisse er mittheilt. Es ist Hoffnung auf ein Stelle in Erlangen da. „Und bis dahin, mein guter, lieber Schubert, seien Sie gutes Muthes und machen Sie, daß, wenn Sie den kälteren Norden verlassen, Sie dennoch daselbst ein tiefes Andenken in den Herzen ihrer Zöglinge zurücklassen, was bei Ihnen zuverlässig der Fall sein wird. Auch bei Hofe wird Ihnen die gerechte Anerkennung nicht entgehen. Suchen Sie nur selbst alle Schüchternheit zu entfernen und in ruhiger Bescheidenheit, ungezwungen und natürlich sich in diesem Kreise zu bewegen, in dem bescheidene anspruchslose Menschen zwar nie eine Hauptrolle spielen, aber dennoch oft von allen Theilen zum meisten geehrt sind." Jetzt wird er noch vertraulicher, erzählt von Schweigger, von Emil v. Herder, von dem Ergehen der eignen Familie. „Nun leben Sie wohl, guter lieber Schubert! Vertrauen Sie auf Gott, der Sie Ihrer Bestimmung wiedergeben wird, behalten Sie guten Muth, heitern Sinn und den festen Vorsatz, so lange Sie in Ihren Verhältnissen noch bleiben, sich ihnen mit Liebe und herzlicher Ergebung zu widmen, dann wird Alles recht werden. Schreiben Sie von Zeit zu Zeit Ihrem herzlich ergebenen Lerchenfeld."

Wer selbst durch thörichtes Vertrauen auf Menschenworte in einen Platz, an den er nicht gehört, eingepfercht und eingedornt ist, der weiß es, welch' einen Sonnenschein so ein Brief in das Dunkel der gewöhnlichen Zeiten bringt, weiß es auch, wie der Sinn so gern aus der Möglichkeit die Wahrscheinlichkeit, aus dieser die Gewißheit macht. Da kommt es denn wohl, daß der letzte Rath eines solchen immer wieder gelesenen Schreibens verhallt und der Geist sich in der gehofften Zukunft einheimelt, der Gegenwart aber immer mehr entfremdet.

So geschah es auch hier. Die nöthigen Bewerbungen waren ausgegangen; der Erfolg war sicher. Endlich traf der lang erwartete schwere Brief mit dem Siegel der hohen Schule von Erlangen gerade an dem Morgen an, wo Schubert mit seiner Frau zum Abendmahl gehen wollte. Er ließ ihn, damit er gesammelt bleibe, uneröffnet liegen und hatte wohl daran gethan, denn er brauchte die ganze neu geschenkte Kraft, um das Nein zu ertragen, welches er las. In die erledigte Stelle war Nees von Esenbeck berufen, ein vier Jahre älterer Mann, seiner Zeit der erste Meister in der Pflanzenkunde, ein Gelehrter, dessen Ueberlegenheit der abschläglich Beschiedene anerkennen mußte. Dennoch war er fast niedergeschmettert. Der Unterricht bei Prinzessin Marie hatte noch ein Jahr zu dauern; es war völlig ungewiß, was dann mit ihm werden sollte; nur das Eine wußte er, daß ihm seine glänzende äußere Lage bleiben werde; diese war er zu opfern bereit. Er war mit sich darüber völlig in's Klare gekommen, daß die Wissenschaft, für die er lebte, kein Kleid sei, das man abthun könne, sondern ein Theil seines innersten Wesens, daß jeder Weg, welcher ihn von ihrem Dienst entferne, nur ein Irrweg sei; kurz, daß er den Beruf habe, die Uebereinstimmung der göttlichen Offenbarung im Buche der Natur mit derjenigen in der Heiligen Schrift zu zeigen, denn auch an dem Reiche Gottes solle er als Naturforscher bauen helfen. Diese Ueberzeugung gewann eine solche Kraft in ihm, daß er nicht nur dem Hofmarschall von Oertzen erklärte, er sei gesonnen, sobald der Unterricht bei der Prinzessin vollendet sei, Mecklenburg zu verlassen, sondern daß er auch eine Anstellung in Preußen, welche ihm Savigny antrug, ablehnte, weil sie ihm ein fremdes Arbeitsfeld überwiesen haben würde.

So kam der Herbst 1818 und mit ihm die Hülfe heran. Nach und nach wurden die früheren Lehrer des Nürnberger Realinstitutes fast sämmtlich in Erlangen wieder vereinigt Zuerst kam Schweigger dahin. Der ließ es sich sehr angele-

gen sein, die Freunde, namentlich den entferntesten derselben, nachzurufen. Die sehr geringe Besoldung der jüngeren Professoren führte einen raschen Wechsel herbei. Dr. Goldfuß, bald nach ihm auch Dr. Nees, wurden nach Bonn berufen. Die erst-erledigte Stelle und die zeitweilige Vertretung der anderen ward Schubert in der ehrenvollsten Weise übertragen. Nicht nur wählte ihn der Senat einstimmig, sondern auch gegen akademische Sitte einzig, so daß er allein dem Minister vorgeschlagen ward. Am 20. Oktober erhielt er seine Ernennung. Es ward ihm sehr viel Arbeit aufgelegt, und der Lohn war so gering, daß er Gegenvorstellungen machte und wenigstens die Hälfte von dem verlangte, was ihm in Mecklenburg gewährt worden war.

Dort zu kündigen war nichts Kleines, und nur die äußere und innere Gebundenheit, aus welcher die Bitte um Entlassung hervorging, machte es möglich, bei derselben stehen zu bleiben. Die Verhältnisse waren merklich bessere geworden; selbst der alte Großherzog hatte dem Lehrer seiner Enkelkinder ein Zeichen seines Vertrauens gegeben, indem er ihm die bergmännische Untersuchung seines Ländchens übertrug. Der Erbgroßherzog blieb in seiner Güte unverändert. Seine Verbindung mit der Prinzessin Auguste Friederike von Hessen-Homburg hatte einen neuen guten Geist in das Leben am Hofe gebracht.

Der Minister von Plessen ward mit den Verhandlungen, durch welche Schubert veranlaßt werden sollte, in Mecklenburg zu bleiben, betraut. Der Gewandtheit, der Zartheit und dem Ernste gegenüber, welche dieser hochgebildete Herr in den wiederholten Besprechungen wirken ließ, hatte die Weigerung einen schweren Stand. Jedenfalls ward sich der plötzlich von so viel Güte umgebene Mann bewußt, daß er am Hofe nicht ganz recht gehandelt hatte. Es lag etwas von Undank in dieser Form des Abganges, und doch war das Herz ohne Schuld an demselben, denn alle Schritte waren in der Ueberzeugung geschehen, man werde sich der Kündigung freuen. War doch auch nicht zu leugnen,

daß in die aufgegebene Wirksamkeit ein Anderer mit vielleicht besserem Erfolge eintreten würde. Hat er in der Weise, wie er von Mecklenburg wegging, gefehlt, so war das doch nur eine Folge seiner unbedachten Annahme des für ihn nicht geeigneten Amtes, und wir wollen es ihm nicht verdenken, daß er dem Zuge seiner Natur folgte. Ihm selbst ist das Herz recht schwer gemacht worden — durch die Liebe der Kinder, durch überraschende Erweisungen der fürstlichen Huld, am meisten durch die herzliche Frage des Erbgroßherzogs, ob er denn nicht, wenn er zur Regierung gelangt sei, werde zurückkommen wollen. Man schreibe ihm das männliche **Nein**, mit dem er antwortete, hoch an; es ist ihm keines im ganzen Leben saurer geworden; doch hätten Beide den Schmerz solcher Trennung nicht zu erfahren brauchen. Der Erbgroßherzog ging schon im folgenden Jahre seinem Vater in den Tod voran.

Es lag in Schuberts Persönlichkeit, aber auch in der Weise, wie er die Kirche als eine geisterfüllte Gemeinde der Heiligen ansah, daß er es nicht über sich gewann, irgend einer Stätte vorüberzugehen, wo er ihm gleichgesinnte Männer wußte. Darum kehrte er noch vor seiner Heimreise nach Baiern, resp. auf derselben, in Hamburg, Lübeck, Berlin und Dresden ein.

31. Zur Entschuldigung.

Der Strom, in dessen gesegnetem Gebiete Schubert geboren ist, der Elbstrom, entspringt in der reizendsten Gebirgsgegend. Ehe er noch die erste Meile von seinem langen Laufe zurückgelegt hat, haben sich schon zahllose Quellen und Bächlein in ihn ergossen. In überraschenden Krümmungen richtet er seinen Gang, der sich erst dem Donaugebiete zu nähern schien, nach Nordwesten hin. Noch immer tragen ihm allerlei Nebenflüsse vom Böhmer Wald, vom Mährischen Gebirge, vom Schlesischen Riesengebirge, aus den Bergen Thüringens her die Wasser zu, und er geht, die freundliche Landschaft ab-

spiegelnd, munter dahin. Allmählich wird sein Lauf ruhiger, er tritt aus den Bergen und Hügeln in die Ebene heraus; noch einmal fließt ihm gerade an der Stelle, wo er seinen, zuletzt der Ostsee zugewendeten Weg plötzlich nach der Nordsee richtet, die Havel zu. Bis dahin verfolgt ihn die Beschreibung Stunde für Stunde; jetzt aber, wo er erst recht dienstbar wird, Mühlen treibt, Kähne trägt und zuletzt Seeschiffe, hat sie nur noch wenige Worte.

Das Leben meines Gotthilf Heinrich Schubert hat viel Verwandtes mit dem Gange des Stromes seiner Heimat, und die vorliegende Darstellung soll in diesem Gleichniß ihre Entschuldigung finden. So lange der Held derselben sich mehr oder minder leidend fremden Einflüssen hingab, so lange ihm sein Gang von außen her gegeben ward, so lange wir selbst noch nicht zu bestimmen vermochten, wo derselbe münden würde, so lange hatte das Einzelnste Wichtigkeit, das Kleinste Bedeutung. Jetzt sind wir nahe an die Stelle gelangt, von welcher an sein Schritt fest und wandellos nach einem klar erkannten Ziele hingeht, wo sein Leben mehr ein Geben, ein Schaffen und Wirken, als ein Empfangen ist; wo die Einwirkungen von Außen, welche natürlich nie aufhören werden, mehr bewahrender und stärkender, als leitender Natur sind. Nur einige derselben, die mächtigsten, sind ausführlicher zu schildern; dann aber dürfen wir kurz sein: Die Schule der Wandelungen und Wanderungen ist überwunden, und vor uns liegt die That des Lebens, um in Schuberts eignem Worte zu reden, eines Lebens, welches Vielen zum Segen ward.

IV.

Der freundliche Führer aus den Reichen der Natur in's Himmelreich.

---

32. Die alten und die neuen Freunde.

Erlangen war eine Stadt ganz anderer Art, als das nachbarliche Nürnberg; wenn sich hier Alles vereinigte, was dem Orte ein eigenthümliches Gepräge geben konnte, der alte deutsche Geist noch die volle Herrschaft behauptete, so war in der Hauptstadt der früheren Markgrafschaft Anspach alles Besondere fast verwischt. Wunderlicher Weise war nicht blos die umwohnende Bevölkerung, je nachdem man sich nord- oder südwärts wendete, eine verschiedene; auch die Natur trug etwas von dieser Abwechselung an sich. Natürlich versöhnten sich nun in dem großen städtischen Mittelpunkt die Gegensätze der ländlichen Umwohner; auch das frühere Hofleben, und die hohe Schule trugen dazu bei, den Unterschied gegen Nürnberg scharf hervortreten zu lassen.

Schon daraus, daß er diesen selbst hervorhebt, geht hervor, daß sich Schubert in seiner zweiten baierischen Heimat zuerst nicht ganz so glücklich fühlte, als nach Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten in der ersten. Wohl ist es ihm aber doch gegangen, und je länger, je besser. Ein angenehmes Hauswesen, gute Freunde und getreue Nachbaren waren ihm gegeben.

Zunächst die alten Freunde. Unter ihnen tritt durch die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Neigungen, durch das freundliche Entgegenkommen seiner Schwester, welches die erste Ein-

richtung des Hauses gar sehr erleichterte, und durch sein persönliches Verdienst um die Berufung Schuberts nach Erlangen, Schweigger besonders hervor; Kanne dagegen freute sich zwar an seinem Theile nicht weniger über die Ankunft des Freundes, konnte aber in ein recht inniges Verhältniß zu ihm nicht mehr kommen; ja es trat eine gewisse Entfremdung ein. Der ernste und strenge Mann sah mit seinem offenen Auge die Gefahren voraus, welchen sich die Naturwissenschaft auf dem von ihr eingeschlagenen Wege preisgab, und zugleich diejenigen, welche durch ihre Verirrungen dem Glauben des Volkes erwachsen mußten, und konnte sich deßhalb weder mit der fortdauernden Begeisterung seines Gefährten für diese Wissenschaft, noch mit seiner Milde gegen deren Vertreter einverstanden erklären. Mit Pfaff wiederum knüpfte sich eine gemüthlichere Verbindung; er hatte, noch in Nürnberg verwitwet, zur zweiten Frau eine Jugendfreundin genommen, eine Schwäbin, deren herziges Wesen sein Haus zu einer Ruhestätte machte, in der sich die Heimgekehrten nach der Kühle von Ludwigslust gar gern erwärmten. Nach Schweiggers Abgang nahm Pfaff die erste Stelle in Schuberts Herzen ein. Erhardt trat in briefliche Gemeinschaft mit den Andern; er lehrte in Freiburg im Breisgau, später in Heidelberg. Auch Heller war Professor in Erlangen geworden und freute sich, nun die Hauptkäuze vom Realinstitut wieder um sich zu sehen. Er hat Schubert recht nahe gestanden und ist ihm sehr werth gewesen.

Zu diesen alten Freunden kam ein älterer, Wetzel, von Bamberg aus zum Besuch; fast scheint es, als sei er über all' den neuen Verbindungen ein wenig in's Vergessen gekommen. Er klagte nicht, er wünschte auch nichts; theilnehmend an dem glücklichen Lebensgange des Freundes, ließ er, nach seiner Art, in der Freude über diesen, jeden Gedanken an sein Loos untergehen, aber seine Erscheinung sprach beredter, als Worte es vermocht hätten, von dem Drucke seiner Lage; seine Kraft war gebrochen, nicht Saite,

nicht Schaft dem einst so rüstigen Sänger geblieben, und nur mit Anstrengung vermochte er es, sich auf kurze Zeit zur alten Heiterkeit emporzuraffen. Als hätte er eine Schuld abzutragen, setzte Schubert Alles in Bewegung, um dem reich begabten Manne eine seiner würdigere Stellung zu verschaffen. Mit der Nachricht, daß ihm dies gelungen sei, konnte er wenigstens dem Sterbenden eine Freude machen; Wetzel starb wenige Wochen nach der Reise zu dem Genossen seiner schönsten Lebensjahre. Ziemlich um dieselbe Zeit erhielt auch Julie Trauer; sie verlor ihre Schwester.

Wir sehen uns auf einmal mitten unter Gräbern. Vater Schöner war bereits am 18. Juli 1818 heimgegangen, noch in seinem Tode, noch nach demselben seiner Gemeinde Vorbild und Führer. Daß er, und in welch' ergreifenden Worten, seine eigene Leichenrede und den nach derselben vorzulesenden Lebenslauf noch vor dem Tode aufgesetzt habe, ist aus Ledderhose's Leben Schöners und aus dem zweiten Theil von Schuberts Altem und Neuem sattsam bekannt. An beiden Stellen ist auch das Gebet zu lesen, in dem sich das fromme Herz am treuesten abmalt, und welches jedem Diener am Worte Gottes ein rechter Bußspiegel ist. — Als Schubert die erste Gelegenheit zu einer Reise nach Nürnberg benutzte, konnte er also dem lieben Auge seines geistlichen Vaters nicht mehr begegnen. Auch den Tobias Kießling fand er als einen Sterbenden; zwar hat derselbe, wie bekannt, noch einige Jahre weiter gelebt, getragen von der treuen Pflege lieber gleichgesinnter Verwandter, aber sein Geist wohnte schon mehr in der Heimat, welche ihm bereitet ward, als auf dieser Erde. Er hatte eben damals seine letzte Prüfung zu bestehen. Mit Schöner hatte er die Hälfte seines Lebens in's Grab gelegt, und lag, nun selbst gelähmt, von Schmerzen gequält, und wartete der Erlösung. Auch Lucie Naumann, seine Nichte und bis dahin seine Wärterin, war von einer schmerzlichen lebensgefährlichen Krankheit niedergeworfen, welche natürlich bei der größeren Jugend rascher verlief, so daß sie dem

müden Greis noch in das andere Leben voranging. Bei alle dem aber blieb sein Gemüth ruhig; es war, als hätte er in dem völligen Abschluß mit der Welt, den er vollzogen hatte, auch sein selbst und seiner Schmerzen vergessen. Er hatte in der That weder für Personen, noch für Dinge mehr eine Erinnerung; desto stärker aber für Alles, was nicht von der Welt war. Lieder und Psalmen, Gebete entströmten, von dem treuen Gedächtniß genau bewahrt, seinen Lippen, wenn er mit der Klarheit eines Mannes von dem Reiche Gottes redete und der göttlichen Gnadenerweisungen an seinem Leben gedachte[1]). — Burger war noch rüstiger, namentlich geistig frischer. Er saß bei seiner alten Bibel; fast jede andere Schrift war ihm schon zu fein für das Auge und zu klein für das Herz geworden, und ob er gleich den Text ziemlich auswendig wußte, so hatte er doch seine Freude daran, den Jesaias Wort für Wort vorzunehmen. Doch auch seine Stunde kam, noch während Schubert in Erlangen war. Dieser hatte die Freude, ihn noch einmal auf seinem letzten Lager sehen zu können. Er war so recht und von Herzen fröhlich. Er lag still auf dem Bette, ohnmächtig sich zu bewegen, aber die schönen dunkeln Augen mit ihrem wunderbaren Glanze hatten die alte Kraft noch nicht verloren; sie erkannten den Freund und schauten ihn freundlich an. Die Brust hob sich und der ganze Leib zitterte vor Bewegung, als wollte er dem Andern ein Zeichen seiner Freude geben. — Sie schieden mit einer Bewegung der Hände, des Wiedersehens gewiß.

Den Mann, welcher in die so entstandene Lücke eintreten und Schubert ein zweiter geistlicher Vater werden sollte, fand er

---

[1]) Wie schon erwähnt wurde, hat Schubert dem Tobias Kießling im zweiten Theile von Altes und Neues ein schönes Denkmal warmer Verehrung errichtet. Aus demselben sind viele Erzählungen in unsere Lesebücher übergegangen, und wir durften deßhalb Kießling als einen alten Bekannten unserer Leser behandeln.

in Erlangen in dem reformirten Pfarrer und Professor Johann Christian Gottlob Ludwig Krafft. Dieser reformirte Geistliche hat die lutherische Kirche Baierns wieder auferbaut, er hat sie, wenn man das von einem Menschen sagen darf, mit seinen starken Armen aus dem tiefen Verfall wieder emporgehoben, in welchen sie durch die Schuld ihrer lutherischen Meister gerathen war. So zeugen unter vielen Anderen der jüngst verstorbene Professor Stahl in Berlin, Tholuck in Halle und eben unser Schubert. Der erste, ein geborener Baier, sagte 1846: „Der Mann, der in meinem Vaterlande die lutherische Kirche auferbaute, der apostolisch'ste Mann, der mir in meinem Leben begegnet ist, der Pfarrer Krafft, war ein strenger Bekenner des reformirten Lehrbegriffs" und dann rühmt er, „daß er einen Frühling aufblühen machte im ganzen Lande, dessen Früchte für die Ewigkeit reifen werden;" und schon vorher nannte er ihn in einem Aufsatze „den Sauerteig des Evangeliums für die protestantische Landeskirche Baierns, der den ganzen Teig versäuert." Wir halten uns gern eine kleine Weile bei demselben auf, nicht blos um eine Schuld des Dankes abzutragen und einer zur Vergessenheit nur gar zu sehr geneigten Zeit das Andenken an ihn frisch zu erhalten, sondern auch, weil es einen hohen Reiz für uns hat, in sein Antlitz zu sehen und uns wieder an einer neuen Gestalt, in welcher sich Christus im Menschen verklärt, zu erfreuen; da war nichts von Kanne'scher Sprödigkeit, noch von Schubert'scher Weichheit, kein Hauch von Kießling'scher Gefühlsseligkeit, denn unsere Gefühle, meinte er, „sollen nur Gottes und unser sein;" auch keine Neigung zu Burger'scher Theosophie, sondern Hingabe an den schlichten und einfältigen Sinn des Wortes Gottes. Lassen wir Andere über ihn sprechen. Stahl schreibt: „Ohne besondere Gaben und wissenschaftliche Auszeichnuug, namentlich ohne große Beweglichkeit und Gewandtheit der Gedanken, war er von großer Stärke und Energie des Willens, von schlichtem Glauben an das Wort Gottes und von

einer völligen, sein ganzes Wesen verklärenden Hingebung an dasselbe, ja Identifizirung mit demselben, ein wahrhaft apostolischer Charakter." Dr. Tholuck, den Lesern der Sonntags-Bibliothek durch die Vorrede bekannt, sagte von ihm: „Es lag ein Ernst über seiner Persönlichkeit ausgebreitet, dem man's wohl anmerkte, daß er aus einem in Gott verborgenen Leben stammte, gepaart mit jener stillen und sicheren Ruhe, die ihres Weges und Zieles gewiß ist. Dabei tiefe Gottesfurcht und die Liebe, die nicht das Ihre sucht, Entschiedenheit des Charakters, Gewissenhaftigkeit im Kleinen und aufopfernde Treue im Amte. Seine persönliche Erscheinung war eine stille Predigt von der Kraft Gottes, die in ihm wohnte." „Beides aber" — so zeugt ein dritter, welcher Krafft am nächsten stand, „jener Ernst und jene Ruhe hatten ihren Grund in einem festen Glauben an Gottes Wort in der Schrift, in der erwogenen Ueberzeugung, daß die Heilige Schrift vom Anfang bis zum Ende Werk des heiligen Geistes, Inbegriff des ganzen Rathes Gottes zu unserer Seligkeit sei. Diese Ueberzeugung, nachdem sie ihm auf dem Wege seiner Lebensführung unter langen und schweren inneren Kämpfen, aber noch größeren Erfahrungen allmählich zu voller Klarheit aufgegangen war, ist fortan die Seele seines Lebens, der Angelpunkt seiner ganzen Theologie gewesen. Er war ein Schrifttheologe im vollsten Sinne des Wortes; Schriftforschung, Schriftauslegung, Schriftvertheidigung, war ihm Lebensaufgabe, in der Schrift gegründete Theologen zu bilden, sein Ziel. Vom Jahre 1818, wo er Professor zu Erlangen wurde, bis zum Jahre 1824 war der Eingang, den er fand, nur gering, aber mit dem Jahre 1824 begann für ihn eine Zeit umfassender Einwirkung, und sie dauerte in ihrer vollsten Blüthe über ein Jahrzehnt, so lange nämlich, bis neben ihm gläubige Dozenten, meist seine Schüler, in Erlangen auftraten. — Er war der erste deutsche Professor, der ein Collegium über Missionsgeschichte las." Er wird uns dann weiter gezeichnet als ein Geistlicher, welcher auf der Kanzel

zugleich Lehrer, auf dem Katheder Seelsorger und Prediger war. Damals, wo die Kirche feierte, waren die Häuser treuer Pastoren die Mittelpunkte für die verschiedenen Thätigkeiten im Reich Gottes, wie Bibel, Missionssache u. dgl.; das seinige war das in besonderem Maße, und wie er innere Mission trieb, ohne diesen Namen zu kennen, so stiftete er das vierte oder fünfte Rettungshaus in Deutschland und stand mit vielen gläubigen Christen von nah und fern in innigem geistlichem Verkehre.

Unter unsern Nürnberger Freunden dürfte ihm Schöner am ähnlichsten sein; wenigstens ist er gleich diesem durch eine schwere Schule innerer und äußerer Kämpfe gegangen; doch machte ihn die größere Jugend noch geeigneter, auf jenen einzuwirken, für welchen der Umgang mit einem so festen und besonnenen, dabei aber so durchaus gläubigen Manne ein großer Segen sein mußte.

Uebrigens fand Schubert auch an der milden Art des alten Kirchenrathes Vogel Freude, welcher sich, obschon er selbst kein Vorkämpfer unter den Gläubigen war, doch die Hochachtung vor dem Glauben der Reformatoren bewahrt hatte. Ebenso lieb war ihm der jüngere Dr. Engelhardt, und auch unter den Lehrern der Heilkunde und der Rechtswissenschaft ward er bald beliebt und bekannt. Namentlich verband ihn eine besondre Verehrung mit dem alten Rechtslehrer v. Glück. Ehe wir ihn aber unter seinen Collegen und Schülern wirken sehen, wollen wir ihn noch auf eine Reise begleiten, die von mächtiger Wirkung auf ihn war.

33. Die Schweizerreise.

Die Reise, welche Schubert im Herbste 1820 in Gemeinschaft mit Krafft durch die Schweiz machte, war für sein inneres Leben sehr bedeutsam. Allerdings war über dasselbe längst entschieden, aber bei seiner großen Empfänglichkeit, wie der damit verbundenen Duldsamkeit gegen das, was ihm fremdartig war, mußte er in das neue Leben recht tief eingewurzelt werden, damit ihn die Strömungen, welche in Erlangen auf ihn wirkten, nicht

doch in andre Bahnen brächten. Diese Reise würde aber selbst dann, wenn sie ein uns ganz fremder Mann gemacht hätte, unsere Aufmerksamkeit erregen, denn sie macht uns mit der geistlichen Erweckung, welche um jene Zeit, wie ein elektrischer Strom durch das deutsche Vaterland ging, näher bekannt. Wir übergehen daher auch alles Uebrige aus der von Schubert selbst sehr ausführlich gegebenen Beschreibung und verweilen nur bei den drei Stellen, welche hierauf Bezug haben: der Begegnung mit David Spleiß von Schaffhausen, dem Aufenthalt in Basel und dem kurzen Besuch in Frankfurt. —

a. David Spleiß.

David Spleiß war einer der merkwürdigsten Söhne seiner Zeit, ein Mann, welcher nur aus Geist und Feuer geschaffen zu sein schien, und von dem sich deßwegen auch die Begeisterung auf seine Hörer gewaltsam übertrug. Als Hauslehrer in Holland über den Sinn eines Bibelwortes in Zweifel gerathen, lief er nach Heidelberg, um von seinem Lehrer Daub Belehrung zu empfangen. Im Flusse seines Gesprächs auf der Alpenreise durch den Zuruf unterbrochen: „Ihr Leute, die Steine lösen sich;" antwortet er: „„laßt lösen,"" redet zu Ende und zieht dann erst den Genossen nach einer sichrern Stelle. Ganz so war auch seine erste Begrüßung mit Schubert. Sie trafen sich zum Zweck der gemeinsamen Wanderung in Zürich, wo Jener mit seiner Frau, er mit Krafft angekommen war. Er tritt in das Zimmer, geht auf den ihm Fremden zu, reicht ihm still die Hand und wendet sich dann an Krafft, um das Gespräch der gestrigen Nacht, das erst spät abgebrochen worden war, fortzuführen. Dieser wunderliche Mann war erst auf Umwegen zu dem Ziele seiner höchsten Sehnsucht, ein Geistlicher zu werden, gelangt; auf dem Wege aber hatte er das eigentliche Ziel aus dem Auge verloren; er hatte sich dem Zweifel, dem Unglauben ergeben. Wie an ihm Alles ganz und von Grund aus geschah, so drang er auch in

seiner Verneinung bis zu der Tiefe, die gar kein Licht mehr hat; er leugnete Alles, und nicht wie bei Schubert und Anderen blieb die Verneinung ein Außending, von dem das Herz und das Leben kaum berührt wurden, sondern es machten sich ihre Folgen auch in seinem Wandel geltend. Er ward von Geiz und Lieblosigkeit arg versucht; darin lag seine Rettung; wie ein Blitzstrahl die dunkelste Nacht auf Secunden zum Tage macht, so geschah es ihm, daß er, sich selbst über der Gefahr diesen Fehlern zur Beute zu werden ertappend, einen Blick in den Grund seines Herzens that. Von da an ging der Zug desselben dem Aufgang zu. Er kam nach Wenze bei Clewe, wo Krafft Prediger war. Der ward sein Retter, Führer und Meister, und wenn wir dem Selbstzeugniß dieses Mannes, daß seine rechte Bekehrung im Frühjahr 1821 geschehen sei, glauben dürfen, so ward er von dem Jünger überflügelt. Der kam bald darauf als Lehrer der Physik und als Prediger nach Schaffhausen. Unabhängig von den herrschenden Lehrmeinungen, zum Theil im Streit mit ihnen, hatte er sich mit viel Phantasie und Witz eine ganz neue übernatürliche Anschauung von den natürlichen Dingen gebildet, welche, von ihm selbst vorgetragen, ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der vollen Ueberzeugung von dem Ineinander und Durcheinander des Geistlichen und Leiblichen, gab er sich der Wissenschaft, in welcher er eine hohe Vollkommenheit erreichte, mit Eifer hin und verschmähte es nicht, predigend seine Gemeinde zu Buch im Hegäw recht speziell in die Schöpfung einzuführen; wie er andrerseits die künftigen Geistlichen und Lehrer Schaffhausens durch seinen Vortrag der Mathematik und Physik zu der Erkenntniß der ewigen Dinge anzuleiten und für den lebendigen Glauben zu gewinnen verstand.

Er nahm es aber ernst mit Lehre und Leben, und so kam es, daß in seiner Dorfgemeinde Buch in den Jahren 1817 bis 1819 die Geister erweckt wurden. „Menschen, die vorhin als ehrbares Landvolk, sonst aber ganz in der Weise der übrigen Welt kaum für die alltäglichen Geschäfte und Ereignisse ihres Lebens

die nöthigen Worte hatten, wurden auf einmal von dem Drange und der Kraft erfüllt, mit beredtem Munde von dem neuen Leben zu reden, das durch den Glauben in ihnen erwacht war. Man hörte in den vorhin stillen, oder nur etwa bei Lustgelagen wie bei Parteihändeln lauten Häusern bei Tage, sowie selbst in den Stunden der Nacht Loblieder singen, sah, wie die Liebe zu dem Herrn in augenfälligen Werken der Liebe zu den Brüdern sich kundgab, wie der Einzelne das, was sein war, nicht als sein, sondern als des Herrn und seiner Gemeinde betrachtete. Wie ein Feuer griff die Begeisterung des lebendigen Zeugnisses aus sonst so unberedtem Munde um sich, selbst die feindselig Abgewendeten wurden von der Liebe dieser ihrer vermeintlichen Feinde, von ihrer Demuth, ihrer Geduld, zur Gegenliebe hingerissen, so daß unter Anderen Einer, der sich unbemerkt, in der Absicht, wehe zu thun, einer im verborgenen Winkel Betenden nahte, selbst von dem ihm vorhin widerwärtigen Drange zum Beten und lauten Bekennen hingenommen und in ein anderes Bild des Lebens umgewandelt wurde, als vorhin an ihm sichtbar gewesen war." Es war ein Frühling der ersten Liebe erwacht; es vollzog sich eine freie Rückkehr zu den Zuständen der ersten Gemeinde.

Aber wie es nichts Lieblicheres gibt, als wahre Frömmigkeit, so nichts Widerwärtigeres als den Schein derselben, von dem das Herz nichts weiß. Diese Gestalt nahm die Bewegung an, als sie über den engen Kreis der Gemeinde heraustrat, als sie ein Gegenstand der Bewunderung u. dgl. ward. Es mag es daher Niemand dem wackern Johann Georg Müller, dem Freunde Herders, verdenken, daß er nicht ganz unbedenklich zusah. Spleiß selbst hat er nicht gestört, und dieser hat mit seiner Gemeinde den Beweis geliefert, daß ihre Begeisterung keine Schwärmerei war; sie wandten sich der stillen Liebesthätigkeit für die Brüder zu; sie errichteten eine Rettungs- und Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder, Vereine zur christlichen Belehrung von Handwerkslehrlingen und Gesellen und förderten

das eben in Basel unternommene Werk der Heidenmission. Spleiß stand, obgleich sich sein Einkommen nur auf 300 fl. jährlich belief, Keinem in der Gemeinde an Mildthätigkeit nach.

Es war nichts Geringes, mit ihm und Krafft eine Reise gerade über die Alpen zu machen.

b. Basel.

Von Zürich waren sie nach Bern, von da über Solothurn nach Basel gezogen. Was dort ihrer wartete, wissen wir aus Kap. 18. Die Freunde hatten dort vor nicht langer Zeit die Missions-Anstalt gegründet. Sie waren durch den Anblick von Heiden unter den Kriegsheeren, die um Hüningen lagerten, zu dem Gelübde bestimmt worden, wenn Gott die Kriegswetter an Basel vorüberführe, wollten sie für diese Völker ein Missionsseminar errichten. Ihre Bitte ward erhört und ihr Gelübde erfüllt. Die Anstalt hatte eben ihr fünftes Jahr vollendet, als die Gäste einsprachen. Außer Spittler und Blumhardt fanden sie noch Manchen, der auf ihr Gemüth zu wirken wußte. Mit der mindesten Absicht es zu thun, that es doch wohl durch sein bescheidenes, frommes Wesen am meisten Zaremba, der vor kurzem eingewanderte Fremdling. Hier bitte ich meine Leser um die Erlaubniß, ein Kapitel aus Schuberts „Erwerb" einschalten zu dürfen. Diejenigen, welchen dasselbe neu ist, werden über die Kraft einer Bewegung staunen, welche damals fast unbemerkt von den Augen der Welt vor sich ging, deren Folgen aber noch heute wirken und bis in die Ewigkeit hineinreichen werden.

Ein Geselle des Handlangers.

Bei der ersten Anregung zur Gründung des Missionshauses war der alte gute Handlanger unermüdet thätig gewesen. Sein Geschäft für den Bau hat ihm aber niemals so viel eingetragen, als bei einer Gelegenheit, deren ich hier besonders erwähnen will. Eines Abends im Jahre 1818 kam ein Jüngling zu ihm, in

dessen ganzem äußeren Wesen sich eine ungewöhnlich hohe feine Bildung, durch Blicke und Worte aber die Hoheit eines Ernstes und einer kindlichen Liebe aussprach, welcher kein Herz, das den Ausdruck verstand, widerstehen konnte. Der Jüngling hätte des Empfehlungsbriefes nicht bedurft, den er zu Spittler brachte. Doch sah dieser aus dem Briefe, wo und woher der Ueberbringer sei. Ich berichte hier jedoch nicht nur das, was der Brief enthielt, sondern das, was der Ueberbringer desselben noch mündlich zur Ergänzung seines Inhaltes hinzufügte. Er war ein junger Graf aus Rußland, in der Welt hochgestellt durch seine Geburt, seinen ererbten Reichthum, seine durch Fleiß und Talent erworbene, gelehrte, sowie vielseitig allgemeine Bildung. Bald nach Vollendung der Universitätsjahre hatte der Jüngling in St. Petersburg eine ehrenvolle Anstellung als Collegien-Assessor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welchem damals Capo d'Istria vorstand. Die Augen dieses Herrn Ministers sahen mit Wohlgefallen und großen Erwartungen auf den Jüngling und seine Gaben. Aber die Augen eines andern, höheren Herrn waren auf ihn gerichtet; ein Zug der vorbereitenden Gnade hatte schon früher an seinem Herzen gewirkt, und dieses Herz nahm den Zug in sich auf und folgte ihm. In Dorpat, am Gymnasium, hatte der Rector Rosenberg, ein guter Kantianer, ihn mit der Bibel bekannt gemacht und ihm das Lesen derselben empfohlen. Der Same von göttlicher Herkunft war gut, der Boden aber bedurfte zur fruchtbaren Aufnahme noch eines Thaues, der es befruchtete und erweichte, denn der starke Sonnenschein, den der Glanz der Welt darauf fallen ließ, hatte eine Rinde gebildet, die zwar nicht von Stein, auch nicht sehr dick, dennoch der Aussaat hinderlich war. Wenn auch dem Kinde das Vermögen zum Stehen und Gehen aus dem Quell der inwohnenden Lebenskraft selber kommt, so bedarf es doch öfters einer hülfreichen Menschenhand, um an dieser sich aufzurichten vom Boden und die ersten Schritte zu versuchen. Auch dem Jüngling aus fernem Norden,

ich will ihn hier bei seinem Namen nennen: dem Felician Zaremba erging es so; zu seinen ersten Schritten auf seiner wunderbaren Wallfahrt bedurfte er einer ihn emporhebenden, führenden Menschenhand. Die Hinweisung auf diese helfende Hand kam ihm lange vorher, ehe er ihrer bedurfte, von einer unerwarteten Seite her. Der Schwager des Schulrectors in Dorpat, durch welchen er mit der Bibel bekannt wurde, war Secretair beim Censurgerichte, hatte in seinem Geschäfte gar manches Buch in die Hände bekommen und gelesen, unter andern auch Jung Stillings Schriften. Er sagte einmal zu Felician: wenn er in innere Unruhe und Noth käme, solle er Jung Stillings Leben lesen, das würde ihm Licht und Ruhe geben. Der Jüngling merkte sich diese Worte, und Jahre nachher erfuhr er, daß ihm die Weisung recht aus Gottes Hand gekommen sei.

Als er einst in Petersburg, uneingedenk der inneren Anregungen aus früher Jugend, und nur auf die äußere Gegenwart bedacht, auf der Straße geht, begegnet ihm ein lieber Freund, der ihm nicht blos die Jugendzeit, darin beide sich gefunden, sondern auch die Anregungen, die ihm damals geworden, in Erinnerung bringt. Denn als er nach der herzlichen Begrüßung auf der Straße den Freund in seiner Wohnung besucht, findet er diesen eifrig in der Bibel lesen. Der Ermahnung des Jugendgenossen, daß er doch auch das Buch der Bücher wieder fleißiger lesen möge, folgt er gern. Er liest und liest, aber es war, als ob die Geschäftigkeit des Tages, der Leichtsinn des geselligen Lebens, die scharfe Zugluft, die von der Nähe der Fürstenhöfe ausgeht, eine Eisdecke über sein Herz gezogen hätten, auf welche der Same des Wortes Gottes hinschlug und auf der er abglitt, wie die großen Regentropfen auf einem kupfernen Dache. Aber das Anschlagen that nicht wohl, es erregte Unruhe, Zweifel und Noth. Der Freund, der ihn zur Bibel hingewiesen, konnte dagegen keinen Rath schaffen, ihm ging es selber wie einem Menschen, der einen so leisen Schlaf hat, daß diesen das Antreffen

der Regentropfen auf das kupferne Dach beunruhigt und stört. Da fällt dem Felician das Mittel ein, das ihm der Censursecretair gegen solche innere Unruhe anempfohlen hatte; er findet im Buchladen Stillings Leben, und aus diesem Buche wehet ihm ein kühlender Hauch von Osten her an, der die unruhige Aufregung stillt. Das Herz wird ihm weich, die Eisrinde vergeht, der Same des Wortes Gottes findet Zugang zu bereitem Boden. In Stillings Umgebung wird ihm so wohl zu Muthe, als sei er im Hause eigener Eltern und Geschwister. Er liest noch viele andere Schriften aus dieser für ihn gesegneten Hand, das Gefühl seines Heimwehs wird ihm stärker, er möchte aus dem unruhigen, schalen Treiben der Welt, die kaum mit der Zunge, noch weniger aber mit dem Herzen nach Gott fragt, hinaus, möchte unter Menschen kommen, „die nach der Bibel leben;“ welche Gott und die Brüder von ganzer Seele lieben. In dem Lande dieser Leute wollte er gern als der Geringsten einer, sei es als Schuster, als Schneider, als Schornsteinfeger, oder im höchsten Falle als Schulmeister, als Krankenwärter dienen und sein Brot essen. Der Zug der Liebe nach einem Lande, nach einer Gemeinde der Gläubigen, in denen die Liebe lebt, wird immer unwiderstehlicher und mächtiger; er bricht durch alle bisherige Hemmungen und Bedenklichkeiten hindurch. Was fragt er nach äußerer Ehre und hohem Range, was fragt er nach seinem Vermögen, das seiner einzigen Schwester, das einigen seiner Verwandten sehr zu statten kommen kann; es gilt bei ihm: Alles dahin geben und Christo nachfolgen.

Mag der leichte Weltsinn über ein so thöricht scheinendes, jugendliches Beginnen lachen, das innere Gewicht, welches dieses in Bewegung setzte, war nicht leicht, sondern schwer. Wie das innere Eis vom Herzen, so war auch das äußere Eis auf dem Meere gebrochen, und gleich einem Flüchtlinge, doch mit ehrenvollem Abschluß seiner Dienstgeschäftigkeit durch Urlaub zu einer Reise in die Schweiz, bestieg er ein Schiff, das nach Deutsch-

land, zunächst nach Lübeck segelt. Von hier aus erst schreibt er den Verwandten und Freunden seinen eigentlichen ernsten Entschluß: seine bisherige Stellung für immer zu verlassen, allen Ansprüchen, die ihm Stand und Vaterland gaben, zu entsagen. Wie ein Sterbender vererbt er seine Güter, sein Vermögen, denn er geht einer anderen Aussicht entgegen.

Noch ist es ihm selber nicht klar, wohin er eigentlich gehen solle und wolle. Nur das eine Hoffen steht ihm fest und leuchtet ihm wie ein leitender Stern auf seinem Wege voran, daß Gott, der ein lebendiger Gott sei, welcher dem Menschen das Verlangen, das nach ihm fragt, in's Herz gibt, auch ihn, nach seinem wunderbaren Rathe, zu dem Ziel- und Ruhepunkte seines Verlangens hinleiten, ihn zu Leuten führen werde, die nach der Bibel leben.

Die Lebendigen alle, „wenn sie der Odem des Herzens treibt" (Jes. 63, 14), folgen der Führung des bewußtlosen Naturdranges (Instinktes) ohne Aufenthalt wie der Wandervogel, der über Land und Meer zieht. Auch der Geist des Menschen wird von jenem Odem des Herrn angeweht, wenn ihm die Stunde kommt, da der Winter vergangen, der Regen weg und dahin ist, die Turteltaube sich hören läßt im Lande. Wenn die Liebe, die sein ganzes Wesen dahinnahm, die Stimme des Freundes vernimmt: „stehe auf", da geht sie aus, auch in dunkler Nacht, auf die Gassen der Stadt und hinaus auf die Straßen, sie fürchtet nicht die Wächter, die in der Stadt umhergehen, sondern fragt nur Alle, die ihr begegnen, nach ihm, den sie sucht. In Zaremba's Herzen war der Drang dieser Liebe so unaufhaltsam und mächtig, daß er, als er die Heimat verließ, wie einer, welcher dem Untergange entfliehend, nicht vom Felde umkehrt, um seine Kleider oder etwas aus seinem Hause zu holen, nur auf sein Davoneilen bedacht war. Er hatte das baare Geld, das er mit sich nahm, nicht gezählt, nicht berechnet, wie weit es wohl zu einer Reise ausreichen werde; an Empfehlungs- und Creditbriefe hatte er nicht gedacht, sondern eher noch an das Gebot, das der Herr den Jüngern auf

den Weg gab, den er sie sendete, daß sie nicht bei sich tragen sollten einen Beutel, oder Geld im Gürtel. Als er den deutschen Boden betrat und nun die Frage, wohin er eigentlich gehen wolle, ihm öfter und dringender in den Sinn kam, da trat ihm die Erinnerung an Jung-Stilling und seine Schriften recht lebendig vor die Seele. Zu diesem Manne würde es ihn vor Allem hingezogen haben, wenn er noch gelebt hätte; der alte, treue Pilger war jedoch schon im Jahre vorher (am 2. April 1817) zu seiner Ruhe eingegangen. Aber das Land, darin Stilling gewohnt hatte, so dachte der junge Reisende, müßte doch wohl noch am meisten ein solches sein, darin sich die Menschen fänden, die nach der Bibel leben.

Seine werthvolle Uhr, eine goldene Kette und andere Kostbarkeiten, die an seinen Stand erinnerten, bedarf er nicht mehr, er will nichts mehr vor Menschen sein, noch scheinen: er verkauft diese Dinge in Hamburg. Bis Lauenburg fährt er, wandert zu Fuß durch die Lüneburger Haide, darin es damals noch keinen solchen Haltpunkt gab, wie das Hermannsburger Missionshaus ist, fährt dann wieder mit der Post bis nach Marburg. Hier bemerkt er, daß sein Reisegeld bis auf Weniges aus seiner freigebigen Hand dahingegangen sei; doch kümmert ihn das nicht; sorglos, ohne einen Weg zu wissen, denn er hatte sich nicht einmal mit einer Reisekarte versorgt, wandert er, wie er wohl einige Mal als Student gethan, mit der Reisetasche auf dem Rücken, nach dem Rheine hin und seinem Laufe entlang nach dem Süden. So erreichte er an einem Sonnabend Nachmittag im Herbst die Grenze von Baden, darin Stilling gelebt und gewirkt hatte; er kommt nach Weinheim. Sonderbar und zugleich bedeutsam scheint es ihm, daß gerade bis dahin der Rest seines Reisegeldes noch gereicht hatte; hier aber freilich war derselbe bis fast auf den letzten Kreuzer verzehrt. Nun, so denkt er, jetzt wird der Herr seine Hand aufthun, ich werde Leute finden, die mich und meine Kräfte brauchen können; Leute von der Art, wie ich sie suche.

Er hätte sich im Wirthshause gern mit der nothdürftigen Sättigung eines armen Wandersmannes begnügt, hatte auch dieses ausdrücklich nur begehrt, seine feine Kleidung aber, sein ganzes Wesen zogen ihm jene höhere Beachtung zu, durch welche der Wirth ihn ebenso sehr in Verlegenheit setzte, als er, der Gast, ihn, durch die Fragen nach solchen Leuten, die er hier suchte und zu finden hoffte. Zaremba geht am Sonntag zu dem ältesten Geistlichen in der Stadt, bittet diesen in kindlicher Einfalt, ihm den Ort zu nennen, wo die Leute sind, „die nach der Bibel leben?" Verwundert über die seltsame Frage, die ihn fast am Verstande des Jünglings irre machte, sagte der alte Herr: „Hier im Lande leben allerwärts Christen." Zaremba faßte seine Frage genauer „solche Leute, meine ich", sagte er, „die in Stilling's Geist und Sinn nach der Bibel leben." — „Ein Enkel von Stilling," so antwortete der Dekan, „wohnt hier und ist mein College: der Stadtpfarrer Schwarz, der wird sich wohl mit Ihnen verständigen und Ihnen die gewünschte Auskunft geben." Der Dekan führt den jungen Reisenden selber zu Schwarz hin, und dieser erkennt alsbald in dem Fremdling aus dem fernen Norden einen geistlichen Verwandten und Blutsfreund und nimmt ihn herzlich auf. Er versteht den eigentlichen Sinn der Frage, versteht das Verlangen des Jünglings, das ihn hierher geführt hat. „Nach Basel," so sagte er, „in's Missionshaus sollten Sie gehen, dort finden Sie, was Sie suchen; dort, scheint es mir, ist das Ziel, zu welchem der Herr Sie berufen und bestimmt hat." Hierauf schildert er ihm den ehrwürdigen Missionsvater Blumhardt, das Wesen und die innere Einrichtung des Missionshauses; seine Bestimmung zur Vorbereitung der Zöglinge für den Dienst und die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Der Jüngling fühlte sich in seinem Herzen wie von einem Pfeile getroffen. „Das ist's, das ist's, was ich suchte!" ruft er freudig aus. Das Dunkel ist ihm aufgehellt, alle Räthsel gelöst, sein Weg liegt eben und gebahnt vor ihm, er will sogleich zur Weiterreise aufbrechen.

— „Bleiben Sie, bleiben Sie,“ so ermahnt ihn Schwarz; „Sie müssen mit uns zu Mittag essen, und morgen gerade fahre ich nach Heidelberg, dahin sind Sie mein Begleiter, und wir besprechen daselbst das Weitere.“

Wie mag es dem jungen Wandersmann zu Muthe gewesen sein, als er am Abende im Wirthshause auf sein einsames Zimmer kam und hier sein Gefühl, seinen Dank etwa in ähnlicher Weise aussprach, als das Lied von Arnold: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen, ja selig und doch meistens wunderlich.“ Denn wenn er bedachte, wie er in Dorpat durch einen Schulrector, der doch selber den Inhalt der Bibel nur durch das Augenglas der Kantischen Philosophie las, zur ersten Bekanntschaft mit dieser, durch einen Censursecretair zu der mit Jung-Stillings Schriften gekommen, wie die letzteren ihm in St. Petersburg das Herz für die Aufnahme des göttlichen Wortes weich gemacht, das Auge zum besseren Verständnisse derselben geöffnet hatten; wenn er weiter bedachte, wie ihm Stilling nicht blos in der Welt des Geistigen, sondern auch auf seinem Wege durch die sichtbare leibliche Welt ein leitender Stern geworden war, der ihn zu seinem bestimmten Berufe gebracht hatte, da mußte ihm diese Führung als eine selige erscheinen. Selig war sie für ihn, und zugleich wunderlich. Denn, daß sein Reisegeld gerade noch bis nach Baden, in das von ihm sogenannte „Stillings-Land“ gereicht hatte, daß er hier einen Enkel von Stilling fand, gleichsam am Wege stehend, als ob er hier auf ihn warten sollte, um ihm seinen eigentlichen Posten, zu dem ihn Gott aus Rußland gerufen hatte, anzuweisen und ein Stück Weges dahin mitzunehmen, das Alles war doch in der That wunderlich. In der Nacht geht seine Seele wandern, rückwärts an die Erinnerungen, an den zurückgelegten Weg und vorwärts in die Aussicht auf den Weg, der nun vor ihm liegt. Da auf einmal stellen sich die Sorgen ein, die bisher gar nicht in seinem Herzen aufgekommen waren. Nach Basel war noch ein weiter Weg — sein Geld war zu Ende; er wußte

nicht einmal, wie und wovon er seine Rechnung im Wirthshause bezahlen solle. Nun, er vertraute der unsichtbaren Hand, die ihn hierher gebracht, die ihm das Ziel seines Sehnens und seiner Bestimmung so deutlich und klar gezeigt hatte — diese wird wohl weiter sorgen.

Für die Abreise nach Heidelberg war erst eine spätere Vormittagsstunde festgesetzt. Er verläßt das Wirthshaus ohne Frühstück, und als er von seinem Gange zu Pfarrer Schwarz zurückgekehrt und nun zur Abreise mit diesem sich anschickt, da legt er alle seine Habseligkeiten, die er in der vollgepackten Reisetasche mit sich trägt, auf den Tisch und ersucht den Wirth, sich zu wählen, was ihm gefiele, um sich damit für seine Bewirthung bezahlt zu machen. Dieser Mann aber hatte ein Gemüth, das für die Anregungen einer höheren Liebe nicht verschlossen war; das ganze Wesen seines Gastes hatte ihn mit einer Achtung und Bewunderung erfüllt, wie er sie vielleicht kaum jemals gegen einen Menschen gefühlt hatte. Mit Thränen in den Augen eilte er hinaus, kommt mit einer Flasche Wein und einem kalten Frühstück wieder, nöthigt seinen Gast, der ja heute noch ungegessen sei, etwas zu genießen, will von einer Gabe für seine Bewirthung nichts wissen. Es ist dieses eines der Beispiele, die in Zaremba's Verkehr mit anderen Menschen oft vorkamen; einer jener Fälle, darin sich die Kraft jenes (wie ein Freund es bezeichnet) Unnennbaren in seinem Wesen, das ihm die Seele unterwarf, deutlich kund gab.

In Heidelberg fand der Wanderer bei dem Vater Schwarz (dem Professor) dieselbe freundliche Aufnahme, als bei dem Sohne in Weinheim. Er will sich aber nicht halten lassen, will unverzüglich nach dem Ziele seiner Berufung hinziehen. „Haben Sie denn auch Geld zur Reise?“ fragte man ihn. Der gottvertrauende Wanderer antwortet darauf mit „Nein“. Da schreibt ihm Schwarz einen Circular-Empfehlungsbrief an alle seine Amtsbrüder im Lande, an deren Wohnort sein Weg vorüberführt. Ueberall, wo man ihn nur recht in's Auge gefaßt hatte, findet er

freundliche Aufnahme, am meisten in dem guten Pfarrhause zu Altenheim, wo ihm die ersten Hefte des Basler Missions-Magazins zur kräftigen Stärkung seiner Freudigkeit dienen und von wo er auch den Brief mitnimmt, der ihn bei Vater Spittler einführte. Auch hierbei mußte er erkennen: das hat Gott gethan. Denn der Vorstand des Missionshauses, Inspector Blumhardt, war verreist; die Anderen wußten nicht recht, ob sie dem seltsamen Fremdlinge Hoffnung zur Aufnahme machen dürften oder nicht. Konnte er sich doch nicht einmal darüber ausweisen, ob er wirklich der sei, als den er sich nannte. Denn seinen Paß hatte man ihm am Thore abgenommen und zurückbehalten, und wäre dieses auch nicht gewesen, so blieb es doch immer fast unglaubliche Sache, daß ein junger Graf aus Rußland sein Vermögen, seine ehrenvolle Anstellung, seine glänzenden Aussichten für die Zukunft sollte verlassen haben, um auf Gerathewohl, ohne nur ein eigentlich bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, nach Deutschland zu ziehen, und daß derselbe nun auf einmal, nachdem er vom Basler Missionshause die erste Kunde gehört hatte, in dieses eintreten wolle. „Wie wird sich der junge Graf, wenn er wirklich einer ist, unter der armen Leute Kindern, unter den meist gar noch unwissenden und ungebildeten Zöglingen der Anstalt zurechte finden und eingewöhnen können?“

Blumhardt kam. Man kann wohl sagen, das war ein Mann, auf dem der Geist eines Gamaliel ruhte; jener Geist des Glaubens und der Erkenntniß, der festen Ruhe und Treue, welcher der Welt um sich her und selbst den Feinden Achtung gebot (Apostelgesch. 5, 34) und fruchtbar war in jenen Gaben und Werken, welche Heidenapostel erwecken und erziehen können. (Apostelg. 22, 3). Ein solcher Gamalielssinn erkannte wohl bald, was in Zaremba war; doch fügte es Gott, daß gerade in jenen Tagen noch ein anderer Zeuge für die echte Gesinnung und den Werth des fremden Jünglings auftrat. Dieses war der theure, für das Werk des Herrn geweihte Dr. Pinkerton, ein

Mensch, der überall von der Wahrheit zeugt, weil diese in ihm selber lebt. Pinkerton hatte längere Zeit in Petersburg verweilt und gewirkt; er fand den Jüngling Zaremba mit all' den höhern Kreisen, mit den Männern, die ihm selber näher befreundet waren, wohlbekannt, gewann, wie ein alter Bekannter, sein ganzes kindliches Vertrauen, so daß er, der vielerfahrene Kenner der Menschenherzen, zu Blumhardt sagen konnte: „Sie haben an dieser jungen Seele eine Perle in's Haus bekommen." Und dieses Wort hat sich als wahr erwiesen. Man kann wohl sagen: der Jüngling war so wunderbar aus weiter Ferne hierher berufen und geführt worden, damit er in geistiger Weise das Missionshaus mit erbauen helfe. Die Zöglinge der Anstalt fühlten bald die überwältigende Macht der Demuth und Liebe, die von diesem ihrem Mitschüler ausging, der durch äußere wie innere Gaben so hoch stand. Was sich trennen wollte, das versöhnte er mit einer Freundlichkeit, in welcher zugleich eine Hoheit lag, die alles Widerstreben besiegte. Und was er, der Mensch von klarem Verstande, gründlicher Vorbildung und leichter Fassungskraft, durch den Unterricht der Lehrer von außen, wie von dem Lehrer in seinem Inneren empfing, das war nicht für ihn allein ein reicher Schatz, sondern wurde es auch durch die Mittheilung aus kindlich treuem Herzen für seine Mitschüler. Ja, ich darf das wiederholen: ein wesentliches Stück in der Geschichte des Missionshauses von Basel ist das Eintreten des damals 23jährigen Felician Zaremba in dasselbe, am 7. Dec. 1818. — Seine ordnungsmäßige Entlassung aus dem russischen Staatsdienste hatte er, wie es scheint, durch Pinkertons Vermittlung, aus Petersburg erhalten.

Ich habe hier nur den einen äußerlichen Theil der Geschichte und Lebensführung meines Freundes Zaremba mitgetheilt. Die eigentliche innere Geschichte seines Lebens mit ihren äußeren Früchten und Thaten in Basel, in Astrachan, dann zu Schuscha unter den Tartaren; seine Lebensrettung und Erhaltung bis zu seiner jetzigen Stellung als Prediger am Missionshause liegt unter

einem geistigen Siegel, dessen Eröffnung meiner Hand nicht gebührt, noch erlaubt ist. Die Führung mancher innig demüthigen Seelen geht durch ein Feld der Läuterungen und Tröstungen, von welchem uns, wenn wir mit Fragen und Forschen hineindringen wollen, das Gefühl sagt: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land."

c. Friedrich v. Meyer.

Unsere dritte Station ist Frankfurt am Main. Der Fuhrmann, der zum Glück schon bezahlt war, hielt beim ersten Hotel der Stadt. Die Glocke schellte; die betreßten Kellner und Thürsteher sprangen zum Wagen, und den darin sitzenden Wanderer befiel auf einmal wieder die Angst, die er in Kindertagen vor allem vornehmen Wesen bekommen hatte. Er gab dem Kutscher ein Trinkgeld, seiner Frau einen Wink, nahm die Reisetasche, ging freundlich grüßend an der stattlichen Bedienung vorüber, um die nächste Ecke, und suchte einen geringern Gasthof. Dann begab er sich zu dem Schultheiß Johann Friedrich von Meyer.

„Was dieser Mann für seine Zeit war, was er der unsrigen geworden ist und bleibt, das ist in weiten Kreisen anerkannt und gewürdigt. Er steht als ein Zeugniß dafür da, daß keine Ungunst der Zeit, keine Niedrigkeit noch Höhe des Standes, daß weder die Ehre noch das Lob, noch die Mißachtung der Menschen, der äußere Reichthum ebenso wenig, als die Armuth, den Geist am Boden halten können, welcher ernstlich sich nach oben hindurchdringen will. Die Zeit der Kindheit und Jugend des Joh. Fr. v. Meyer fällt in die drei letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Der äußere Adel, welchen Kaiser Joseph seinem Hause verliehen, sowie der Reichthum dieses väterlichen Hauses, konnten dem leicht erregbaren Jüngling keinen Schutz gegen die Gefahren jener geistigen Pestilenz, welche, in den Zeiten einer fast allgemeinen, inneren wie äußeren Empörung gegen Wahrheit und

Recht, nicht nur im Finstern schlich, sondern am hellen Mittag die Seelen verderbte. Aber er hatte von höherer Hand einen inneren Adel und Reichthum als Mitgabe empfangen, einen Schirm und Schutz, unter welchem er unversehrt blieb: das war die schon frühe in ihm erwachte Freude und Lust an dem festen prophetischen Worte, das ihn wie ein Licht durch das Dunkel leitete, bis ihm der Morgenstern der vollen klaren Erkenntniß aufging in seinem Herzen. Sein frühe wachgewordener Geist hatte nicht nur in dem Wissen und der Weisheit der Schulen einen kräftigen Anlauf zur Meisterschaft genommen, sondern von diesem Arbeitsfelde der Mühe in das ätherische Element der Dichtkunst erhoben. Es gab unter den Freunden und Bekannten des Hauses Viele, welche in dem Jüngling, ja bereits im Knaben, einen kräftigen Nacheiferer und künftigen Ruhmesgenossen seines großen Landsmannes Göthe erkennen wollten. Er aber, schon in seinem früheren Verkehre mit den Werken der Dichter aus neuer wie aus alter Zeit, konnte an keinem ein so volles Genüge, so inniges Wohlgefallen finden, als an den ältesten von allen: an den Sängern das alten und ewigen Bundes, des Geistes aus Gott mit dem Geiste des Menschen. Bei diesen fand er die höchsten Höhen der dichterischen Weihe, die tiefsten Tiefen der Weisheit. Und wie das Wohlgefallen an einem harmonisch schön lautenden Gesange das eindringendere Aufmerken auf den Inhalt weckt, welcher durch seine Kraft zum Herzen geht, so ward ihm immer mehr und mehr das seinem Gemüthe holdselig lautende Wort zu einem inwohnend lebendigen. — Nun, dieser edle Geist hat den Strom des lebendigen Wassers, der in ihm war, reichlich herausfließen lassen zur Erquickung und Bekräftigung von Tausenden der Seelen, welche in der damaligen, dürren, heißen Zeit nach solchem Wasser durstig waren. Der Strom kam bei ihm wie aus einem Felsen heraus, welcher seiner Natur nach keine solche Fülle des gesegneten Elements erwarten ließ. Denn man findet es kaum begreiflich, wie dieser Mann, unter der seligen Last seiner

Berufsarbeiten, zuerst als Kammerdirektor, dann als Senator, als Schöff, Syndikus, Gerichtsschultheiß, Gesandter am Bundestage, so wie als Präsident des gesetzgebenden Körpers, noch die wunderbare Beweglichkeit und Frische des Geistes zu seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten behalten konnte, in denen allen sich seine Liebe zu der Weisheit kund gab, die von Anfang war. Seine berichtigte Uebersetzung der heiligen Schrift mit kurzen Anmerkungen wäre schon allein der Mühe eines auch sonst noch so vielbeschäftigten Menschenlebens würdig gewesen. Seine Blätter für höhere Wahrheit und viele andere seiner Arbeiten von gleicher Tiefe des Erkennens und klarer Vollendung des Ausdruckes sind den Jüngern wie den Meistern in diesem Gebiete des Forschens eine reiche Fundgrube der tiefer im Grunde gelegenen Gedankenkeime; seine christliche Glaubenslehre eine für Jeden geöffnete Vorrathskammer des gesunden Brotes; sein Tobias eine anmuthige Kost für kindliche, der Milch begehrende Seelen gewesen. Er hat sich bis an sein Ende als ein vielthätiger Zeuge der Wahrheit durch Wort und Schrift erwiesen.

Ich war mit Friedrich v. Meyer schon seit mehreren Jahren in einem geistigen Verkehre durch Briefe gestanden, und ihm durch herzliche Liebe und Ehrfurcht zugethan, jetzt sah ich den Mann selber lebendig vor mir. Er war so freundlich mittheilend gegen mich, wie ich wenig andere Menschen gleich in den ersten Stunden des persönlichen Begegnens gefunden habe. So sehr es mir anlag, den viel und ernstlich beschäftigten Mann um keine seiner seltenen Mußestunden zu verkürzen, wußte er mich dennoch in seiner liebevollen Weise so an sich zu ziehen und durch seine Gespräche fest zu halten, daß es zu meiner großen Verwunderung schon dunkle Nacht geworden war, als ich endlich dazu kam, mich bei ihm zu verabschieden. Zu dieser Verwunderung auf meiner Seite kam aber alsbald eine eben so große auf seiner Seite, als er mich, weil es ja schon Nacht und ich in der Stadt fremd sei, nach meinem Gasthofe begleiten wollte, und ich ihm

weder das Haus noch selbst die Gasse nennen konnte, darin ich mein Obdach gefunden. Nur das wußte ich zu sagen, daß an dem Schilde des Gasthauses ein grünfarbiger Baum zu sehen war, wie aber der Baum heiße, darauf hatte ich nicht gemerkt. Da führte mich der liebe, werthe Mann zu mehreren Gasthöfen von edlem Aussehen, deren Wahrzeichen an einen Baum oder an ein sonstig grünes Gebüsch und Gewächs erinnern konnten. Ich aber bemerkte ihm, daß mein Gasthaus gerade nicht zu den vornehmeren seiner Art gehöre, und zugleich erinnerte ich mich, daß es nicht weit vom Main abgelegen sei. Da nahm mein nachsichtsvoller, freundlicher Führer eine andere Richtung und brachte mich glücklich zu meinem Ziele.

Ich kann wohl sagen, daß mich dieses demüthige, liebevolle Bezeugen eines mir in jeder Hinsicht so hoch gegenüberstehenden Mannes recht tief bewegte, zugleich aber auch beschämte und in fast peinliche Verlegenheit brachte. Lieber würde ich allein stundenlang in der mir unbekannten Stadt herumgeirrt sein, bis ich endlich die rechte Spur erfragt und gefunden hätte, aber auf alle meine Einwendungen gegen sein so lange fortgesetztes Bemühen, achtete mein freundlicher Begleiter nicht. Ich würde dieses an sich unbedeutenden Begegnisses, welches weder das erste noch das letzte seiner Art in meinem Leben war, gar nicht erwähnt haben, wenn es mir nicht als ein Zug erschiene, welcher wesentlich zu dem Lebensbilde gehört, das mir von dem theuren Fr. von Meyer vor der Seele steht. Der werthe Mann trug so viele Ehrenzeichen und Gaben in und an sich, die ihm zur wohlverdienten Zierde vor den Augen und Herzen der Menschen dienen konnten, aber als die schönste und beste von allen erscheint mir die demüthige Liebe, die er auch an mir bei seinem Führergeschäfte erwies.

34. Lehrer und Schüler.

Ein größerer Unterschied, ja ein schärferer Gegensatz der Berufsthätigkeit kann gar nicht gedacht werden, als derjenige, in welchem sich jetzt Schubert zu finden hatte. Er selbst sagt, es sei

ihm gewesen, wie einem der sieben Brüder, als er aus der Hofluft von Ludwigslust in die frische freie Lebensluft einer deutschen Hochschule überging. Allerdings waren die traurigen Verfolgungen bereits über die deutschen Burschenschaften eingebrochen, und auch Baiern hatte sich von denselben nicht ausgeschlossen. Indessen bestand doch dort die Verbindung, wenn schon unter strenger Aufsicht, fort, und die meisten, nach dem Zeugnisse der Lehrer auch die besten von den Studirenden, gehörten ihr an. Es ging ein kräftiger, lebendiger Hauch durch dieselbe, nicht nur von wissenschaftlicher Regsamkeit, sondern auch von sittlichem Ernste und wenigstens großer Empfänglichkeit für das Evangelium. Es war nicht sowohl die bekannte Beweglichkeit in dem Geiste des neuberufenen Professors, als der innerste Zug seines liebenswürdigen Gemüthes, vermöge dessen er in dem neuen Kreise augenblicklich heimisch und mit seinen Jüngern jung ward.

Sein nächster Beruf war, ihnen die Geschichte der Natur vorzutragen, und zwar nicht nur die Pflanzenkunde, die Geschichte des thierischen Lebens u. dgl. einzeln, sondern er sollte auch in einer Vorlesung über allgemeine Naturgeschichte ein Gesammtbild zeichnen. Diese Vorlesung, welche er im Winter hielt, haben auch viele Studirende aus andern Facultäten, namentlich viele junge Theologen, gehört. Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Lebensbildes, die Stellung Schuberts unter seinen Fachgenossen, seine Verdienste um die Naturkunde u. dgl. eingehend zu beleuchten. Wir haben uns daher manche Beschränkung in der Darstellung seiner Wirksamkeit auferlegen, Manches übergehen müssen, was wir gern gegeben hätten. Dadurch ist das Recht erkauft, jetzt ausführlich über die Auffassung Rechenschaft geben zu dürfen, welche er von seinem Gegenstande hatte. Es geschieht in seinen eigenen Worten:

„Ich bin (so schreibt er) an Kenntnissen und Kräften kein Blumenbach und noch weniger ein Alexander von Humboldt; ebenso wie diese, fühlte jedoch auch ich mich mächtig hingezogen zum

Erfassen der großen Gesammtheit der Schöpfungen Gottes und zum Zeugen von den Gedanken dieser Gesammtheit in meinen belehrenden Vorträgen. — Ich gab als Einleitung einen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Naturwissenschaft, darin ich den Drang zur Erkenntniß der Natur und der in ihr waltenden Schöpferkräfte als eine tief in der Natur des Menschengeistes begründete, ihr eingeborne Gabe zu erweisen suchte. Die Anfänge dieser Entwickelungsgeschichte sind eine Weisheit der Tempel gewesen, eine Erkenntniß der Natur im Vereine mit der Erkenntniß ihres Schöpfers. Der Menschengeist hat bei dem Werke seines Wissens wie seiner Kunst nach allen Richtungen zuerst die Hand an den Umriß des großen Ganzen gelegt, ehe er die Ausführung der einzelnen Lineamente versuchte. In der Zeit seiner Jugend und blühenden Stärke wohnte in ihm die Kraft jener Titanen, welche nicht am Aufheben der Strohhalme und der kleinen Steine, sondern am Fortbewegen und Aufthürmen großer Felsenlasten und ganzer Berge sich ergötzte. Unter den Kunstwerken der Menschenhand stehen die riesenhaftesten: die Pyramiden des Nilthales und der noch in seinen Trümmern mächtige Bau am Euphrat als die ältesten da; unter den Wissenschaften gebührt der Sternkunde im Alter der Vorrang, nächst dieser der Geschichte des Steinreichs, dann jener der Pflanzen und Thiere, zuletzt auf diesem Grundbau fügte sich als Schlußstein des Ganzen die Betrachtung der Natur des Menschen. In dieser Ordnung suchte ich durch meine Vorträge das Aufmerken meiner jungen Zuhörer und die Freude an der Betrachtung der Natur zuerst durch das Hinweisen für das Erhabenste und Höchste: für den Sternenhimmel und die Gesetze seines Bewegens zu erwecken. Außer den Vorträgen im Hörsale benutzte ich an hellen Abenden draußen im Freien die Anleitungen zur Kenntniß des gestirnten Himmels. An die Betrachtung des Weltgebäudes schloß sich durch naturgemäßen Uebergang die des festen Erdkörpers und seiner verschiedenartigen Gebirgsformationen an. Schon hier gab es Gelegen-

heit zum Anknüpfen einer vorläufigen Bekanntschaft mit manchen der am allgemeinsten verbreiteten Steinarten; durch den Abriß einer Naturgeschichte des Steinreichs wurde jedoch jene vorläufige Bekanntschaft zu einer genaueren Anschauung der Hauptformen, Klassen und Familien der Mineralien erweitert.

In den naturgeschichtlichen Vorträgen über das Stein-, Pflanzen- und Thierreich pflegte ich mich gern einer aristokratisch-gesinnten Parteilichkeit hinzugeben. Ich verweilte aus besonderer Vorliebe bei der Betrachtung der Naturkörper von fürstlichem, altadeligem, so wie verdienstadeligem Range. Die Gegenstände von altadeligster Würde waren mir die, welche schon in dem ältesten und geistig bedeutungsvollsten Buch der Bücher genannt und zum Theil nach ihren Eigenschaften und ihrer Stellung im großen Haushalt der Erde beschrieben sind, unter ihnen vor Allen jene, denen ihre symbolische Vorbedeutung eine königliche Weihe gab. Nächst diesem ältesten Adel haben jene Stein-, Pflanzen- und Thierarten einen alten Adel, welche im Kreise des Tempeldienstes der ältesten Völker auftreten, dann folgen die Reihen jener natürlichen Dinge, welche das klassische Alterthum, als der näheren Bekanntschaft werth, hervorgehoben, welche die ehrenwerthen Altmeister der Naturgeschichte: Aristoteles, Theophrast, Dioskorides, Plinius und Galen benannt und beschrieben haben. Aber auch dem Verdienstadel wurde die ihm gebührende Würdigung gegeben; jene Mineralien, Pflanzen und Thiere wurden vorzugsweise beachtet und in ihrer Gestalt und Eigenschaft am ausführlichsten beschrieben, welche für den allgemeinen Haushalt der lebenden Natur, am meisten aber für den des Menschengeschlechts die höchste Bedeutung haben. Das sind die niemals versiegenden Quellen, welche des leiblichen Lebens Mangel mit Strömen des Wohlgefallens erfüllen, welche dem Menschen Speise und Trank, Kleidung und Obdach, Wärme und leuchtende Flamme darreichen oder mit ihren heilbringenden Kräften an sein Krankenbett treten. Aber auch unter der Mehr-

zahl der nicht adeligen Naturkörper, unter dem Bürger= und Bauernstande derselben finden sich viele, welche durch ihr äußeres Erscheinen eine Lust der Augen sind, und durch die Geschichte ihrer Entdeckung, ihrer willkürlichen Verwerthung im Handel und Wandel der Völker, gleichwie die Kaurisschnecke, merkwürdig sind, und selbst das Volk aus dem Bettlerstande der natürlichen Dinge hat seine Bedeutung für das Gesammtleben und Bestehen des Ganzen. Mitten aber in dem friedlichen Verkehre der natürlichen Dinge treten auch die feindlichen Kräfte der Gifte und betäubenden Schädlichkeiten auf, unter ihnen die Mächtigen, von so uraltem Adel, als die Schlange; auch bei ihnen, sowie bei der Beschreibung ihrer Wirksamkeit und ihrer Stellung zu den andern Reichsgenossen, der Sichtbarkeit, muß die Betrachtung verweilen."

Im Sommer las er dann diejenigen Gegenstände, zu deren Verständniß die lebendige Anschauung nöthig war; er durchzog Berg und Thal, Feld und Wald, umgeben von seinen Schülern, auf deren Bitten er endlich auch, über seine Pflicht hinaus, Vorträge über Bergbaukunde hielt. Besonderen Werth erhielten alle seine lebendigen Mittheilungen außer durch die Fülle des Stoffes und durch die gründliche Vorbereitung, die ihnen voranging, durch den frischen Vortrag, welcher einen Scherz, einen Gedankensprung, ein anregendes Bildniß nicht verachtete, bald aber wieder auf den Kern der Sache kam. Ob er etwas gewirkt? frage doch, wer daran zweifelt, die Männer der Wissenschaft, welchen Klang bei ihnen die Namen Rudolph und Andreas Wagner, Engelhardt und Justinus Liebig haben. Sie haben zu seinen Füßen gesessen und werden gern von dem, was ihnen in Erlangen gegeben ward, reden.

Schubert meinte aber, seine Professorenpflicht nicht erschöpft zu haben, wenn er das Universitätsgebäude im Rücken hatte. Herz und Haus stand seinen Schülern offen. Und in diesem Privatverkehr hat er unendlich viel Gutes gestiftet, zu schweigen von den bedeuten=

den Unterstützungen, welche seine immer offene Hand in aller Stille den Armen zuzuwenden wußte. Er war, wie wir wissen, ein treuer Bekenner des Bibelglaubens, aber die Zusammenkünfte in seinem Hause hatten keinen besonderen Charakter; es waren sogar meist die Burschenschafter, die sich von ihm angezogen fühlten. Er sah sich als einen Werbeoffizier an; er wollte gewinnen, was dann Andere, dazu Ausgerüstete, sammeln und stärken mochten.

Dafür hob und trug ihn aber auch die begeisterte Liebe der Studirenden; wie Söhne oder jüngere Brüder schlossen sie sich ihm an und segneten noch in späten Tagen sein Andenken. Ein Gelehrter von großem, wohlverdientem Rufe, Professor Karl Hase in Jena, schrieb, als er sein erstes größeres Werk dem verehrten Lehrer widmete, am 25. August 1826: „Von den heiligen Stunden an, da Sie einem vertrauten Kreise in den Tiefen des Gemüthes und in den Wundern der Natur die Thaten Gottes nachwiesen, bis zu den geselligen Freuden und den kleinen Sorgen für Bedürfniß und Behaglichkeit der jungen Freunde überall in Ihrem Hause, das mir in der Fremde zum Vaterhause wurde, hat mich der Geist eines christlichen Familienlebens so nahe berührt, daß dieses Bild auch meiner wissenschaftlichen Richtung unvergänglich eingedrückt wurde.“ Er hat dies Bekenntniß am 22. März 1860 erneuert und nur ausgesprochen, was Hunderte mit ihm fühlten, aber minder begabt oder minder hochgestellt, nicht so kräftig bezeugen konnten.

35. Der Schriftsteller.

Es ist staunenswerth, welche Arbeitskraft Schubert unter den angenehmen Verhältnissen Erlangens entwickelte. Vollendung angefangener Sachen, Grund zu den bedeutendsten spätern Werken und selbständige Anlage und Ausführung einer größeren Zahl derselben, gehören dieser Zeit an. So ward der in Ludwigslust begonnene Schlußband der Ahndungen jetzt zu Ende

gebracht, und als eine Arbeit, deren sich der Verfasser nicht zu schämen hatte, herausgegeben.

Eine kleine Empörung, wenn man es so nennen mag, der Studirenden, schuf eine ungerechnete Ferienzeit. Diese nämlich, durch Bürger gereizt und beleidigt, beschlossen, um Neckereien und Streitigkeiten ein rasches und unschuldiges Ende zu machen, auf einige Tage Erlangen ganz zu verlassen. Heimgekehrt fanden sie Ruhe. Diese kleine Pause genügte Schubert, um, veranlaßt durch die neuesten Entdeckungen, welche am Himmel gemacht worden waren, sein Buch über die Urwelt und die Fixsterne zu schreiben. Die überraschende Thatsache, daß sich in der Sternenwelt die großartigste Mannigfaltigkeit der Bewegung zeigt, welche dennoch überall dem einen Gesetz der Schwere unterworfen war, bildete den Ausgangspunkt für eine Wanderung durch die Himmelskörper, deren Ziel die Sonne „aller Sonnen" war.

In den ersten Wochen der Herbstferien 1822 genügte er dem anfänglich abgewiesenen Wunsche des Erlanger Verlagsbuchhändlers C. Heyder, eine Naturgeschichte für Schule und den Selbstunterricht herauszugeben. Er traf den Ton so glücklich, daß das Buch seinen Weg in viele Schulen und Häuser nahm nnd neunzehn Mal aufgelegt wurde. „Ein Autor, der sich Rebau nannte, brachte auch dadurch einen ziemlichen Theil des Inhalts meines Buchs unter die Leute, daß er ihn, großentheils ganz wörtlich, abschrieb und in einem Buche von ähnlichem Titel unter seinem Namen abdrucken ließ. Uebrigens hat der spätere, redliche Herausgeber der sogenannten Rebau'schen Naturgeschichte das nicht zu sehr assimilirte fremde Eigenthum nach bestem Wissen wieder auszuscheiden gesucht." Dieser volksthümlichen Darstellung der Naturgeschichte sind später eben solche der Menschen- und Seelenkunde, sowie der Sternkunde, gefolgt.

Das Jahr 1823 brachte in dem Lehrbuch der Kosmologie eine sehr werthvolle Gabe wissenschaftlicher, in dem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach

Salzburg, Tirol und der Lombardei" eine solche humoristischer Art. Diese Reisebeschreibung, welche den Ton des Wandsbecker Boten mit Glück nachahmte, fand eine außerordentlich günstige Aufnahme und erlebte mehrere Auflagen. Sie trug auch dem Verfasser manches Liebe ein. Er hatte sie z. B. dem Bischof Sailer zugeschickt und erhielt von diesem eine außerordentlich herzliche Antwort. Es blieb nicht bei dem einen Briefe, und wie Schubert gewöhnt war, was ihm Freude bereitete, eine Wohlthat für Tausende werden zu lassen, so brachte uns dieser Verkehr die bereits erwähnte Erinnerungsschrift an Wittmann und dessen Geistesgenossen ein, jene Schrift, in deren Vorrede sich der Verfasser glücklich schätzt, einer Kirche anzugehören, die es ihm erlaubt, auch das Vorzügliche und die Vorzüglichen in der andern anzuerkennen. Das Wanderbüchlein hatte anfangs nur ein langer Brief an die Prinzessin Marie von Mecklenburg, damals schon Gemahlin des Prinzen Georg v. Sachsen-Altenburg, sein sollen. Da es sich zum Buche erweiterte, ward es auch deren Schwägerin, der Kronprinzessin Therese v. Baiern überreicht, die es sehr gütig aufnahm. Auch seine Allgemeine Naturgeschichte schrieb Schubert noch in Erlangen.

Um eine fernere Richtung seiner Schriftstellerei zu verstehen, müssen wir weiter ausholen. Zu Roth am Sand, zwischen Nürnberg und Weißenburg, fühlte ein dortiger Pfarrer, Ch. Ph. Heinrich Brandt, ein frühe im Feuer der äußeren wie inneren Trübsal geläuterter Mann, sich gedrungen, im Jahre 1823 eine theologische Zeitschrift herauszugeben, von welcher er, in Hoffnung tüchtiger Mitarbeiter, einen Segen für seine Zeit erwartete, der hernach zunächst ihm selber kam. Denn ihm selber ist bei diesem Tagwerk das volle Morgenlicht aufgegangen, und er hat in zwiefachem Maße die Gaben empfangen, welche sein redliches Herz Andern mittheilen wollte." Der treffliche Mann gab alle seine Zeit, welche ihm die gewissenhafte Führung seines Amtes überließ, der Begründung und Erhaltung jener Zeitschrift hin,

und ist seitdem fortwährend durch die Herausgabe eines Predigtbuches, sowie eines Magazins für Prediger, vor Allem aber durch die Schul- und Pflegeanstalt für die verwaisten Kinder aus den Pfarrerfamilien für das Reich Gottes thätig gewesen. Jetzt ein alter Held und Zeuge des Glaubens, ungebeugt und freudig im Hoffen unter der Last der Krankheit und des Alters, demüthig und fest, kindlich freundlich und mild wie männlich ernst. Er ist einer von denen, die ihren Lohn auf Erden nicht dahin genommen haben, aber er steht ihnen sicher in guter Hand.

Doch ich wollte hier eigentlich nicht von dem Pfarrer und nunmehrigen Dekan Brandt, sondern von dem homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatte reden, zu dessen Herausgabe ihn ein innerer Drang genöthigt hatte, der ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Der Mann wußte selber nicht recht klar, was er eigentlich damit wollte und wie er der Sache angreifen müsse; daß er aber etwas Gutes wolle, und daß ihm Gottes Beistand und Segen dazu nicht fehlen werde, das wußte er wohl. Dazu schon allein gehörte jedoch ein guter Glaube. Denn die Geschäfte seines Amtes und die Mühen, die er damit hatte, sein Blatt nur unter die Presse, und aus dieser unter die Leute zu bringen, ließen ihm keine Zeit, selbst viel hineinzuarbeiten, er mußte sich unter seinen Herren Amtsbrüdern nahe und fern nach Mitarbeitern umsehen, er fand dergleichen von der damaligen ordinären Art, und so geschah es, daß die ersten Nummern seines Blattes nichts Anderes als Nesseln der Nesselausraufer an den Büschen und faule Eier von Eidechsen, welche die Ausraufer unter dem Gesträuche gefunden, zu Markte brachten. Dergleichen Zeugs konnte man jedoch überall um leichtes Geld und umsonst haben, keiner mochte es kaufen, und der arme Brandt, wie der Drucker seines Blattes, hätten sich zwar keine Nesseln aus dem Boden, wohl aber die Haare aus dem Kopfe raufen mögen wegen des schlechten Fortganges ihres Geschäftes. Da gerieth der Geist des Herrn über einen Simson, daß er den faulen Eselskinnbacken

in die Hand nahm und damit schlug die Philister. Eigentlich war es aber nicht Ein solcher schlagfertiger Held allein, sondern es waren ihrer Zwei, es war ein Brüderpaar aus dem Pfarrhause zu Gundelsheim, der August und Heinrich Bomhard, welche mit dem Eselskinnbacken in solcher Weise handthierten. Diesen Beiden, wie allen ihren zahlreichen Geschwistern, hatte ihr geistreicher treuer Vater, und mit ihm ihre kindlich fromme Mutter einen so unerschütterlich festen Grund des Christenglaubens in Herz und Kopf gelegt, daß derselbe auch bei den beiden Theologen gegen das Rütteln und Schütteln der damaligen Universitätslehrer guten Stand hielt. Und für diese Beiden, in denen schon längst der Feuereifer brannte über das Unwesen der Nesselraufer wie der offenbaren Lästerer, schien eigentlich das Blatt von vornherein recht gemacht und bestimmt zu sein. Mit dem Augenblicke, wo diese die Hand ausstreckten zur That, und wo nun alsbald noch andere Treugebliebene im Lande sich hülfreich zu ihnen gesellten, beginnt eigentlich erst die Geschichte des Blattes, aus welcher ich hier einige Züge mittheilen will, die ich aus einem Briefe entnehme, den mir ein Mann aus Augsburg schrieb, dessen Name bei Allen, die den Herrn fürchten, gut angeschrieben ist, noch besser aber und unvergänglicher droben bei dem, welcher die Furcht Isaaks und Israels Trost ist.

„O schön, daß du in deiner Selbstbiographie dem Andenken unseres Korrespondenzblattes ein grünes Plätzchen einräumen willst. Jene Zeit verdient es — mir geht das Herz auf, wenn ich an die damaligen Feldzüge gegen Beelzebub und sein Heer denke und das „Hie Schwert des Herrn und Gideon," vor welchem das Gesindel flüchtig werden mußte, wie dort die schlaftrunkenen Midianiter. Kein preußischer Veteran kann an die Schlachten von Leipzig und Waterloo mit größerem Vergnügen und mehr Dankbarkeit gegen den gedenken, der allein den Sieg gibt. In Kürze hat die Geschichte des damaligen theologischen Befreiungskrieges mit seinem Zweck und Ausgang mein seliger Bruder

Heinrich (Bomhard) in dem ungemein schönen Valetsegen angedeutet, der im letzten Blatte des letzten Jahrganges den Beschluß des Blattes macht. Ueberhaupt ist es mein seliger Heinrich, dem in diesem Kriege der Lorbeer und die Palme des Sieges am meisten gebührt, denn das Korrespondenzblatt, wie ein scheintodt gebornes Kind, kam erst zum Leben, als er mit einem kleinen, aber gediegenem Aufsatz, polemischer Natur, darin auftrat. Ich gesellte mich dem geliebten Bruder, mit dem ich immer Ein Herz und Eine Seele gewesen, sofort mit Freuden bei, und bald hatten wir das Ungeziefer aus dem Blatte verjagt, welches von nun an jene durchaus entschieden positiv evangelische, meist polemische Gestalt annahm, in der es Gottes Gnade reichen Segen gebracht hat. In uns beiden Brüdern hatten Zorn und Schmerz über die Verheerungen des Weinberges lange genug gegohren und einen Ausweg gesucht; wie junge Löwen, die nach dem Raube brüllen und ihre Speise suchen von Gott, fuhren wir hinaus unter die alldurchwühlenden und Alles niederreißenden Gethiere. Daß diese ein entsetzliches Geschrei erhuben in allen möglichen Zeitschriften, in vielen auswärtigen Consistorial- und Generalsuperintendentenseelen, welche öfters Klagen dagegen einreichten, das versteht sich von selbst, war aber Musik in unseren Ohren, weil es bewies, daß die Hiebe nicht daneben gefallen waren."

Es schlossen sich nach und nach mehrere brave Mitarbeiter an, die ich jedoch nicht mehr alle weiß, und von denen ich nur den Oberconsistorialrath Böckh (damals Pfarrer in Nürnberg), den seligen Kirchenrath Lehmus in Gräfenberg, die Gebrüder Dietlen, den lieben Pfarrer Redenbacher und Pfarrer Krummacher in Langenberg nennen will. Der selige Harms erfreute uns mit einer aufmunternden Zuschrift. Nun dieses, so wie jedes andere Lob *gebührte* vor Allem meinem Bruder Heinrich. Sein vielseitiges Wissen, seine große Belesenheit, sein durchdringender Scharfsinn, dem keine Blöße der Gegner entging, sein schneidender Witz und spielender, schillernder Humor, verbunden mit der

entschiedensten Glaubenstreue und innigsten Frömmigkeit des Herzens, machten ihn den Feinden furchtbar und den Freunden über Alles werth; er war lange bei weitem der thätigste Mitarbeiter, und als er, in ein sehr beschwerliches Amt versetzt, wenig mehr beitragen konnte, kam es bald dahin, daß das Blatt von Niemand mehr gefürchtet, aber auch von Niemand mehr geliebt wurde."

„Ehre und Dank gebührt unseren damaligen geistlichen Oberbehörden, den Consistorialräthen Roth und Fuchs in Ansbach, und den edlen Männern Fr. von Roth und von Niethammer in München, die das viel angefochtene Blatt schätzten und beschützten, uns zwar manchmal freundschaftlich mehr Mäßigung anempfahlen, übrigens aber, wenn wir die Empfehlung nicht sehr beachteten, uns ruhig gewähreu ließen."

„Unter den Gegnern war der grimmigste und rührigste und der berüchtigtste Stephani, Kirchenrath und Dekan in Gunzenhausen, ein angesehener Vielschreiber, der besonders auf die Schulmeister den verderblichsten Einfluß hatte. Dieser gab flugs eine eigene Kirchenzeitung, die Gunzenhäuser genannt, heraus, die unsrige zu paralysiren; wohl das häßlichste Schmutzblatt dieser Art zu seiner Zeit, das jedoch keinen Absatz fand, ihm schweres Geld kostete, und wie der Stank eines Schwefelfadens, der auf die Kohlen fiel, bald aus der Luft verschwand."

„Schon öfters hatte ich hier die Freude, von Leuten aus Norddeutschland besucht zu werden, Geistlichen und Anderen, die mir von dem Segen erzählten, den unser Blatt gestiftet hatte. Besonders erfreulich war mir, was mir erst vor einem Jahre ein schlesischer Pfarrer sagte. Er sei, so erzählte er, damals Studirender in Halle gewesen und in einer näheren freundschaftlichen Verbindung mit etwa sechzehn bis zwanzig anderen Studirenden der Theologie gestanden, welche, so wie er, im Rationalismus aufgewachsen und verstrickt, sämmtlich durch unser Blatt auf den rechten Weg geführt worden seien. Sie wären manchmal dem Post-

wagen stundenweit entgegen gegangen, um es etwas früher zu bekommen."

„Freilich athmete das Blatt von Brandt in seiner Blüthenzeit Jugendfrische, lebendige Anschauung und große Glaubensfreudigkeit, und machte den Baal und seine Pfaffen zu Spott und Schanden; es bestreute die Tausende von Blutegeln, die dem Leibe des Herrn: der Kirche des Herrn das Blut entzogen, mit Salz, daß sie ohnmächtig herabfielen, wie hoch sie auch daran sitzen mochten — das Alles machte sonderlich auf die Jugend einen kräftigen Eindruck. Es glich in der Art seines Befreiungskrieges Lützow's wilder Jagd, hinter welcher alsdann das Gros der Armee, die Evangelische Kirchenzeitung, kam, die den siegreichen Kampf mit Ehren fortgesetzt hat bis auf diesen Tag." — —

So spricht sich mein lieber Bruder, der August Bomhard in Augsburg, noch jetzt als ein recht freudiger Kriegsmann über die damaligen Kämpfe mit dem und für das Wort, gegen die Verächter und Feinde desselben aus. Nun, er hat Recht dazu, der Herr unser Gott selber wird uns als der rechte Kriegsmann 2 Mos. 15 V. 3 genannt und läßt sich bei mehreren Gelegenheiten als einen solchen preisen, darum kann es wohl keinen höheren Stand geben, als den eines Soldaten, der die Kriege des Herrn führt, welche ja immer nur den Frieden zu ihrem Kampfpreise und Ende haben. Auch ist es der Krieg, der innerliche wie der äußerliche allein, der den ordentlichen Soldaten macht und bildet, denn er lehrt den Leuten Wachsamkeit bei Tag wie bei Nacht, und den rechten Gebrauch der Waffen. Darum, du alter Kriegsmann in Augsburg, erhalte dich Gott noch lange, umgürtet an den Lenden mit Wahrheit, im Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens und mit dem zweischneidigen Schwerte des Wortes in deinen kräftigen Händen. Und wenn du ausgedient hast, du treuer Kriegsknecht, da nehme Er dich mit Ehren an.

Man kann wohl sagen, daß von der damaligen Zeit, von der Mitte und dem Ende des dritten Jahrzehntes dieses Jahr-

hunderts erst wieder ein neues Leben des Glaubens und seines Bekenntnisses in den geistlichen Stand der bairischen lutherischen Kirche kam. Und daß die Erweckung nicht bei diesem einen Stande blieb, sondern weiter und tiefer eindrang in das Volk, das bezeugte die enge Theilnahme am Werke der Mission (zu Basel). Der Wind aber, der das Feuer anblies, so wie die Nahrung, die seine Flamme unterhielt, kam von sehr verschiedenen Seiten her. Daß unter den jungen studirenden Theologen in Erlangen der reformirte Pfarrer und Professor Krafft, dieser siegreiche, im inneren Kampf hochgeübte Bekenner der Wahrheit, vor Allem den lebendigen Glauben geweckt und befestigt habe, diesen Ruhm wird ihm der Neid der Parteien niemals streitig machen. Aber von außen her kam diesem werthen Manne noch eine andere Hülfe. Dies war die treue aufrichtige Sorgfalt der Vorsteher und Häupter unserer kirchlichen Angelegenheiten, die mit Recht als Säulen angesehen waren: des Oberconsistorial-Präsidenten Fr. v. Roth und seines treuen Gehülfen, des vielerfahrenen, weisen Niethammer in München, mit denen der redlich meinende von Grupen Hand in Hand ging. Fr. von Roth, ihn nenne ich hier als den Führer der Anderen, welcher den Felsengrund des Christenglaubens schon frühe gefunden hatte, wollte das Werk seines großen Berufes, das Wohl der Kirche, nur auf diesen Grund erbauen; sein angelegentlichstes Bemühen ging dahin, daß an der protestantischen Landesuniversität Erlangen alle die Lehrstühle, deren Aufgabe die Bildung künftiger Theologen ist, christgläubigen, bekenntnißtreuen, im Wissen wohlbegründeten Männern anvertraut würden. Auch bei der Besetzung der einflußreichsten geistlichen Stellen im Lande nahm er, so weit seine Kraft und seine Stimme reichten, dieselbe Rücksicht. Sein Wunsch, Erlangen zu einer Vorschule christgläubiger Theologen zu machen, ist ihm in erfreulicher Weise gelungen."

Schubert arbeitete an dem Korrespondenzblatt mit und schrieb für dieses seinen Oberlin; auch viele andere ihm ver-

wandte Blätter unterstützte er und betheiligte sich später an der Evangelischen Kirchenzeitung. In dieser erschienen z. B. seine in „Altes und Neues“, Theil 3, aufgenommenen „Mittheilungen aus dem Reiche.“

Wie am Schlusse des vorigen Kapitels Schuberts freundliches Bild einen engen Kreis mit seinem Lichte segnend erfüllte, so sehen wir ihn hier in gleicher Gesinnung weiten Kreisen Segen bringen. Nicht nur nämlich fanden seine lieblichen Schriften die weiteste Verbreitung, sondern sie brachten ihn auch in eine lebendige Verbindung mit Allen, die in irgend welcher Weise für christliche Wahrheit und christliches Leben thätig waren oder sind. Bei seiner unbegreiflichen Arbeitskraft gingen seine Briefe über das ganze deutsche Vaterland, und es wird sich in demselben kaum ein größeres Werk finden, das zu dem Dienste des Reiches Gottes bestimmt, und nicht irgendwie auch von ihm gefördert worden wäre. Ebenso ist die Zahl derer klein, welche in gleichem Geiste mit ihm wirksam, sich nicht eines Liebeszeichens an ihm zu erfreuen hätten.

Möge es uns erlaubt sein, der weiteren Erzählung vorgreifend, das letzte derselben hier mitzutheilen. Es ist ein von dem Sterbebette aus geschriebener Brief an Harms in Hermannsburg, dessen Vollendung der Tod verhindert hat. Der Brief lautet (vergl. Hermannsburger Missionsblatt 1860, S. 168. 169).

„Ein alter armer Bruder, der aber in den täglichen und stündlichen Erfahrungen von der Vatertreue und Erbarmung seines Gottes in Christo Jesu, dem Heiland und Seligmacher der begnadigten Sünder reich, glücklich und sehr vergnügt ist, möchte vor seinem Ende auch noch einmal den Bruder Harms in Hermannsburg im Geiste die Hand drücken, denn er hat diesen seit Jahren sehr lieb. Ich bin nun über das achtzigste Jahr hinüber, also hinaus über die Gränze, von welcher es heißt: und wenn es hoch kommt! Auch ist meine alte Hütte so mauerrissig und leck, daß, wenn ich so still im Bette liege, ich überall durch die Löcher des

Daches hindurch hinausblicken darf auf Etwas, das mir ein fern im Osten aufgehender Morgenstrahl beleuchtet und das einem Bau von Gott erbauet, nicht mit Händen gemacht, gleichet. Ja, dort wird auch der Erdenpilger, der im Glauben seinen Weg zog, statt des zerfetzten Wanderzelts, eine ewige Hütte finden, vor allem aber das Haus des Vaters, von welchem mein Heiland sagt, daß darin viele Wohnungen sind, und daß er hingehen wolle, auch für uns eine zubereiten. Nun, der liebe Herr Jesus hat auch mich, dem Fluch und ewigem Tod anheimgefallenen Knecht der Sünde frei gemacht vor Seinem Vater, ja zu einem Kindesrecht im Hause dieses Vaters mir verholfen; darüber bin ich sehr froh und weiß, daß ich armer Knecht auch dort im himmlischen Vaterhause ein Räumlein finden werde, da ich mich des Naheseins meines lieben Herrn Jesu freuen kann, und mit den Engeln lobsingen darf dem Lamm, das für mich und Dich erwürget ward. Lieber Bruder, ich habe für Dich ein Wort empfangen aus einem im Glauben und in rechtschaffener Liebe gestorbenen Christenherzen, das auch mir recht wohl gethan hat. Ich gebe es an Dich weiter, und wenn Du einmal Dein Ende so nahe fühlst als ich das meine, dann gib Du es als ein Vermächtniß auch weiter an einen Bruder, den Du recht lieb hast, und dem Du gern zum letzten Mal Gottes Frieden wünschen möchtest. Das Wort heißt: lasset Euch nicht erbittern, und steht 1 Kor. 13, 5, wo" — da bricht der Brief ab.

36. Erlebnisse im Amt und im Hause.

Ein Ereigniß, nicht für das Schubert'sche Haus allein, sondern für ganz Erlangen war es, als im Jahre 1821 Schelling dem Verlangen, wieder durch das lebendige Wort zu wirken, nachgebend, sich als Lehrer an der Universität Erlangen niederließ. Es war, als ob ein König in den Kreis seiner Lehnsleute einträte; mit freudiger Huldigung ward er empfangen und

mit Ehrfurcht durch die drei Jahre seiner Lehrthätigkeit auf allen seinen Wegen begleitet. Schubert und Pfaff, seit Schweiggers Abgange unzertrennliche Freunde, setzten sich lernend unter die Hörer des Meisters. Und er war ein König, gewaltig in der Kraft seiner Rede, die mit gleicher Macht einherströmte, wie vor dreißig Jahren zu Jena; er war es durch die Herrschaft, welche er über seine Schüler gewann. Sein Einfluß adelte den Verkehr der Gelehrten unter einander, hob den Geist der freien Wissenschaftlichkeit unter den Lernenden. Aber weit davon entfernt, für sich etwas gelten zu wollen, wies er vielmehr mit noch größerer Bestimmtheit, wie in seinen Jünglingsjahren, auf den ächten Lebensquell hin. Und mit ungleich größerer Wirkung. Daß ein solcher Mann mit der höchsten Verehrung von der Heiligen Schrift redete und im Leben sich zu ihrer Lehre bekannte, daß er an jedem Sonntage seinen festen Platz nahe der Kanzel des vielgescholtenen Krafft einnahm, das wirkte. Das gab auch den einschlagenden Bemühungen der Anderen Nachdruck, ja es riß auch diese fort. So mag sich glücklich schätzen, wer in jenen Jahren an dem Werke der Verjüngung Theil nahm, das dort getrieben ward. Nicht Frömmler, noch Buchstabendiener wurden erzogen; dafür zeugt schon die Verschiedenheit der Wege, auf welchen wir den Männern im Leben begegnet sind, die um jene Zeit durch die Erlanger Schule gingen. Freund und Feind haben Namen wie die der Brüder Wagner, die von Stahl, K. Hase, Höfling, Harleß, Dorfmüller — oder den des Grafen von Platen und Puchta's stets mit der größten Achtung genannt.

Schubert hatte außer der Freude, mit solchen Männern und Jünglingen in geistigem Verkehre zu stehen, auch noch die eines innigen Umganges mit Schellings Familie, und dort war der große Denker vertraulich, gemüthlich, liebenswerth. Nicht blos die Männer verband das brüderliche Du, sondern auch die Frauen knüpften ein Freundschaftsband, was erst der Tod gelöst hat.

Zu den Todesfällen, deren wir oben gedachten, kam damals noch der eines auswärtigen Freundes, erschreckend durch die Umstände, unter denen er eintrat. Gerhard von Kügelgen ward am 27. März 1820 ermordet. Im vierten Bande von „Altes und Neues“ ist der Brief, in dem die Witwe dem Freunde die entsetzliche Nachricht gab, abgedruckt.

Eine angenehme Ueberraschung war der Besuch Karls von Raumer; er hatte die Freiheitskriege mitgemacht, dann wieder eine Professur erhalten; jetzt aber zog er gen Nürnberg, um dort die Leitung einer nach Pestalozzi's Grundsätzen eingerichteten Privatanstalt zu übernehmen. Mit ihm kam seine sangbegabte Frau, eine Tochter des Kapellmeisters Reichardt, dann ein junger Mann, Heinrich Ranke aus Wiehe in der goldenen Aue, den er sich zum Gehülfen ersehen, und ein diesem anvertrauter Knabe. Letzterer war Allwill Baier aus Altenkirchen auf der Insel Rügen, in dessen Vaterhause wir von Ludwigslust aus eingekehrt sind. Der Pfarrer Baier war gestorben, und Allwill begleitete nun den Candidaten Ranke, seinen bisherigen Hauslehrer, hierher. Dieser fühlte sich dem Heimgegangenen zum tiefsten Danke verbunden, denn durch ihn war er dem Predigtamt, welches er schon aufzugeben entschlossen war, wiedergewonnen worden. Der zufälligen, brieflichen Aeußerung der Mutter: „Aber predigen wirst du doch müssen,“ wußte der beredte Mann eine Deutung zu geben, welcher der Jüngling nicht zu widerstehen vermochte. Noch weniger konnte er sich dem überwindenden Eindruck von Baiers Persönlichkeit entziehen. — So in der Glut der ersten Liebe kam er jetzt nach Baiern, wo er sein zweites Vaterland fand. In Schuberts Hause waren die Tage, da die Fremdlinge darin herbergten, solche des Sanges und der stillen Freude. Sie verkehrten nun viel mit einander, und Heinrich Ranke verlobte sich zur Herzensfreude des Vaters, der ihn wie seinen eignen Sohn lieb hatte, mit der siebzehnjährigen Selma Schubert.

Ehe die Beiden ihr Bündniß vor dem Altar besiegelten, verlobte und vermählte sich Adeline Ritter, die Pflegetochter, mit dem Universitäts=Professor Georg Benedict Winer, einem Manne, bei dem man in Verlegenheit ist, ob man die stille Bescheidenheit seines Wesens, oder seinen tiefen sittlichen Ernst, oder seine hohe Gelehrsamkeit voranstellen soll. Er suchte ein christliches Weib, ein solches, was Beides im Auge hätte, wovon 1 Kor. 7, 34 die Rede ist — und er hat es in Adelinen gefunden. Mit Stolz konnte der alte Schubert in das Haus dieser seiner zweiten Tochter hineinschauen. Die That ihres Lebens ging aus dem Geiste ihres unglücklichen ersten, ihres treuen zweiten Vaters hervor.

Das eigne Kind ließ er in Bärenwalde trauen; sie sollte vor demselben Altar knieen, wie ihre Eltern. Die Wahl des Trau=Ortes hatte es dem Vater des Bräutigams, dem Pfarrer Ranke aus Wiehe, möglich gemacht, an dem Feste Theil zu nehmen. Das waren liebe Gäste, der würdige Pfarrer und seine drei Söhne: Leopold, der Mann, der uns die Geschichte der Päpste gegeben hat, die von Deutschland im Zeitalter der Reformation, ein gut Stück der preußischen und viele andere Meisterwerke; Ferdinand, der gründliche Kenner des classischen Alterthums, und Heinrich, der Bräutigam. Am Sonntag, dem 2. Oktober 1825, predigte dieser erst noch über 1 Kor. 4, 1—3, dann ward das junge Paar getraut. Was war das für ein Fest für Schubert und für die alte Witwe Martin, die Großmutter der Braut. Wie viel Wehmuth, wie viel Dank, wie viel Bewunderung der Wege Gottes zog durch die Gemüther.

Ranke blieb noch eine Zeitlang in Nürnberg, dann ward er Pfarrer in Rückersdorf bei Nürnberg, dann Dekan in Thurnau, Professor in Erlangen, Consistorialrath und Hauptprediger in Baireuth, zuletzt in Anspach. Die Ehe ward mit Kindern gesegnet, und zwischen den Eltern und dem jungen Paare blieb bis an's Ende eine treuinnige Verbindung.

Von Erlangen aus geschahen noch zwei größere Reisen; die eine nach Salzburg und Tirol, die andere durch Südfrankreich und Italien; von beiden sind Beschreibungen ausgegangen; beide haben ihm neue Herzen und Häuser geöffnet und gewonnen. Wichtiger aber als beide war die kleinere Reise, die er mit Pfaff nach München machte. Zuerst verkehrte er freilich nur mit dem Arzt Ringseis, mit seinen Gönnern v. Lerchenfeld und v. Roth und war sehr zufrieden, einem Hofball von einer Loge zusehend, die königliche Familie, der er große Wohlthaten verdankte, von fern sehen zu dürfen; dann aber veranlaßte Lerchenfeld, daß er zu einer Audienz beim Kronprinzen Ludwig befohlen wurde. Es ist bekannt, mit welch' schönen Plänen für die geistige und künstlerische Größe seines Landes sich dieser glänzend begabte Herr trug, welche Hoffnungen die Besten seines Landes auf ihn setzten, und wie viel er auch wirklich in Kunst und Wissenschaft ausgerichtet hat; aber es ist hier kein Ort, mehr davon zu sagen, als daß es Schubert für ein sehr hohes Glück nahm, mit diesem Fürsten eine Stunde reden zu dürfen. Der Schluß der Audienz enthielt das Versprechen, der Kronprinz wolle, sobald er zur Regierung gelange, die Universität Landshut nach München verlegen und Schubert dahin berufen.

Die Erfüllung folgte gar rasch. König Max starb am 13. Oktober 1825, und bald darauf geschahen die einleitenden Schritte. In Erlangen hatte sich inzwischen auch wieder Manches verändert. Im December 1824 hatte Arnold Kanne sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, an seinem Grabe sprach Krafft, wenige Freunde umstanden es. Der Eine, den wir kennen, von dem Kanne mehr empfangen, als ihm geleistet hat, hat recht tief getrauert. Die Schule aber gewann, denn in die leere Stelle ward der Dichter Friedrich Rückert berufen.

Unter diesen Umständen konnte die Berufung Schuberts nach München für ihn selbst keine Freude sein. Er hatte die acht glücklichsten Jahre seines Lebens in Erlangen verlebt,

gesegnet in seinem Hause, glücklich in seinem Amte, dankbar und reich im Genusse der Liebe, die ihm von Jung und Alt aus den Herzen seiner Zuhörer und Schüler, wie seiner Collegen und seiner Mitbürger entgegenkam. Nun sollte er wiederum wandern und Grund legen und einrichten, und das in Gemeinschaft mit einem Manne, der neben dem Rufe der Gelehrsamkeit auch den der größten Unverträglichkeit hatte, und obenein auf dem Gebiete der Naturanschauung sein offener Gegner war. Es war Dr. Oken, jetzt fast nur noch durch seine Abbildungen zur Naturgeschichte in weiteren Kreisen gekannt. Wie gern hätte er dem allseitigen Verlangen, welches ihn an der alten Stätte zurückzuhalten suchte, nachgegeben. Er ließ es zu, daß eine einmüthige Vorstellung der Amtsgenossen mit der Bitte an den König ging, ihnen den Freund zu lassen, aber dem Willen des Landesherrn hatte er sich dankbar zu beugen. Er ging denn unter den mannigfachsten Bezeugungen von Liebe, Dank und Verehrung, womit Lehrer und Schüler in den letzten Tagen bis zum Augenblick des Abschiedes hin ihn erfreuten. Wenn ihm etwas Kraft gab zu den weiteren Schritten, so war es die Erfahrung von der Liebe, die ihn umgab.

37. In München.

Reicher und bewegter als je eine andere Zeit seines Lebens, auch lehrhafter in manchem Bezuge, war diejenige in München, und es währte lange, ehe sich Schubert zurecht gefunden; d. h. ehe er sich mit denen, die er lieb hatte und die ihn liebten, in eine stille Gemeinsamkeit des Schaffens zurückzog.

Seine Ankunft war verzögert worden; er hatte noch in Erlangen, von der Taufe seines ersten Enkelkindes heimkehrend, den Arm gebrochen und mußte nun erst die Heilung abwarten, ehe er sich nach seinem neuen Wohnorte begeben konnt. Am 15. Mai 1827 traf er ein. Die Vorlesungen hatten schon begonnen, der König eine Reise nach Italien angetreten; der ihm sehr geneigte Minister von Schenk seine Ankunft sehnlich erwartet. Der

Anfang war ein überaus glücklicher. Die Wohnung war durch die gütige Fürsorge der Frau Dr. Ringseis völlig eingerichtet, durch die seines früheren Schülers, des Dr. Wagner, aber stand jedes Möbel genau an der Stelle des Zimmers, welches es in Erlangen eingenommen hatte. Er war also keinen Augenblick fremd und fand sich von derselben Liebe umfangen, von der er so eben entlassen war.

Es ward berathen, ob er die versprochenen Vorlesungen noch halten solle; der Minister wünschte es, treue Freunde riethen dazu; er sei erwartet, sagte man ihm, sein Ruf sei ihm ja doch vorangegangen, und gar viele Studirende hatten sich, um ihn zu hören, bei den andern Professoren nicht eingeschrieben. Er las also. Die drei ersten Schüler, die sich meldeten, waren Alexander v. Bechtolzheim aus Mecklenburg, der Schüler von Adolf Zahn, der Sohn eines Hauses, in dem Schubert vordem viel Liebes erfahren hatte. Der andere ein wackerer Theologus, Namens Zärthe, der dritte Jocham, den er seinen Johannes Clericus nennt und der von da an in fortdauernder Verbindung mit ihm gestanden hat. Das nahm er als ein günstiges Zeichen.

Eine besondere Freude gewährte noch ein Brief von Schelling, der, nun auch nach München berufen, die nahe Ankunft meldete und später seine Wohnung wieder dicht neben Schubert nahm. Ueberhaupt mochte dieser nicht klagen; alle Schleusen des geistigen Verkehrs thaten sich hier für ihn auf. Die Amtsgenossen an der hohen Schule waren meist Männer, welche in ihrem Berufe hervorragten; dazu kam nun noch die innige Freundschaft mit Schelling, Lerchenfeld, mit dem schon oft erwähnten gelehrten und erfahrenen Friedrich v. Roth und Ringseis. Erweitern wir den Kreis seiner Bekannten ein wenig, so treten, wie einst in Dresden, Dichter und Künstler ein; theils einheimische, theils von dem neuen Glanz der jungen Königsstadt angezogene Gäste. Gleich 1827 tagte dort die Naturforscher-Versammlung.

Auch ließ er nicht von seiner Gewöhnung zu reisen. Wir begegnen ihm in Karlsbad, wo sich die Freundschaft mit Hengstenberg knüpft, in Tirol, und sehen dann wieder Andre, durch seinen Ruhm — ich darf jetzt schon so sagen — bewogen, ihn aufzusuchen.

Nicht lange nach seiner Uebersiedelung vertraut ihm der König Antheil an dem Unterricht seiner Kinder und einiger seiner Verwandten, des Kronprinzen Max, des Prinzen Otto, der im vorigen Mai als Großherzogin von Darmstadt verstorbenen Prinzessin Mathilde, des jüngeren Prinzen von Leuchtenberg, der jetzigen Kaiserin von Oesterreich. In einer freien und ehrenvollen, vom Hofe unabhängigen Stellung und völlig im Einklang mit den Lebensansichten des von ihm so hochverehrten Königs, greift er natürlich die Sache jetzt anders an, als vor zehn Jahren, und so wird sie ihm die Quelle hoher Freuden, solcher, an denen Ehrgeiz oder Hochmuth keinen Theil haben. Durch die nahe Verwandtschaft beider Familien tritt er auch den Höfen von Ludwigslust und Sachsen-Altenburg näher. Herzog Eduard von Altenburg wird sein Freund, Herzog Albrecht besucht ihn, und mit Prinzeß Helene, der nachher so unglücklichen Herzogin von Orleans, entspinnt sich ein lebhafter Briefwechsel.

Bei alle dem fehlten die Sorgen nicht, ja sie gewannen eine niederdrückende Gewalt. Schon die Naturforscher-Versammlung hatte deren viele gebracht, weil sie ein verfrühtes Unternehmen war. Es war nicht möglich, alle Sammlungen in den vier Monaten in eine Ordnung zu bringen, welche so vielen Gelehrten, und was vielleicht noch mehr sagen will, so vielen Dilettanten genügt hätte. Natürlich nahm der Unverstand daraus Anlaß, denjenigen, der über diese Arbeit gesetzt ward, anzuklagen und zu verdammen. Auch trübte sich das Verhältniß zu Oken rasch und wurde bald ein offen feindliches. Die Schuld daran kommt denen zu, die, was in aller Stille geschah und dort ausgeglichen werden konnte, an die große Glocke schlugen. Nun spaltete sich

die Stadt in Parteien. Schubert war ein Finsterling, welcher die Stellung des Nebenbuhlers untergrabe, dem Volke den Genuß der Sammlungen vorenthalte, welche königliche Großmuth demselben ausstellen wolle; so sprach, so schrieb man in Tagesblättern. Es hatte wohl auch sein Gutes, daß sich Alles so rasch klärte, und der gutmüthige, leicht vertrauende Schubert vor falschen Freunden bewahrt blieb, die ihm später doppeltes Weh zugefügt hätten; aber damals hat er recht viel gelitten. Der König kam endlich zu dem Entschluß, Oken, um des Friedens willen, mit einer Einkommens-Verbesserung nach Erlangen zu versetzen. Wie glücklich würde sich sein Gegner gepriesen haben, hätte er dahin gehen dürfen. Oken aber schlug das Anerbieten aus. Die Regierung, sagte er wohl mit Recht, sei nicht befugt, einen Professor wider seinen Willen zu versetzen. Da brachen nun die Tagesblätter mit neuer Wuth gegen den ohne Grund Gehaßten los, er habe seine Stellung bei Hofe mißbraucht, um den Gegner zu beseitigen. Keine Verdächtigung ward gespart; selbst der Unterricht, den er bei Hofe ertheilte, ward zum Gegenstande des Angriffs, da es sich — wie man faselte — für einen Professor nicht schicke, Privatstunden zu geben. Oken kannte den Ungrund der Anklage, und der Ehrenhaftigkeit seines Charakters gemäß, widersprach er öffentlich; dennoch schalt man weiter. Der Gelästerte duldete still, aber sein Körper hielt nicht Stand. Er erkrankte an einer Leberentzündung. Inzwischen nahm Oken einen Ruf nach Zürich an; ein anderer Amtsgenosse tödtete sich; an seine Stelle trat Andreas Wagner, seit 1809 in fortdauernder Liebe seinem Lehrer verbunden, und so begann denn für diesen eine glückliche Zeit friedlichen Wirkens.

Noch unter den Kämpfen und Leiden aber war er an eine Arbeit gegangen, zu welcher die ersten Ansätze schon in Mecklenburg entstanden waren. Dann hatte der Plan geruht und war jetzt wieder hervorgetreten. Es sollte ein Werk sein „über die Natur des Menschen, nach ihrem äußeren leiblichen wie nach ihrem

inneren geistigen Wesen, nach ihrer Stellung zu der gesammten Welt des Leiblichen wie des Geistigen, und nach ihrer zeitlichen wie ewigen Bestimmung für diese beiden Welten", so gibt er in einem Briefe an den Schwager Reichel die Absicht an. Er wollte „zeugen von einem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zeugen von dem Sein und Wesen unserer für ein Leben der Ewigkeit geschaffenen Seele und von einer Welt des Geistigen überhaupt." Er hatte mit Erlaubniß seines Collegen Buchner in München einem alten Herzenswunsche genügt und über die Seelenlehre vor einer zahlreichen Hörerschaft gelesen. Diese Vorlesungen legte er zu Grunde; doch war das Buch eine selbständige Arbeit, an der er sehr viel Freude hatte, für die er aber auch viel that. Es gingen, was bei ihm selten war, Jahre über der Ausführung hin. Wie einst bei dem ersten Bande der Ahnungen, klärte sich der reiche Stoff auf einer Reise, dies Mal in Tirol, und noch in Botzen ward fleißig geschrieben. Von nun an gehörten alle freien Stunden, nicht bloß des Tages, dem Buche, für welches Cotta in Stuttgart den Verlag übernahm. Es erhielt den Titel: Geschichte der Seele und gilt mit Recht als das Hauptwerk seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Darstellung des Verfassers wird durch einen reichen Schatz der schönsten Stellen des Alterthums und sehr bedeutende der Kirchenväter über Gott und Seele, und dann durch eine Reihe von Thatsachen unterstützt, welche von keinem früheren Forscher so benutzt und so gedeutet wurden. Schelling vergleicht Schuberts Arbeit dabei einem Eindringen „in die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Thäler des Lebens." Das Buch wurde günstig aufgenommen und hat vier Auflagen erlebt.

Hatte Schubert ein recht streng wissenschaftliches Buch vollendet, so ließ er seinen Geist ruhen, aber nicht müßig gehen. Er schrieb Volks- und Jugendschriften, und der hochgelehrte Mann spricht in demselben wie ein Kind zu den Kindern, die ihn darum auch gar herzlich lieb haben. Seine „Sieben Erzählungen

für meine jungen Freunde"; „Vier Erzählungen, meinen jungen Freunden gewidmet", „der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel", „der Krüppel von Rottenstein", haben bis zu fünf Auflagen erlebt. Tiefer, sittlicher Ernst, milder, frommer Sinn, wehen durch alle; bei der Vertrautheit des Verfassers mit dem menschlichen Herzen tragen sie das Gepräge der innersten Wahrheit, wie denn ihrer viele eigene Erlebnisse des Verfassers oder seiner Freunde berichten. Er hatte ein seltenes Geschick, die einfachsten Dinge je nach ihrer Art zur Erheiterung, zur Warnung, zur Erbauung, gefällig und spannend mitzutheilen.

38. Die letzte Station des Lebens.

Das wichtigste Ereigniß aus den nun folgenden drei Jahrzehnten ist gewiß die Reise in das Morgenland. Es war ein alter Wunsch von Schubert, den Spuren seines Erlösers nachzugehen und auch die Stätte zu sehen, von der aus der erste Bund gestiftet ward. Mag sein, daß der Naturforscher einigen Antheil an diesem Sehnen hatte, seine eigentliche Geburt hatte es dennoch im Herzen. Er war 56 Jahre alt, als die Erfüllung seines Wunsches kam, und seine 47jährige Frau schloß sich muthig und freudig an. Von dieser gingen einige lebendige Briefe an ihre Freundinnen von den wichtigsten Reisepunkten aus. Diese, sowie solche des Vaters an die Kinder, stehen im 4. Bande von „Altes und Neues" abgedruckt. Eine ausführlichere Reisebeschreibung in 3 Bänden, reich an Ausbeute für die Freunde des göttlichen Wortes und der Natur nicht allein, sondern auch für diejenigen der Geschichte und der Erdkunde, erschien bald nach der Heimkehr bei Palm und Enke in Erlangen. (Der 3. Theil ward 1839 ausgegeben und 1840 bereits die zweite Auflage des ersten.) „An das ältere Paar der Wanderer, an mich und meine Frau — so erzählt er dort I, 38 — hatte sich vor Allem diesmal ein jüngeres, ein Paar von Freunden angeschlossen, deren Seele von

der innigen Zuneigung zu einem und demselben hehren, schönen Gegenstande entzündet und bewegt wird: von der Liebe zur Erkenntniß der Natur und des Waltens jener ewigen Weisheit, die sich durch redlich forschenden Sinn in den sichtbaren Werken kund macht. Beide, Dr. Johannes Roth und Dr. Michael Erdl, sind ihrem ganzen innern und äußern Beruf nach Naturforscher und Aerzte. Sie sind dem Ziel ihrer jugendlichen, kräftigen Zuneigung schon über manchen Berg und durch manches Thal nachgegangen, und auch jetzt ist es vor Allem dieses eine, was sie zur Mitreise nach den Morgenländern bewegt. Zu diesen Vieren hatte sich schon von München aus noch ein anderer Freund gesellt, der fleißige und geschickte Architektur- und Landschaftsmaler Martin Bernatz, der in sehr vielen treuen Zeichnungen, dem schnell vorübereilenden Flusse der äußeren Erscheinungen, welche uns auf dieser Reise begegneten, ein festes Bestehenbleiben für die Erinnerungen verlieh. Für diese Fünf, welche gleich von dem ersten Schritt der Reise an gemeinsam das Angesicht wie die Herzen gerichtet hatten nach dem Lande des Aufganges, bedurfte es keiner längeren Bekanntschaft und Zusammenseins, um sie in Einklang mit einander zu bringen; sie glichen schon daheim fünf Saiten eines Saitenspieles, welches die Hand eines guten Tonkünstlers aneinandergefügt und gestimmt hat zu einem Liede, das von Freude und Frieden singet, und so blieben sie dies auch im fernen Lande.

Eine andre, kleinere Reise, führte über Württemberg den Rhein aufwärts; auf dieser waren Möttlingen, wo der wundersame Pfarrer Blumhardt lebte und das Wupperthal die anregendsten Punkte.

Sonst ging das Leben seinen stillen Gang. Die Jahre der Ernte waren gekommen; zuvörderst innerlich in einem seligen Frieden des Gemüthes, wie des Hauses und des Amtes, dann auch äußerlich in allerlei Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten, Orden, Titel, Adel, die theologische Doctorwürde und vieles

Andere der Art. So mochte auch das Doctorjubiläum im März 1853 dem Gefeierten ein Zeugniß geben, wie allgemein, wie sehr man ihn liebe und ehre. Am meisten bewegte ihn aber — achte ich — die Jubelfeier der Hochschule von Jena 1858, wo er neben K. B. Hase und Humboldt den Ehrensitz einnahm.

Unter allen diesen Ernten hat er in stiller Demuth und treuem Dienste fortgefahren, Saaten für die Ewigkeit auszustreuen. Er hat seinen Platz in der Akademie der Wissenschaften mit Ehren ausgefüllt, die ihm vertrauten Sammlungen gemehrt und geordnet, des Lehramtes gewaltet, so lange er vermochte, und als Schriftsteller in gelehrten und ungelehrten Büchern zum Volke geredet. Er hat, was mehr ist wie dies Alles, sein Haus zu einem Tempel des Gottes gemacht, den er durch seine ganze Persönlichkeit verkündigte. Gastfrei, fast ohne Maß, wohlthätig, wo er nur helfen konnte, theilnehmend, wo man ihn nur duldete, hat er Gutes gethan und ist nicht müde geworden.

Inzwischen hat der Tod zur Rechten und Linken die Zahl seiner Lebensgenossen gelichtet; er hat Lehrer, Freunde, Schüler begraben. Das brachte ihn zu dem Entschluß, sich selbst über den Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben Rechenschaft zu geben. Er that dies in seiner unter diesem Titel von 1854 bis 1856 bei Palm und Enke in Erlangen in 5 Bänden erschienenen Selbstbiographie. Es ist ein Buch, wie es nur ein Greis, und auch nicht ein jeder Greis, zu schreiben vermag, und wer kein ander Verlangen mitbringt, als den innern und äußern Lebensgang Schuberts kennen zu lernen, dürfte leicht ungeduldig werden. Wer sich aber der Führung des alten Gelehrten gern überläßt, ihm in seinen Gleichnissen in die verschiedenen Reiche der Erde und des menschlichen Wissens zu folgen bereit ist, der sieht ihm wohl gern in das lebendige Auge, wenn er ihm ein Bild von den Arbeiten, die in den letzten fünfzig Jahren für das Reich Gottes geschahen, zeichnet, und die Männer alle, die er so lieb hat, recht lebendig

vor uns führt. Bisweilen auch wird es dem dankbaren Leser sein, als sähe er eine Thräne im Auge des frommen Berichterstatters, deren Widerschein in seinem eigenen Auge glänzt.

Der leitende Gedanke ist übrigens mit jugendlicher Kraft durch das umfangreiche Werk festgehalten. Ein Gleichniß zwischen dem Val Paraiso und dem Greisenalter leitet die Betrachtung ein. „Das Greisenalter", heißt es da unter Anderem, „ist in der herbstlichen oder winterlichen Abgestorbenheit seiner äußeren Natur ein Friedhof, für welchen das Sehnen des Menschenherzens, wenn es zur inneren Stille gelangt, gerne ausruht und noch einmal seine Kräfte sammelt, ehe denn der Staub wieder zu der Erde kommt, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Er bleibt dann stehen, um das Ganze seines Lebens zu überblicken, und findet sich dadurch veranlaßt, auch auf dasselbe anzuwenden, was der alte Herr v. Knebel am Ende des seinigen bekannt hat: „Man wird bei genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der durch eigene Natur und durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist. Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich am Ende doch ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt!"

Nun beginnt er, der Hand, welche sein Leben geführt hat, dankbar nachzugehen. Am Ende des Ganzen gedenkt er des Todes seiner Freunde, Friedrich von Roth, Köthe's und des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg. „Bald nachher trat ich in den Ruhestand von meinem amtlichen Wirken und in eine große Abgeschiedenheit aus dem geselligen Leben ein. Was später geschah, ist wie ein Traum an mir vorübergegangen. Ich aber schäme mich nicht, diese armseligen Berichte mit den Worten des alten einfältigen Gebetreimes zu schließen, welcher so lautet:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch lebe, lenke Du."

Zuletzt bekennt er sich einen Schuldner an Gott und Menschen, der aber doch der Gnade gewiß sei, spricht von seiner seligen Erwartung des künftigen Lebens und schließt mit Dank und Segen für seinen König.

Das Buch war Schelling gewidmet, der aber erlebte die Vollendung desselben nicht mehr; auch noch ein anderer Todesfall ging Schubert nahe, derjenige der Herzogin v. Orleans; doch fand ihn dieser noch so kräftig, daß er der um diese edle Fürstin trauernden Mitwelt ein ansprechendes Bild derselben aus ihren Briefen zu zeichnen vermochte, ein Büchlein, das noch bei Lebzeiten des Verfassers fünf neue Auflagen erlebte und an dem er bis zu seinem Tode ergänzt und verbessert hat. Er war überhaupt bis an's Ende thätig.

39. Schubert's Tod. [1])

Bereits im Sommer 1859 erkrankte der Greis so schwer, daß sein Tod mit Bestimmtheit erwartet wurde. Während dieses Leidens vollzog sich in Form eines Nachtgesichtes ein Streit, welcher durch sein ganzes Leben gegangen ist, welcher auch seine letzten Lebenstage beherrscht, aber überall mit der Versöhnung geendet hat; derjenige zwischen der Selbstanklage seines engen und strengen Gewissens, in dem die kleinste Lieblosigkeit vergebens Raum suchte, und dem festen Glauben an die Gnade seines Gottes. Was er damas erlebt hat, scheint übrigens ziemlich genau zu dem zu passen, was er ebenfalls unter der Form eines Traumes in dem drittletzten Kapitel seiner Lebensbeschreibung darstellt.

Die Angehörigen sahen die Tage seines Lebens, die ihm noch behalten waren, als ein Geschenk an, und es hätte nicht der Hinweisung auf sein nahes Ende bedurft, um sie zu öfteren Be-

---

[1]) Vgl. die Mittheilungen über seine letzten Tage in Nro. 62 der Ev. Kirchen-Zeitung 1860.

suchen bei ihm zu ermuntern. So feierte er noch, von Enkeln und Urenkeln umgeben, ein gar liebliches Weihnachtsfest; hatte nach Ostern 1860 noch einmal die Freude, seinen Schwiegersohn Ranke bei sich zu sehen, und wurde an seinem achtzigsten Geburtstag, dem 26. April, ebenfalls von den Kindern überrascht. Am 17. Mai, dem Tage der Himmelfahrt, nahm er mit seiner Gattin das heilige Abendmahl; es waren fast genau 33 Jahre, seit er seinen Einzug in München gehalten hatte. Nun rüstete er sich zur Uebersiedelung in seine Sommerwohnung. Dieselbe war bereits in Starnberg gemiethet, und der alte Herr freute sich, daß er von dort aus werde jeden Sonntag nach München zur Kirche kommen können. Aber er war zu schwach, als daß man ihn noch hätte dahin bringen dürfen. Dagegen hatte sein Enkelsohn, unter dessen ärztlicher Pflege er seit längerer Zeit stand, das Landgut Laufzorn bei Großhesselohe, ohnweit München, käuflich erworben; dort bot sich ihm eine bessere Ruhestätte. Anfangs gingen ihm die Tage daselbst glücklich und leicht hin; er freute sich, Abends vor der Thüre zu sitzen, ergötzte sich an den jungen Bäumen, welche der Enkelsohn gepflanzt hatte, und noch mehr an seinen beiden niedlichen Urenkelinnen. Doch nahm seine Schwäche so rasch überhand, daß er bald auf sein Zimmer beschränkt ward, selten noch der freien Himmelsluft kostend. Dazu kam bestimmtere Todeserwartung. Am 1. Juni fragte er nach dem Datum und sagte dann: also „Gott Lob! nur noch vier Wochen.“ Allmählich traten diese Gedanken wieder zurück; er arbeitete an der sechsten Ausgabe seiner Erinnerungen an die Herzogin von Orleans und sah am 17. Juni noch viele Besuchende in seinem Zimmer. Am 18. ließ er sich seine dritthalbjährige Urenkelin bringen, um ihr von dem Herrn Jesu zu erzählen. Am Abend desselben Tages nahm sein Leiden eine tödtliche Wendung: es trat ein Blutverlust und in Folge davon eine Schwäche ein, welche fürchten ließ, die durch Boten und durch den Telegraphen herbeigerufenen Verwandten würden zu spät ankommen. Er überstand

aber die schlaflose Nacht und begrüßte seine Tochter mit dem Worte: „Du bringst mir Genesung.“ In der folgenden Nacht fand er den Schlaf wieder und konnte den Dekan Meyer aus München, welcher ihm das letzte Abendmahl brachte, am 21. freudig empfangen. „Doch bat er, mit seinem geliebten Seelsorger vorher noch einmal allein sprechen zu dürfen. Da hat denn dieser alte Jünger — es mochte etwa die vierte Stunde des Nachmittags sein — seine Sünden mit solcher Demuth bekannt und zugleich mit so fester Zuversicht des Glaubens um Vergebung gebeten, daß der Geistliche tief davon ergriffen war.“ — Nach beendigter Beichte nahmen die Uebrigen betend und singend an der hohen Feier Theil. „Da dieselbe zu Ende war, kam Eins nach dem Andern und küßte ihm die Hand. Da pries er die Gnade, die ihm Alles vergeben habe und sprach mit freudiger Erregung von dem Vaterhause, wo sie einander bald wiedersehen würden.“ Nun folgte eine Zeit, in welcher bald Fieberphantasieen ihn beunruhigten, bald seine Arbeitslust ihn wieder ergriff, bald Vorlesungen aus der Schrift von ihm begehrt wurden. An dem Spruche Jer. 31, 20 kräftigt er sich sichtlich. Zweierlei beunruhigte ihn noch: Er fürchtete zu ersticken und wandte sich deßwegen in Gebeten, welche durch ihre Bestimmtheit die Umgebenden in Staunen setzten, an seinen Gott, sich auf sein Kindesrecht berufend. Dann wollte er durchaus noch eine Ergänzung in dem Buche über die Herzogin anbringen. Endlich fand er die Stelle, wo er bis dahin vergessen hatte, einer Dame dankend zu erwähnen, welche ihm Einiges mitgetheilt hatte. Es kam noch ein drittes hinzu: „Am dritten Tag vor seinem Ende — 28. Juni — ließ er seine Tochter des Morgens vor 4 Uhr zu sich rufen, um ihr etwas mitzutheilen, was ihm bei Nacht schwer auf dem Herzen gelegen hatte. Es sei, so sagte er, in der Kirche etwas eingerissen, was ihr höchst verderblich sei, das übertriebene Menschenlob. Er deutete an, daß man ihm selbst dieses Lob in übertriebener Weise ertheilt habe; es

ist aber kein Zweifel, daß er sich selbst eines Antheils an diesem Unrecht bewußt war, und daß es ihm noch am Ende seiner Tage Schmerzen machte, begabte und wirksame Männer auf eine Weise gelobt zu haben, die diesen selbst gefährlich war und darum vor Gottes Gericht nicht bestehen konnte. Er fühlte sich, wie von einer schweren Bürde befreit, als er sich ausgesprochen und von seiner Tochter die Zusage empfangen hatte, daß sie es mir mittheilen werde (d. i. dem Schwiegersohne)."

Er reifte dem Tode langsam entgegen, tröstete am 29. die Pfleger, als er sie sagen hörte, ach das ist recht schwer, und sprach: „Nein, nein, das ist nicht schwer." In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag brach der Todeskampf aus, er konnte den Morgen nicht erwarten und verlangte schon um 11 Uhr des Nachts den Morgensegen zu hören. Als der Tag endlich kam, las man aus Röm. 8, 18—23.

„Bald darauf fing er an, etwas zu röcheln. Aber mit vollem Bewußtsein ließ er sich noch umkleiden und aus dem Bett heben. Er hoffte, auf seinem Lehnstuhl zu verscheiden. Da ließ er sein sterbend Haupt noch einmal waschen. Noch einmal vernahm er sein Lieblingslied: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr. Da er Arznei genommen hatte, verschwanden die Beschwerden des Athmens ganz, und er verlangte, noch einmal in sein Bett gehoben zu werden. Da lag er denn in vollkommener Ruhe. Dann sagte er: Jetzt wird die Sonne bald untergehen. Für den Trank, den ihm sein lieber Arzt reichte, war er sehr dankbar; er vergalt diese Erquickung mit einem Segenswunsch. Man hörte ihn mit leiser Stimme sagen: Lieber Heiland — guter Heiland — wie herrlich, wie schön. Als man ihm sagte: bald wirst du deinen Heiland sehen — antwortete er leise: Ich sehe ihn schon. Gnade, Frieden und Segen über Euch Alle! Das sind seine letzten Worte gewesen. Noch einmal wurden jene Worte himmlischen Trostes aus dem Propheten Jeremias über ihn ausgesprochen. Noch einmal öffnete er die Augen; es war

der Blick eines Betenden. Dann folgten zwei Athemzüge, wie die eines betäubt gewesenen und noch ein wenig schluchzenden Kindes; das Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite — und er war verschieden." Er starb an demselben Sonntage, an dem er vor sechzig Jahren zum ersten Male auf der Kanzel gestanden hatte.

40. Schluß.

Als die Nachricht von Schuberts Erkrankung durch das Land ging, da war es, so erzählen die Freunde, als ob die Betglocke geläutet würde. Ueberall beugten sich Kniee und beteten Herzen für ihn um eine leichte Erlösung. Die Kunde von seinem Tode war eine Trauerbotschaft für seine Vaterstadt und über dieselbe hinaus. Man sprach es aus, [1]) daß die Stadt um ein gastlich Haus, die Welt aber um einen der edelsten Menschen ärmer geworden sei; daß sein Name fortleben solle, so lange noch Tugend, fleckenlose Reinheit des Charakters, Edelmuth der Gesinnung, eine mit der umfassendsten Fülle des Wissens gepaarte, wahrhaft kindliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, ein dem reinsten Forschen und Streben nach Wahrheit gewidmetes Leben in der Welt ihre Geltung haben.

Für seine Beerdigung hatte der Entschlafene selbst die genauesten Bestimmungen getroffen. Er hatte sich einen Platz bedungen, da später seine Julie neben ihm ruhen könne, hatte gewünscht, in derselben Stunde zur Ruhe getragen zu werden, wo einst seine Henriette, um acht Uhr des Morgens, und hatte sich auch das Lied: Herzlich lieb hab' ich dich, gewählt, welches vor und nach der Trauerrede gesungen werden sollte. Diese hielt Dekan Dr. Meyer und führte in derselben aus, wie der Friede Gottes den Entschlafenen im Leben begleitet, im Tode umwaltet habe und ihn jetzt in der Fülle der Ewigkeit umgebe. Es war

---

[1]) Vrgl. Allg. Ztg. 1860. Nro. 185. 187. 188.

ein Begräbniß, wie man es selten sehen und wie es noch seltner einem Protestanten in München werden mag. Ein zahlloses Gefolge, die Elite der Bevölkerung, wetteiferte, ihm die letzte Ehre, den letzten Dank abzustatten. Wohlthuend war die Erscheinung des Benedictiner-Abtes Dr. Haneberg in vollem Ordenskleide, doppelt, weil sie nicht vereinzelt war.

Den Freunden war es lieb, von Barfuß Meisterhand ein in Kupfer gestochenes Bild des Entschlafenen zu erhalten. [1])

Wir aber halten still, um von der Höhe des Grabhügels noch einen letzten Blick auf Gotthilf Heinrich v. Schubert zu werfen. Er hat als Naturforscher, als ein Genosse der Prediger des göttlichen Wortes, als Schriftsteller, als Christ unsere Theilnahme in Anspruch genommen.

Seine Gelehrsamkeit war eine so umfassende, wie sie sich wohl nur bei den allerwenigsten seiner Zeitgenossen wiederfinden dürfte. Er war in den alten Sprachen gründlich unterrichtet; von den neueren war ihm keine der romanischen fremd, die englische geläufig. Die Weltgeschichte und alle diejenigen Wissensgebiete, welche den Theologen machen, hatte er durchlaufen. Und das alles nur nebenher; denn die Wissenschaft seines Lebens war die von der Natur in allen ihren Zweigen. — Allerdings gehört er nicht zu den Gelehrten ersten Ranges; er hat viel gefördert; nirgends jedoch eigne neue Bahnen eingeschlagen; aber wir dürfen seine Bedeutung dennoch nicht gering achten. Er war noch kaum dreißig Jahre alt, als ein Schlosser an ihn schrieb: „Du, dessen jugendlicher Geist schon nur Gedanken der Menschheit denken konnte, bist um so ernster, eifriger, lauter als jemals, zu dem Werke der Versöhnung berufen. Gehe uns voran, wir wollen dir gern folgen.“ Er stand auf der Mitte seines Lebens, als ihm Schelling schrieb: „Du hast die Freude der Menschen an

---

[1]) Vrgl. den Holzschnitt im August-Heft der Leipziger Ill. Ztg. von 1860.

Dir gesehen, Du hast die Größe Deines Berufes an den ersten Wirkungen schon erkannt, und die Freude wird immer größer werden, — Gott segne Dich und lasse Dich auf dem Leuchter, worauf er Dich gesetzt, fort und fort und immer heller leuchten, als ein Licht, das zu Vieler Erleuchtung und Erwärmung bestimmt ist." Auch Männer, welche seine Ansichten nicht theilten, wie Nees, Oken, Otto, Meister ihrer Wissenschaft, haben ihm durch Wort oder That ein ähnliches Zeugniß gegeben.

Doch wir bedürfen dessen nicht; denn wir wissen, daß er überall Hand angelegt, überall weiter gebaut, geholfen hat, und daß kein Zweig seiner Wissenschaft dessen entbehren möchte, was er in ihr gethan. Sein Werk war es, suchend und ausführend mit unermüdlichem Fleiße den Spuren nachzugehen, auf welche die Meister ihn wiesen, sodann die Schätze, welche Wenige reich machten, zum Gemeingut Vieler zu machen, und vermöge der Freude an der Sache, welche ihm aus der Seele redete, Andere für dieselbe zu gewinnen. Die besonderen Gaben, welche ihn dazu geschickt machten, waren neben seiner glühenden Liebe für die Wissenschaft und seinem eisernen Fleiß, seine Empfänglichkeit, seine Bescheidenheit und nicht zuletzt seine anmuthige Darstellung.

Genau mit denselben Gaben, und darum auch denselben Kräften begegnen wir ihm auf dem Felde, wo er uns näher steht, dem geistlichen. Er arbeitet hier vorwiegend mit dem Gemüth und überläßt sich der Heiterkeit und Frische desselben. So erklärt sich jene bald gescholtne, bald wieder zu hoch erhobene Duldsamkeit seines Wesens. Allerdings ist die Linie, über der er sich bewegt, eine so weite, oder sein Standpunkt über den Parteien ein so hoher, daß ihm viele der von ihm hochgeachteten Männer so weit nicht zu folgen vermochten. Es ist ein Kleines, daß er mit allen Confessionen in gleichem Frieden geht; der lutherische Schöner, der reformirte Krafft, der katholische Sailer stehen seinem Herzen gleich nahe; aber welch' eine bunte Schaar bilden diejenigen, mit denen er sich zum Aufbau des Reiches Gottes in nähere Verbindung setzte.

Welch' einen Weg hat man zurückzulegen von der Stellung seines Freundes Köthe, oder der des alten Vogel in Erlangen bis zu der Hengstenbergs; und welche Querlinien ziehen sich da hindurch: Kießling, Schöner, Burger, Spleiß und Krafft, Bomhard, Blumhardt, Barth, Neander, Tholuck, Nitzsch und zu allen Zeiten Schelling!!

Aber gerade darin lag seine Kraft und seine Bedeutung. In seinem Herzen waren alle diese Männer wirklich vereinigt, ihm waren sie alle Bauleute Gottes, und vor seinem reinen Auge war alles rein; er sah nur Licht. Dadurch wurde er so besonders geschickt zum Volksschriftsteller, und wenn gesagt wird, er sei Stillings Nachfolger geworden, so muß zugestanden werden, daß er mehr als dieser gewirkt hat. Sein Wort ist überall hin gedrungen und hat eine freundliche Stätte gefunden, wo man ein strengeres zurückgewiesen hätte. Ich komme deßwegen auf ein früheres Bild zurück und nenne ihn einen der rührigsten Werbeoffiziere seines Herren.

Dabei ist zu beachten, daß seine innere Entwickelung mit dem Jahre 1824 etwa abschließt, mit einer Zeit also, wo noch alle bibelgläubigen Christen fest zusammenhielten. Verschiedene Wege, einander selbst bekämpfend, sind diese erst seit den letzten dreißig Jahren gegangen, und in diese Zeit der Wirren und Streitigkeiten ragt nun sein Bild als ein Denkmal der Friedenszeit hinein. So wird er selbst durch seine bloße Erscheinung zu einem Prediger der Liebe und des Friedens.

Am meisten aber und am nachhaltigsten hat er lehrend und erbauend durch seine Persönlichkeit gewirkt. Nehmt Alles nur in Allem, er war ein Christ, und die mit ihm in Verbindung traten, erfuhren etwas von der Gewalt des Christenthums oder von der Seligkeit seines Friedens. Dankbare Liebe gegen Andere, bei unerbittlicher Strenge gegen sich selbst, war der Grundton seines Wesens. Hat man doch von ihm gesagt, wer einen Besuch von ihm haben wolle, müsse ihn reizen, er werde

gewiß morgen kommen, um zu versöhnen. So wußte er nur, wo er gut zu machen, zu mildern habe. Er bedauert in seiner Selbstbiographie, daß er nicht Jedem danken könne, von dem er auf seiner Lebensreise einen Becher Wassers oder Weins erhalten habe. Wie Viele aber hat er gelabt! es war ja dies so recht sein Thun, Andern auf ihrem Lebenswege förderlich zu sein. So wurde sein ganzes Leben zu einem Segen, dessen Fülle und Tiefe sich nicht ermessen läßt, und so geschah es, daß Tausende an seinem Grabe bekannten:

Ach, wir haben einen guten Mann begraben. Und mir war er mehr.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer

zur Erweckung und Erbauung der Gemeine.

Herausgegeben

von Freunden des Reiches Gottes.

Eingeleitet von

Dr. A. Tholuck.

8 Bände, jeder Band in 6 Heften.

Inhalt:

Erster Band. (In zweiter Auflage.)

Zweiter Band.

Dritter Band.

Vierter Band.

---

*) Hierzu ist erschienen: Zinzendorf's geistliche Lieder und Dichtungen, ausgewählt von H. A. Daniel. 8. geh. 12 Sgr.

3. Heft. Leben Siegmund August Posner's von Dr. Posner.
4. = Leben Wilhelm Köllner's von F. Nitzsch.
5 u. 6. = Leben Valerius Herberger's von Ledderhose, und Leben Philipp Friedrich Rieger's von Eickhoff.

Fünfter Band.

1. Heft. Leben Heinrich Stäheli's von J. J. Heim.
2. = Leben Israel Hartmann's von J. Volkening.
3. = Leben J. G. W. Burgmann's von G. W. Pieper.
4. Heft. Leben Aug. Hermann Francke's von G. Mühlmann.
5. = Leben des Ansgarius von V. Volkening.
6. = Leben Gerhard Tersteegen's von C. Barthel.*)

Sechster Band.

1. Heft. Leben Christian Gottfried Aßmann's von A. Rische.
2. = Leben Hans Egede's von Fr. W. Bodemann.
3. = Leben Ernst Gottlieb Woltersdorf's von R. Besser.
4. = Leben Martin Boos von Fr. W. Bodemann.
5. = Leben J. G. Schöner's von K. F. Ledderhose und Leben Fr. Aug. Weihe's von Fr. Prött.
6. = Leben König Alfreds des Großen von England und Leben König Ludwigs IX. des Heiligen von Frankreich von A. Rische.

Siebenter Band.

1. Heft. Leben Lazarus Spengler's von Ed. Engelhardt.
2. = Johann Caspar Lavater von Fr. W. Bodemann.
3. = Leben Johann Michael Feneberg's von Fr. Wilh. Bodemann.
4. = Leben Johann Caspar Schade's von A. Rische.
5. = Leben Adalberts von Prag von W. Hosäus, und Leben des Johannes Brenz von Fr. Prött.
6. = Leben Johann Reinhard Hedinger's von K. F. Ledderhose.

Achter Band.

1. Heft. Leben Johannes Chrysostomus von T. H. Tauscher.
2. = Leben Johann Ernst' des Frommen von R. Besser.
3. = Leben Paul Speratus von Ed. Engelhardt.
4 u. 5. = Claus Harms, ein Lebensbild von Dr. K. Schneider.
6. = Leben des Matthias Devay von Ed. Engelhardt.

---

*) Hierzu: Tersteegen's geistliche Lieder und Dichtungen mit Auswahl von C. Barthel. 8. geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Preis eines jeden Heftes 5 Sgr., bei Abnahme von mindestens 6 Heften in beliebiger Auswahl 4 Sgr.

Die Sonntags-Bibliothek

beginnt mit diesem Bändchen eine

Neue Folge.

Sie benutzt diese Gelegenheit, um den Mißstand zu beseitigen, der sich ihr wiederholt darin fühlbar gemacht hat, daß ihre Lebensbilder an ein bestimmtes Maß räumlicher Ausdehnung, so wie an einen bestimmten Preis gebunden waren, Schranken, die sich mit freierer autorschaftlicher Behandlung des Gegenstandes nicht immer vertrugen, außerdem auch der Verlagsbuchhandlung hinsichtlich der äußeren Behandlung die enger Grenzen der ursprünglichen, einer früheren Zeit angepaßten Anlage aufnöthigten. Sonst wird die Sonntags-Bibliothek auch im neuen Kleide den alten Geist bewahren und der Erbauung der christlichen Gemeinde zu dienen fortfahren. Hiefür aber die besten Kräfte zu gewinnen, wird das erhöhte Bestreben von Redaction und Verlagshandlung sein. Das Erscheinen der Fortsetzungen wird nicht an eine bestimmte Zeit gebunden sein, um auch hierin von äußerer Nöthigung frei und nur von der Rücksicht auf die Tüchtigkeit des zu Bringenden abhängig zu sein. Damit ist auch gegeben, daß die einzelnen Biographien nicht mehr zu Bänden angesammelt werden, sondern sich mehr als selbständig darstellen, wie denn ja schon bisher die Sonntags-Bibliothek vielfach einzeln und in Auswahl gekauft wurde.

Beiträge zur Sonntags-Bibliothek (die im Fall der Annahme angemessen honorirt, andernfalls möglichst bald zurückgeschickt werden) sind an die Redaction derselben unter Adresse der Verlagshandlung zu richten.

Redaction und Verlagshandlung der Sonntags-Bibliothek.